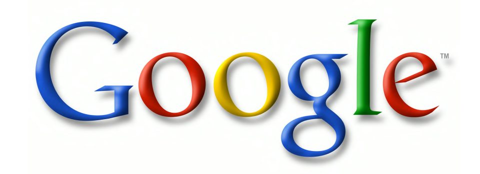

Google



Besonders Amerika -Ber





DR. OSKAR LENZ

k. k. Universitätsprofessor

PRAG.

Lichtdruck von J. Brunner in Winterthur.

Fernschau.

Jahrbuch

der

Mittelschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft

in

Aarau.

Dritter Band.

Mit circa 50 Abbildungen und einer Lichtdrucktafel.



Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1889.

Inhaltsverzeichniss.

Vorbericht.

Abhandlungen.

Miscellen.

Recensionen.

Von Dr. H. Brunnhofer.



1. Bericht des neuen Vorstandes.

Bei Bestellung des neuen Vorstandes war der Druck des Jahrbuches bereits vollendet.

Der neue Vorstand beschränkt sich auf nachfolgende Berichterstattung.

Kurz nach dem IV. Schweizerischen Geographentag in Aarau wurde unsere Gesellschaft von Ereignissen betroffen, welche einerseits in der bisherigen Organisation der Gesellschaftsleitung gewisse Mängel aufdeckten, anderseits berechtigte Zweifel in die Zuverlässigkeit einer in dem II. Bande der Fernschau erschienenen Publikation des Herrn Dr. E. Hassler aus Aarau, betitelt: „Centralsüdamerikanische Forschungen“, aufkommen liessen.

Der bisherige Vereinspräsident, Herr Dr. Hermann Brunnhofer, trat plötzlich von der Gesellschaft zurück aus Gründen, die in keiner Weise im Zusammenhange mit seiner Thätigkeit als Präsident der Gesellschaft stehen. Der neue Vorstand erfüllt eine Pflicht, wenn er hier dem aus der Gesellschaft ausgetretenen Gelehrten für dessen rastlose Hingabe an die Gesellschaftszwecke die verdiente Anerkennung ausspricht.

Auch der bisherige Kassier, Herr E. Heusler, reichte seine Entlassung ein, und so ruhte die ganze Last der Geschäfte auf dem um die Entwicklung der Gesellschaft so hochverdienten Sekretär, Herrn Kaufmann Karl Bührer.

Die Generalversammlung vom 6. Dezember 1888 bestellte aus ihrer Mitte eine Kommission und gab derselben auf, über den Stand der Gesellschaft und ihrer Verhältnisse Untersuchung zu pflegen und Bericht zu erstatten. In diese Kommission wurden gewählt die Herren Stadtammann Fürsprech E. Tanner, Dambach, Adjunkt der Kreispostdirektion, Spühler, Redaktor der „Aargauer Nachrichten“, A. Trüeb, vom Hause Müller & Cie., Wehrli-Märk, Cassier der aarg. Bank. Auf erfolgte Ab-

lehnung des letztgenannten Herrn, der aus der Gesellschaft ausgetreten, ergänzte sich die Kommission durch Herbeiziehung des Herrn Dr. Stähelin-Herzog in Aarau.

Als Präsident wurde Herr Stadtammann Tanner, als Schriftführer der unterzeichnete Berichterstatter ernannt.

In drei Sitzungen hat sich die Kommission vorab mit den berichtsweisen Mittheilungen des bisherigen Sekretärs und dessen Rechnungsstellung beschäftigt und erstattete am 19. März ihren von Herrn Stadtammann Tanner verfassten Schlussbericht an die Generalversammlung mit folgenden Anträgen:

1) Es sei sofort ein neuer Vorstand von 5 Mitgliedern zu bestellen.
2) Dem neuen Vorstande seien insbesondere folgende Massnahmen anzuempfehlen:
   a. Geschäfts- und Sammlungsübernahme Seitens des Herrn Karl Bührer unter genauer Protokollirung der Vorgänge.
   b. Umarbeitung der Jahresrechnung pro 1888.
   c. Aufnahme von Verzeichnissen über die Sammlungen.
   d. Aufstellung einer Bilanz und eines Schuldentilgungsplanes.

Diese Anträge wurden mit der in der Generalversammlung beantragten Erweiterung des Vorstandes von 5 auf 7 Mitglieder von ersterer genehmigt; zugleich wurde der Vorstand mit dem Rechte der Selbstergänzung für den Fall von Wahlablehnungen und dem Auftrage betraut, sich selbst eine den Gesellschaftsinteressen entsprechende Organisation zu geben.

Durch diese Schlussnahme der Generalversammlung wurde der Artikel 6 der Gesellschaftsstatuten (Zahl des Vorstandes) als abgeändert erklärt.

Als Präsident der Gesellschaft und des Vorstandes wurde ernannt Herr Dr. Stähelin-Herzog in Aarau.

Als Mitglieder die Herren Karl Bührer, J. J. Spühler, Trüeb, Wehrli-Märk, Professor Dr. Mühlberg, sämmtliche in Aarau.

In der ersten constituirenden Sitzung vom 3. April wurde die Organisation des Vorstandes getroffen.

Dieser glaubte, vorab dahin trachten zu sollen, dass die ganze, so umfangreiche und stets sich mehrende Geschäftslast,

die seit dem Bestande der Gesellschaft und namentlich in letzter Zeit in so grossem Masse auf den Schultern des Herrn Sekretär Bührer ruhte, in zweckdienlicher Weise vertheilt werde.

Die Zutheilung gewisser Arbeitspensa an die Vorstandsmitglieder machte eine Gliederung des Vorstandes in einen leitenden Ausschuss und in Subkommissionen wünschenswerth und bedingte sofort die Herbeiziehung neuer Fachkräfte, bezw. die Erweiterung des Vorstandes von 7 auf 9 Mitglieder.

Das Bedürfniss einer möglichst raschen Erledigung laufender Geschäfte erfordert einen Ausschuss von mindestens drei Mitgliedern. Es lässt sich nicht verkennen, dass die Dreizahl des bisherigen Vorstandes eine rasche Beschlussfassung und, wo nöthig, eine ebenso rasche Geschäftsabwicklung förderte, und dass die bisherige erfreuliche Entwicklung der Gesellschaft der Initiative und der Thätigkeit dieses dreigliedrigen Vorstandes zu verdanken ist. Aber aus dem oben angeführten Grunde der Entlastung und besonders auch mit Rücksicht auf eine möglichst sorgfältige Vorprüfung weitgehender Beschlussfassungen auf dem Gebiete des Finanzwesens der Gesellschaft, der wissenschaftlichen Thätigkeit derselben und im Museumswesen erschien es nicht nur nothwendig, die Zahl der berathenden Mitglieder zu vermehren, sondern die Absicht ging vielmehr dahin, im Interesse einer vielseitigen Prüfung und sachgemässen Durchführung der Vereinsgeschäfte und Untersuchungen den einzelnen Mitgliedern Spezialarbeitsgebiete zuzuweisen.

Für alle Amtshandlungen des leitenden Ausschusses und der Subkommissionen bleibt selbstverständlich die Genehmigung des Gesammtvorstandes vorbehalten, worüber ein Geschäftsreglement die nöthigen Bestimmungen aufnehmen wird.

Durch diese Gliederung glauben wir die Vortheile der frühern Organisation beizubehalten, ohne deren Nachtheile weiter zu führen.

Wir hoffen, die Generalversammlung werde die weitergehende Selbstergänzung nach Würdigung der angeführten Gründe genehmigen.

Für das laufende Geschäftsjahr wird nun der Vorstand bestellt wie folgt:

1. Leitender Ausschuss:

Präsident: Herr Dr. Stähelin-Herzog.
Vizepräsident: „ J. J. Spühler.
Sekretär: „ Karl Bührer.

Der Sekretär ist Correspondent, Protokollführer und zugleich Conservator des Museums.

---

2. Finanzkommission:

Generalkassier: Herr A. Trüeb.
Mitglieder: „ E. Wirz.
Vacat*.

---

3. Museums- und Redaktionskommission:

Herr Professor Dr. F. Mühlberg, Präsident..
„ Professor A. Schumann, Redaktor.
„ Karl Bührer, Conservator.
„ J. J. Spühler, Aktuar.
„ Bezirkslehrer H. Christoffel.

* Herr E. Näf ist inzwischen ausgetreten.

Der Museumskommission ist auch die Herausgabe der „Völkerschau“ unterstellt. Sie ist berechtigt, sich in ihrer Thätigkeit durch Fachexperten unterstützen zu lassen.

Die Redaktionskommission besorgt die Herausgabe des Jahrbuches (Fernschau) und allfällig weiterer wissenschaftlicher Publikationen.

Durch einen im Amerikanisten Congress vom 4. Oktober von dem Forschungsreisenden Herrn Dr. C. v. d. Steinen abgegebenen Bericht wurde unsere Gesellschaft auf Zweifel aufmerksam gemacht, welche in den Kreisen der Fachwissenschaft über die persönliche Erforschung des Rio das Mortes, des Araguay und Sao Lourenço durch Herrn Dr. Emil Hassler

herrschen, welche Erforschung im II. Bande der „Fernschau“ beschrieben ist.

Die Untersuchungskommission war erst nach Schluss ihres Berichtes in der Lage, in dieser, für die Gesellschaft unerfreulichen Angelegenheit Aufklärung zu erhalten. Herr Dr. Hassler, nach Europa zurückgekehrt, theilte dem Vorstande diesbezüglich zuschriftlich Folgendes mit:

„Dass ich meine Reisebeschreibung für ein weiteres Publikum geschrieben habe, und zwar nicht in der Absicht, durch dieselbe irgend ein wissenschaftliches Dokument liefern zu wollen. Ich habe während meines Aufenthaltes in Matto Grosso sowohl, als auch von Paraguay aus eine Reihe kleinerer Reisen ohne Militärbegleitung und auf meine eigenen Kosten gemacht, die Erlebnisse derselben natürlich nach dem Vorbilde der „tour de mondes“-Publikationen ausgeschmückt durch effektvolle Schilderungen in eine einzige Reise vereinigt.“

In Bezug auf die von Herrn Dr. E. Hassler von der Gesellschaft um Fr. 5000 erworbene ethnologische Sammlung proponirte die Untersuchungskommission demselben den Rückkauf zur gleichen Summe, worauf Herr Dr. Hassler bereitwilligst einging. Der Rückkauf ist perfekt.

Der Berichterstatter:

J. J. Spühler.

Der Vorstand hat vorstehenden Bericht genehmigt.

Die Subkommissionen desselben haben die Ausführung der von der Generalversammlung ertheilten Aufträge übernommen, worüber im nächsten Jahrbuche Bericht erstattet wird.

An die verehrlichen Mitglieder der Gesellschaft, die Herren Korrespondenten, die Tit. unterstützenden Behörden und Vereine spricht der Vorstand den Wunsch aus, sein aufrichtiges Bestreben, das fernere Gedeihen der Gesellschaft zu fördern, freundlich unterstützen zu wollen.

Aarau, 7. April 1889.

Der Präsident:

Dr. A. Stähelin-Herzog.

Der Sekretär:

Karl Bührer.

2. Mittelschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft in Aarau.

Schlussrechnung über das Jahr 1888.

Einnahmen.

	Fr.	Cts.
a) Beitrag des h. Bundes	2,000	—
b) Anleihen bei der Aarg. Bank . . .	5,000	—
c) Mitgliederbeiträge	5,410	10
d) Beiträge von h. Behörden und Korporationen .	1,760	—
e) Völkerschau	1,200	—
f) Inserate	1,907	—
g) Baargeschenke	1,527	90
	18,805	—

Ausgaben.

	Fr.	Cts.
a) Allgemeine Unkosten	5,676	28
b) Mobiliar	421	97
c) Drucksachen, Jahrbuch und Völkerschau . .	3,697	70
d) Bibliothek und Buchbinderkosten . . .	729	20
e) Ankäufe für das Ethnologische Gewerbemuseum	7,370	55
f) Entschädigung an den Redaktor . . .	400	—
g) Saldo	2	80
h) Photographisches Museum	506	50
	18,805	—

Der Rechnungssteller:
Carl Bührer, Sekretär.

Geprüft und richtig befunden
Die Rechnungskommission:
A. Trüeb, Kaufmann.
E. Wirz, Buchhändler.

3. Statuten

der

Mittelschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft

in Aarau.

1) Die Mittelschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft in Aarau betrachtet als den Rayon ihrer Thätigkeit die Kantone Aargau, Solothurn, Baselstadt, Baselland, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Tessin.

2) Zweck der Gesellschaft ist: einerseits die Hebung des wissenschaftlichen Studiums der Geographie, insbesondere an den Mittelschulen; andererseits die Förderung des Gewerbes und der Exportindustrie.

3) Die Gesellschaft legt eine geographische Fachbibliothek an, welche sich zunächst aus dem Schriftenaustausch, sodann aus den Büchergeschenken der Vereinsgönner aufbaut; ferner unterhält sie ein Ethnologisches Gewerbemuseum in Aarau, welches die Sammlung von Photographieen, von Rohstoffen und Industrieprodukten, endlich aller das Leben der Völker zur Darstellung bringenden Erzeugnisse in möglichst systematischer Vollständigkeit bezweckt.

4) Die Gesellschaft besteht aus ordentlichen Mitgliedern, aus Correspondenten und Ehrenmitgliedern.

5) Der Jahresbeitrag der ordentlichen Mitglieder beträgt Fr. 5, welche jeweilen am 31. Juli, als auf den Abschluss des Vereinsjahres eingezogen werden. Die ständige Mitgliedschaft kann jedoch auch durch einen Aversalbeitrag von wenigstens 100 Fr. erworben werden.

6) Der Vorstand besteht aus 9 Mitgliedern, der geschäftsleitende Ausschuss desselben aus 3 Mitgliedern: dem Präsidenten, dem Vicepräsidenten und dem Sekretär. (Siehe Bericht des neuen Vorstandes.)

7) Zum Zwecke der Rechnungsablage und der Vorstandswahlen findet eine Generalversammlung statt, bei welcher die Majorität der Anwesenden entscheidet.

8) Zur Aufrechterhaltung der Gesellschaftsthätigkeit soll nach Möglichkeit jeden Monat eine Vortragssitzung stattfinden.

9) Die Mitglieder im Ausland, welche die Interessen der Gesellschaft durch Zusendung von Original-Photographieen, sowie von Natur-, Handels-, Industrie- und Kunstprodukten ihrer bezüglichen Aufenthaltsländer an das Ethnologische Gewerbemuseum, oder durch Schenkung von geographischen Schriften, Karten, Atlanten, Globen und Reliefs an die Vereinsbibliothek, oder durch schriftliche Mittheilung ihrer Erfahrungen zu Handen des geographischen Jahrbuchs der Gesellschaft fördern, sind correspondirende Mitglieder.

10) Im Falle der Auflösung der Gesellschaft fällt der Besitz des Ethnolog. Gewerbemuseums, sowie die geographische Vereinsbibliothek dem Staate Aargau anheim, unter der Bestimmung jedoch, dass dieselben nicht getheilt werden und ihrem Zwecke erhalten bleiben.

Aarau, Juli 1886.

---

4. Mitgliederverzeichniss

der

Mittelschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in Aarau.

Ehrenmitglieder.

1. B. Scherrer-Engler, Präsident der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen.
2. Heinrich Moser, Centralasien-Forschungsreisender, auf Schloß Charlottenfels bei Schaffhausen.
4. Dr. H. Schinz, Südafrika-Forschungsreisender, Schöneberg bei Berlin, Hauptstraße 63.
5. † Rentier Michalski, Plantagenbesitzer, auf Schloß Hilfikon.
6. Kaufmann Andreas Bircher, von Aarau, in Kairo.

Lebenslängliche Mitglieder.

6. Kaufmann Hermann Billo, aus Moskau, Zürich.
7. „ Gottfried Schenker, Internationale Transporte, Wien.
8. Firma Russ-Suchard & Cie., Chocoladefabrik, Neuenburg.
9. Antiquar Emil Calame, Lausanne.
10. Firma R. & M. Frey, Chocoladefabrik, Aarau.
11. Firma Albert Fleiner, Cementfabrik, Aarau.
12. Villeroy & Boch, Terracottafabrik, Merzig.
13. Frau L. Ammann-Büchi, Kunsthandlung, Zürich.

Ordentliche Mitglieder,

Unterstützende Behörden und Corporationen.

a. Schweiz.

1. Kanton Aargau.

14. *Aarau.* Aargauischer Handels- und Industrieverein.
15. Aargauischer Kunstverein (Völkerschau).
16. Otto Amsler, Stadtkassier.
17. Robert Angst, Kaufmann.
18. Eugen Bally-Arndt, Fabrikant.
19. Bezirkskulturgesellschaft.
20. Bezirksschule.
21. Dr. Hermann Brunnhofer.
22. Karl Bührer, Kaufmann.
23. J. J. Bührer, Kaufmann.
24. H. Christoffel, Bezirkslehrer.
25. J. Dambach, Postadjunkt.
26. Eduard Erne-Leblanc, Kaufmann.
27. E. Frey-Bolley, Rentier.
28. Frey & Cie., chemische Fabrik.
29. Arnold Frey-Ryhiner, Fabrikant.
30. Emil Frey-Wirth, Kaufmann.
31. Gamper & Cie., Confectionsgeschäft.
32. F. E. Gasser, Fabrikant.
33. Gemeinderath der Stadt Aarau (Völkerschau).
34. Gustav Gerber, Marchand-Tailleur.
35. Fr. Gysi, Reißzeugfabrik.
36. Karl Hagenbuch, Coiffeur und Chirurg.
37. Hans Haßler, Sohn, Kaufmann.
38. Director Hauenschild.
39. H. Heller, Rechtsagent.
40. Hans Henz-von Seuter, Kaufmann.
41. Jakob Henz-Plüß, Kaufmann.
42. Dr. Hans Herzog, Staatsarchivar.
43. Alexander Heß, Kaufmann.
44. Emanuel Heusler, Kaufmann.
45. Emil Hoffmann, Kassier der Aargauischen Creditanstalt.
46. Dietrich Holzach, Bierbrauerei.

47. *Aarau.* Aug. Hommel-Stein, Reißzeugfabrik.
48. Herm. Hunziker-Fleiner, Rentier.
49. Alfred Kauf, Buchhalter der Aarg. Creditanstalt.
50. Kaufmännische Gesellschaft.
51. Abraham Keller, Mechaniker.
52. Kern & Cie., Instrumentenfabrik.
53. Arnold Kettiger-Bertschinger, Kaufmann.
54. Robert Kieser-Schmuziger, Bankangestellter.
55. B. Kühn, Hôtel Rößli.
56. Landolt & Cie., Lack- und Firnißfabrik.
57. Jakob Meili, mittlere Mühle.
58. Professor Dr. F. Mühlberg.
59. Heinrich Müller, Hôtel Löwen.
60. Müller & Cie., Lithographische Kunstanstalt.
61. Emil Näf, Kantonsstatistiker.
62. Hermann Oelhafen-Bührer, Bureauchef der Aarg. Bank.
63. Emil Pfisterer, Kürschner.
64. Regierung des hohen Standes Aargau.
65. Adolf Ringier, Kaufmann.
66. Johann Rohr, Oberrichter.
67. Samuel Rohr, Hôtel zum Wilden Mann.
68. Rüetschi & Cie., Glocken- und Geschützgießerei.
69. Rothpletz & Rychner, Thonröhrenfabrik.
70. H. Rychner, Gewehrfabrik.
71. Regierungsrath und Nationalrath Hans Riniker.
72. Remigius Sauerländer, Verlagsbuchhandlung, Buchbinderei.
73. Herm. Schießer, Kaufmann.
74. Ad. Schmuziger, Siegellack- und Tintenfabrik.
75. A. Schumann, Professor.
76. F. F. Schweizer, eidg. Banknoteninspektor.
77. J. J. Spinner, Spediteur.
78. J. Spühler, Redaktor der Aargauer Nachrichten.
79. Dr. med. Alfr. Stähelin-Herzog, Rentier.
80. Pfarrer Stephan Stöckli.
81. Fürsprech Erwin Tanner, Stadtammann.
82 August Trüeb, in Firma Müller & Cie., Lithographische Kunstanstalt.
83. Verein junger Kaufleute.
84. Manuel Vidiella, Weinhandlung.
85. Heinrich Wäffler, Turnlehrer.
86. Walder-Kunz, Bankbuchhalter.
87. Gustav Weber, Arzt.
88. Emil Wehrli-Märk, Bankkassier.
89. Adolf Wettler, Hôtel Ochsen.
90. Emil Wirz, Buchhändler.
91. Jul. Wittmer, Lithograph.
92. Max Wolfinger, Professor.
93. Gottfried Wolfsgruber, Photograph.
94. Konrad Wüest, Bezirkslehrer.

95. *Aarau.* Zebert-Altorfer, Geschäftsbücherfabrik.
96. Zeughausverwaltung (Völkerschau).
97. Abraham Zimmermann, Kunstgärtner.
98. Hermann Zschokke, Kaufmann.
99. Oberst Olivier Zschokke, Ingenieur.
100. Zurlinden-Rychner, Cementfabrikant, Präsident der Kaufmännischen Gesellschaft.
101. *Aarburg.* Bezirksschule.
102. J. C. Bühler, Weinhandlung.
103. *Aarburg.* Hinnen & Bachmann, Bürstenfabrik.
104. Merian, Weinhandlung.
105. Emil Rauber, Hutfabrik.
106. *Baden.* Bezirkskulturgesellschaft.
107. Bezirksschule.
108. F. H. Borsinger, Hôtel Blume.
109. Gebr. Borsinger, Hotel Limmathof.
110. F. Brunner, Hotel Schiff.
111. Bürli-Bucher, Stearin- und Parafin-Kerzenfabrik.
112. R. Diebold, Hotel Ochsen.
113. Alb. Dorer, Hotel Bären.
114. Kaufmännischer Verein.
115. Merker, Fabrikant, in Firma Merker & Sartori.
116. Gottfried Obrist, Postverwalter.
117. Carl Oederlin, Metallwaarenfabrik.
118. Bruno Saft, Grand Hotel-Besitzer.
119. Jak. Schätti, Hotel Freihof.
120. Pfarrhelfer Alfred Wunderlin.
121. Anton Wyss, Stadtpfarrer.
122. C. Thurnheer-Rohn, Parquetteriefabrik.
123. *Beinwyl.* R. G. & R. Baur, Cigarrenfabrik.
124. G. Merz, Kaufmann.
125. *Birrwyl.* Großrath Steiner-Nußbaum, Fabrikant.
126. *Bremgarten.* Oberst G. Bader, Apotheker.
127. Bezirksschule.
128. Honegger, Stadtrath.
129. Stadtrath Rob. Meienberg.
130. Martin Meier, Stadtrath.
131. Emil Pfyffer, Bezirkslehrer.
132. Anton Waltisbühl, Rechtsagent.
133. Hans Theodor Waltisbühl, Zahnarzt.
134. *Brestenberg.* Max Erismann, Wasserheilanstalt.
135. *Brugg.* Bezirksschule.
136. W. Büchler, Photograph.
137. Rudolf Geißberger, Förster.
138. Hermann Rauber, Mechan. Baumwollweberei.
139. *Buchs.* J. Bächli, Ingenieur.
140. Familie Gysi, Bezirksrichters.
141. *Buttwyl.* Hermann Augustin, Stud. phil. in Luzern.

142. *Buttwyl.* Kaspar Melliger, Stud. phil. in Luzern.
143. *Dottikon.* J. L. Fischer's Söhne, Strohwaarenfabrik.
144. *Dürrenäsch.* Alpsteg, Korkfabrikant.
145. Bertschy, jgr., Baumwoll- und Seidenbandfabrik.
146. *Eiken.* Pfarrer Fridolin Uebelhardt.
147. *Oberentfelden.* Dr. med. Othmar Rychner.
148. Vogel-Thut, Korkfabrikant.
149. Gebr. Walther, Bürstenfabrik.
150. *Fahrwangen.* Dr. J. A. Scartazzini, Pfarrer.
151. *Frick.* Bezirksschule.
152. Dr. F. Forster, Apotheker.
153. J. M. Geißmann, Pfarrer.
154. Oberrichter Kalt.
155. Fr. Theiler, Rector der Bezirksschule.
156. *Herznach.* Pfarrer Franz Xaver Bürgi.
157. *Kirchdorf.* Gebr. Anner, Knochenwaarenfabrik.
158. *Kölliken.* Bezirksschule.
159. Dr. med. Leon Ettinger.
160. J. Hilfiker-Hüssy, Mechanische Backstein- und Ziegelfabrik.
161. S. Jordi, Bezirkslehrer.
162. A. Matter-Hüssy.
163. J. Matter-Hüssy.
164. Gebr. R. & D. Matter.
165. *Künten.* J. B. Trost & Söhne, Metallwaarenfabrik.
166. *Kulm.* Bezirkskulturgesellschaft.
167. *Laufenburg.* Buser & Keiser, Mech. Strickereifabrik.
168. Dr. Oscar Gaeng, Fürsprech.
169. *Lenzburg.* Paul Bertschinger, Kaufmann.
170. Baumeister Bertschinger.
171. Bezirksschule.
172. Häusler-Langenbach.
173. D. Heer, Hotel Krone.
174. Henckell & Zeiler, Gemüse- und Frucht-Conservenfabrik.
175. Hünerwadel-Gaupp, Fabrikant.
176. Hünerwadel & Cie.
177. R. Ringier, Sohn.
178. Roth & Cie.
179. Stadtbibliothek.
180. *Merenschwand.* Pfarrer Villiger.
181. *Möhlin.* Alfred Gamper, Holzhändler.
182. Dr. med. Sebast. Urech.
183. *Muri.* Fried. Beck, Kaufmann.
184. Pfarrer A. Döbeli.
185. A. Glaser, z. Löwen.
186. Luftkuranstalt Schloß Horben.
187. *Niederlenz.* Brunner & Cie., Mechanische Buntweberei.
188. *Niederrickenbach.* Kuranstalt z. Engel.
189. *Reinach.* Rudolf Gautschi, in Fa. Gautschi & Hauri, Cigarrenfabr.

190. *Reinach.* H. Hediger & Söhne, Cigarrenfabrik.
191. Emil Wirz-Oschwald, Haftenfabrik.
192. *Oberrohrdorf.* Ad. Vogler, Fabrikant.
193. *Oftringen.* Plüß-Stauffer & Cie.
194. F. Wyß & Cie.
195. *Othmarsingen.* S. R. Marti-Wyß.
196. *Rheinfelden.* Bezirksschule.
197. Brunner & Amrein.
198. Roderich Bürgin, Controlleur.
199. Jakob Gloor, Rector der Bezirksschule.
200. Hotel Krone.
201. Tit. Direktion der Schweizerischen Rheinsalinen.
202. *Rohrdorf.* Castor Egloff, Fabrikant.
203. *Rothrist.* Oscar Schmitter, Fabrikant.
204. *Ryken.* Nationalrath Arn. Künzli, Fabrikant.
205. *Safenwyl.* A. Hüssy-Peri, Fabrikant.
206. H. Hüssy-Merian, „
207. O. Hüssy-Kunz, „
208. *Bad Schinznach.* Amsler-Brack.
209. *Seon.* Bezirksschule.
210. Otto Pfiffner, Fabrikant.
211. J. J. Widmer, „
212. *Sins.* Schüwig, Rector der Bezirkschule.
213. *Spreitenbach.* Hanhart-Soliva.
214. *Stein a./Rh.* Hch. Baumann, Fürsprech.
215. *Suhr.* Dr. Jean Bertschi.
216. Bezirksrichter Rüetschi.
217. Gemeindeammann Sam. Zehnder.
218. *Sulz.* Pfarrer Adolf Reinle.
219. *Teufenthal.* Samuel Karrer, Musikdosenfabrikant.
220. Adolf Karrer, Musikdosenfabrikant.
221. *Turgi.* Kappeler-Bébié, Fabrikant.
222. Zai-Kappeler, Fabrikant.
223. *Veltheim.* Hünerwadel-Schilplin.
224. *Villmergen.* Schnider & Stäger.
225. *Wegenstetten.* Pfarrer Xaver Knecht.
226. *Wettingen.* J. Keller, Seminardirektor.
227. *Wildegg.* Frau Wittwe Professor L. Amsler-Laué.
228. J. M. Bickel, Bleicherei.
229. Gottl. Deubelbeiß, Cassier der Firma Al. Isler & Cie.
230. Emil Isler, Fabrikant.
231. Othmar Isler-Guy, Fabrikant.
232. Othmar Isler, Buchhalter der Firma Al. Isler & Cie.
233. Alfred Oehler, Ingenieur.
234. *Wittnau.* Hermann Müller, Pfarrer.
235. *Wohlen.* Nationalrath Dr. Ant. Bruggisser, Strohfabrikant.
236. Rob. Bruggisser, in Firma M. Bruggisser & Cie.
237. Diem, Rector der Bezirksschule.

238. *Wohlen.* Isler-Cabezas, Strohfabrikant.
239. Jb. Isler & Cie., Fabrikanten.
240. Emanuel Isler, Fabrikant.
241. G. Meier-Darcis, Fabrikant.
242. Gebr. Wohler, Fabrikanten.
243. Conrad Walser, Fabrikant.
244. *Zofingen.* Herm. Fischer-Siegwart, Apotheker.
245. Dr. A. Landolt & Cie., Firnißfabrik.
246. Senn, Bierbrauereibesitzer.
247. Stadtbibliothek.
248. Gustav Strähl, Fabrikant.
249. Oberst R. Suter-Geiser.
250. Suter-Kunz, Privatier.
251. Dr. Zimmerlin.
252. *Zurzach.* H. Hauenstein, Bezirkslehrer.
253. J. Zuberbühler, Fabrikant, Großrath.

2. Kanton Appenzell.

254. *Herisau.* Reallehrer Weckerlin.

3. Kanton Basel-Stadt.

255. *Basel.* Aemmer & Cie., Maschinenfabrik.
256. A. Ballié, Freie Straße 29.
257. Friedr. Berner, Hotel Euler.
258. W. Bernoulli-von der Tann, in Fa. Leonhard Bernoulli.
259. Emil Birkhäuser, Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung.
260. G. W. Bronner.
261. F. Bühler, Alte Bayrische Bierhalle.
262. Gustav Burkhardt, Colonialwaarenhandlung.
263. Schweizerische Centralbahn.
264. Danzas & Cie., Speditionsgeschäft.
265. E. Dorner, Transports Internationaux.
266. Fischer, i. Fa. Gebr. Fischer.
267. Louis Fické, Directions-Inspector der „Equitable".
268. Gewerbemuseum (Völkerschau).
269. J. Heinz, Kunstschlosser.
270. Firma Hertener, Droschkenhandlung und Möbeltransport.
271. Industriegesellschaft für Schappe.
272. H. Klein, Hotel Storchen.
273. Köchlin & Sandreuter, Generalbevollmächtigte der Compagnie „Phönix".
274. † J. Kuhn, Glasmaler.
275. Ant. Maresch-Schmidt, Billardfabrik.
276. Paul Otto, Hotel Victoria.
277. Emanuel Preiswerk.
278. Lukas Preiswerk.
279. Regierung des hohen Standes Basel-Stadt.
280. C. C. Rumpf, Fabrikant.
281. Anton Stempfle, Fabrikation von Basler Leckerli, 7 Streitgasse.

282. *Basel.* Stöcklin & Cie.
283. Universitätsbibliothek.
284. Oberstlieutenant A. von Welk, Director der „Equitable".
285. J. Wild, Speditionsgeschäft.
286. Karl Zehnle.
287. Emil Ziegler, pr. adr. N. Brüderlin.

4. Kanton Basel-Land.

288. *Arlesheim.* F. W. Brüderlin, Director der Spinnerei.
289. *Bienenberg* bei Liestal. Hotel und Pension Bienenberg.
290. *Böckten.* Bezirksschule.
291. *Kilchzimmer* bei Langenbruck. Schmutz-Schneider, Kurhaus.
292. *Liestal.* Ständerath Birmann.
293. Emil Brodbeck, Oberrichter.
294. J. Buser und Sam. Keiser.
295. Pfarrer Karl Geltzer-Vischer.
296. Knabenbezirksschule.
297. Gebr. Lüdin, Buchdruckerei und Buchhandlnng, Verlag der Basellandschaftlichen Zeitung.
298. Mädchenbezirksschule.
299. Karl Moser, Apotheker.
300. Regierung des hohen Standes Basel-Landschaft.
301. Emil Richard, Obergerichtsschreiber.
302. Nationalrath A. Rosenmund, Fabrikant.
303. J. C. Seiler, Nachfolger von J. de Plattner, Fabrikant.
304. Major Spinnler, Halbleinfabrikant.
305. Dr. E. Spinnler, Fabrikant.
306. Dr. Friedr. Wienand, Zahnarzt.
307. *Schweizerhall.* Tit. Direktion der Salinen (Kt. Aargau).
308. *Sisseln.* Herm. Brogle.
309. *Therwyl.* Bezirksschule.
310. *Waldenburg.* Bezirksschule.
311. G. Thommen, Uhrenfabrik.

5. Kanton Bern.

312. *Aeschi* a. Thunersee. Horlacher-Luginbühl, Hotel Blümlisalp.
313. *Bätterkinden.* J. Zingg, Buchhalter der Tit. Holzstoff-Fabriken an der Emme.
314. *Bern.* Dr. Jul. Bloesch, Privatier.
315. Architect Davinet, Conservator der Schweiz. Schützenstube (Völkerschau).
316. Edmund von Fellenberg.
317. Fetscherin, Versicherungsagent.
318. Geographische Gesellschaft (Völkerschau).
319. Paul Heuberger, Confiseriefabrik.
320. Historisches Museum.
321. F. Homberg, Graveur.
322. E. von Jenner, Conservator des Histor. Museums (Völkerschau).
323. Kraft & Wieland, Hotel Bernerhof.

324. *Bern.* Flor. Küpfer, Cement- und Mosaikplattenfabrik.
325. Bundeskanzler Ringier.
326. Seminar für Volkswirthschaftslehre und Consularwesen.
327. † Otto Senn, Cigarrenhandlung.
328. *Biel.* Aug. Behre-Wydler, Decorationsmaler.
329. Hans Biedermann, Kaufmann.
330. Fritz Bloesch, Rentier.
331. Kaufmann Wilh. Eigener, i. Fa. Sessler & Eigener.
332. Eggimann & Hediger, Cigarrettenfabrik.
333. Emanuel Heß, Kaufmann.
334. Karl Kuhn, Fabrikant.
335. Jules Lehmann, Weinhandlung.
336. Riesen-Ritter, Hotel Bielerhof.
337. Ed. Wartmann-Bloesch, Chemische Fabrik.
338. *Bönigen,* Bern. Michel-Bischof, Holzschnitzerei.
339. *Brienz.* J. M. Rötter & Cie., Holzschnitzerei.
340. *Burgdorf.* Gebr. Fankhauser.
341. Albert Hirsbrunner, Eisenhandlung.
342. Kaufmännischer Verein.
343. D. Nicola, Staniolfabrik.
344. Gebr. Schmid, Leinwandweberei.
345. *Grindelwald.* Gebr. Boß.
346. *Herzogenbuchsee.* Seidenweberei Herzogenbuchsee.
347. *Huttwyl.* Aug. Schärer, Ingenieur.
348. *Interlaken.* J. & F. Barter, Hotel Deutscher Hof.
349. Boyeldieu, Hotel Metropole.
350. Maurer-Knechtenhofer, Grand Hotel Beau-Rivage.
351. C. Lichtenberger, Photograph.
352. E. Rüchti, Hotel Victoria.
353. S. Simon.
354. J. und E. Strübin & Wirth, Hotel Schweizerhof.
355. *Langenthal.* Gottfried Bangerter, Fabrikant.
356. F. Burkhalter & Cie., Leinenweberei.
357. Joseph Fritschi, Kaufmann.
358. Fritz Geiser-Flückiger, Kaufmann.
359. Kaufmännischer Verein.
360. Künzli & Gugelmann, Mechan. Baumwollbuntweberei.
361. Sam. Scheidegger, Fabrikant.
362. Siegfr. Spychiger, Imprägniranstalt.
363. *Lauterbrunnen.* Wittwe von Almen, Hotel Staubbach.
364. *Meiringen.* J. G. Thommen & Ritschart, Hotel Victoria.
365. *Mürren.* H. Gurtner, Grand Hotel des Alpes.
366. *Oberried* bei Interlaken. K. Hamberger & Cie., Pyrotechnische Fabrik.
367. *Reichenbach.* Hotel und Pension.
368. *St. Beatenberg.* Dr. Müller, Hotel Kurhaus.
369. *Twann.* Engel-Feitknecht, Fabrikant.
370. *Thun.* J. H. Berlick-Stalder, Hotel-Pension Baumgartner.

371. *Thun.* Rudolf Hürner, Kaufmann aus Bagdad.
372. Pension Itten.

6. Kanton Freiburg.

373. *Freiburg.* Kantonsbibliothek.
374. Musée Industriel (Völkerschau).
375. Hohe Regierung des Standes Freiburg (Völkerschau).

7. Kanton St. Gallen.

376. *Flawyl.* Realschule.
377. *Lichtensteig.* Realsschule.
378. *Rapperswyl.* J. M. Albin, Agenturgeschäft.
379. A. Bauer, Adjunkt.
380. Dormann & Reber, Lampen-, Lackir- und Metallwaarenfabrik.
381. Kaempf-Sommer, Hotel Freihof.
382. *St. Gallen.* Gewerbemuseum (Völkerschau).
383. Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft (Völkerschau).
384. *Wartau-Fantnas.* Realschule.
385. *Wyl.* J. Widmer, Antiquar.

8. Kanton Genf.

386. *Genf.* A. Golay-Lerèche & fils.
387. N. Greuling, Hotel Metropole.
388. J. W. Habegger-Kern, Hotel Genferhof.
389. Musée des Arts décoratifs (Völkerschau).
390. Karl Waechter, Hotel del Bergues.

9. Kanton Glarus.

391. *Glarus.* Hotel Glarnerhof.
392. *Hätzingen.* Eugen Möcklin, Kaufmann.
393. *Schwanden.* Kaufmann Fridolin Jenny.
394. *Stachelberger Bad.* J. Glarner.

10. Kanton Graubünden.

395. *Chur.* Albert Birchmeier, Professor.
396. Hotel Weißes Kreuz.
397. † Alex. Kuoni, Baumeister.
398. J. Traber, Fabrikant.
399. *Davos-Platz.* Actiengesellschaft Kurhaus.
400. Casp. Buol, Hotel und Pension Buol.
401. Gelpke-Stahel, Hotel und Pension Schweizerhof.
402. L. Kaiser, Kuranstalt und Hotel Rhätia.
403. *Klosters.* G. Stiffler, Hotel Brosi.
404. *Maloja.* Hotel und Kurhaus Maloja.
405. *Ragatz-Pfäffers.* B. Simon, Hotel Quellenhof.
406. *Savognino.* Dom. Pianta, Gasthaus Rhätia und Veltliner-Weinhandlung.
407. *Sils-Maria.* Ludwig Barblau, Hotel Alpenrose.

408. *Tarasp-Bad.* Badehotel Kurhaus Tarasp.
409. *Thusis.* Simon Schreiber, Hotel Post.
410. *Waldhaus-Flums.* J. Guggenbühl, Dir. des Seebadhotels.

11. Kanton Luzern.

411. *Hochdorf.* Aargauisch-Luzernische Seethalbahn.
412. *Kriens.* Th. Bell & Cie., Maschinenfabrik.
413. *Luzern.* Alf. Austein, Rentier.
414. J. J. Blankart, Spediteur.
415. Prof. Dr. Brandstetter, jun.
416. Th. Bresson, Fabrikant.
417. Paul Brucker, Rentier.
418. Bucher-Durrer, Hotel de l'Europe.
419. Jg. Businger, Hotel-Pension Gütsch.
420. Paul Dally, Versicherungsagent.
421. E. Drexler, Löwendenkmal-Museum.
422. W. Ecker, Optiker.
423. Gotthardbahn.
424. Hotel St. Gotthard.
425. Gebrüder Hauser, Hotel Schweizerhof.
426. Haefeli, Hotel Schwanen.
427. Bürgerbibliothek.
428. Baumeister Keller.
429. J. Meyer-Am-Rhyn, Rentier.
430. Architect Mostorf.
431. Pfyffer, Segesser & Cie., Hotel National.
432. Regierung des hohen Standes Luzern.
433. E. Rebsamen, Maschinentechniker.
434. Jakob Schürch-Himmel, Kaufmann.
435. Dagobert Schumacher, Fürsprech.
436. Dr. E. Schumacher, Kantonschemiker.
437. Regierungsrath Dr. Edmund Schumacher.
438. General Felix Schumacher, Villa Schönbühl.
439. Herr Spillmann, Hotel Du Lac.
440. Synnberg & Cie., Lichtdruckanstalt.
441. Verein junger Kaufleute.
442. *Meggen* bei Luzern. Gebr. Scherrer, Pension Gottlieben.
443. *Sursee.* Weltert & Cie., Ofenfabrik.
444. *Vitznau.* Kohler-Fluck, Hotel Rigibahn.
445. *Weggis.* F. Weinmann, Hotel und Pension Bellevue.
446. *Willisau.* Dr. Dahinden.
447. Jakob Koller, Amtsstatthalter.
448. Prof. Wechsler-Barth.

12. Neuenburg.

449. *Neuenburg.* Historisches Museum (Völkerschau).
450. *Locle.* J. Klaus.

13. Kanton Schaffhausen.

451. *Neuhausen.* Lobenstein, Hotel Bellevue.
452. F. Wegenstein, Hotel Schweizerhof.
453. *Schaffhausen.* Gebr. Bürgin, Nägelfabr.
454. Internationale Verbandstoff-Fabrik.
455. Knöpfli-Frey.
456. J. Müller, Spielkartenfabrik.
457. Dr. J. Nuesch, Professor.
458. Stadtbibliothek.
459. Dr. Stierlin.
460. Kaufmann Sturzenegger-Morstadt.
461. *Thayingen.* Rob. Suter, Mechan. Schlauch- und Riemenweberei.

14. Kanton Schwyz.

462. *Arth.* Arth-Rigi-Bahn.
463. J. Kramer, Hotel Adler.
464. *Brunnen.* X. Aufdermauer, Hotel Adler.
465. Fried. Faßbind, Hotel Waldstätterhof.
466. Karl Hürlimann, Architect.
467. *Einsiedeln.* Benziger & Cie,, Nachfolger von Gebr. Carl und Nicolaus Benziger, Buch- und Kunsthandlung, Kirchenornamenten- und Paramenten-, Glasgemälde- u. Statuen-Handlung.
468. *Rigi.* A. Bon, Hotel Rigi-First.
469. Xav. Segesser-Faaden, Hotel Rigi-Kaltbad.
470. Dr. Fried. Schreiber, Hotel Schreiber, Rigi-Kulm.
471. Herren Gebrüder Schreiber, Hotel Rigi-Staffel.
472. *Schloss Hertenstein, Vierwaldstättersee.* Jos. Kappeler.
473. *Schwyz.* Regierung des hohen Standes Schwyz.

15. Kanton Solothurn.

474. *Biberist.* Papierfabrik.
475. *Büren.* Bezirksschule.
476. *Frohburg.* Hotel und Pension Frohburg.
477. *Gerlafingen.* L. von Roll'sche Eisenwerke.
478. *Grenchen.* Bezirksschule.
479. *Hessigkofen.* „
480. *Klus bei Balsthal.* Rob. Meyer, Director.
481. *Kriegstetten.* Bezirksschule.
482. *Mariastein.* „
483. *Neuendorf.* „
484. *Olten.* J. Bachmann, Kaufmann.
485. Otto Beriger-Landolt, Consumverwalter.
486. Knaben-Bezirksschule.
487. Hermann Biehly, Kaufmann.
488. Dr. Adolf Christen.
489. Peter Dietschy, Redactor.
490. Knabenbezirksschule.
491. Thomas Knoch, Inspektor.

492. *Olten.* Dr. med. Eugen Munzinger.
493. Dr. med. Adolf Munzinger.
494. Museum.
495. J. Niggli, Bezirkslehrer.
496. Emil Pfändler, Major.
497. F. Ad. Richter & Cie.
498. Ingenieur Nicolas Riggenbach.
499. Adolf Schenker, Fabrikant.
500. Joseph Stampfli, Director.
501. Alb. Strub, Fabrikant.
502. Alfred Trog, Kaufmann.
503. Ständerath Casimir von Arx.
504. G. Zehnder, Bezirkslehrer.
505. *Schönenwerd.* Arnold Bally-Marti, Fabrikant.
506. C. F. Bally, Schuhfabrikant.
507. Ed. Bally-Prior, Schuhfabrikant.
508. Bezirksschule.
509. Lesegesellschaft.
510. Verein junger Kaufleute.
511. *Solothurn.* Gemeinnützige Gesellschaft der Stadt Solothurn.
512. Sal. Heß, Kaufmann.
513. Fritz Lüthy, Kaufmann.
514. Müller & Schweizer, Uhrenbestandtheilefabrik.
515. A. Munzinger-Hirt.
516. Regierung des hohen Standes Solothurn.
517. Rust, Redactor des „Neuen Solothurner Blattes".
518. Stadtbibliothek.

16. Kanton Tessin.

519. *Bellinzona.* Strübin, p. adr. Reparaturwerkstätten.
520. *Brisago.* Mr. le Directeur de la Fabrique de Tabacs.
521. *Chiasso.* Spediteur Rud. Zingg.
522. *Locarno.* Dr. Meuli.
523. *Lugano.* Emil Egloff, Kaufmann.
524. Architect Kuhn.
525. E. Schmid, Generalagent der „Equitable".

17. Kanton Thurgau.

526. *Diessenhofen.* J. U. Altenburger-Schmid, Dir. der Cigarrenfabrik Dießenhofen.
527. *Ermatingen.* A. Ammann, Constructeur.
528. *Frauenfeld.* Historisches Museum (Völkerschau).

18. Kanton Unterwalden.

529. *Stans.* Regierung des hohen Standes Unterwalden.

17. Kanton Uri.

530. *Altorf.* Regierung des hohen Standes Uri.
531. *Andermatt.* Seb. Christen-Kesselbach, Kurhaus u. Hotel Bellevue.
532. *Tellsplatte.* Oberst Arnold.

19. Kanton Waadt.

533. *Bex.* C. Hieb, Grand Hotel des Bains.
534. *Clarens.* Hotel Rath.
535. *Lausanne.* Hotel Grand Pont.
536. Amédée Kohler.
537. *Lucens.* J. G. Ramsauer.
538. *Montreux.* Fritz Reiß, Hotel Mont Fleurie.
539. *Vevey.* Charles Genand, fils.
540. H. Lavanchy, Entrepreneur.
541. *Yverdon.* Joseph Kündig, Kaufmann.
542. Stadtbibliothek.

20. Kanton Wallis.

543. *Sion.* Charles von der Mühll, Cigarrenfabrik.

21. Kanton Zürich.

544. *Affoltern* a. Albis. F. E. Müller, Kaufmann.
545. *Altstätten* b. Zürich. Meyer-Wæspi.
546. *Aussersihl.* Leopold Meyer, Zeughausstraße.
547. *Enge-Zürich.* E. Weinmann, Kaufmann, Gotthardstraße.
548. *Horgen.* Verein junger Kaufleute.
549. *Hottingen* b. Zürich. C. Fenner-Lochmann, Kaufmann.
550. Emil Stahel-Werder, Kaufmann.
551. *Oerlikon* bei Zürich. Maschinenfabrik Oerlikon.
552. *Riesbach.* Ferd. Philipp & Cie., Kunstgewerbliches Etablissement.
554. *Rorbas.* Dr. med. Emil Matter.
555. *Thalweil* bei Zürich. Heinrich Berchtold, Maschinenfabrik.
556. *Uster.* Jul. Guyer-Berchtold, Fabrikant.
557. Sekundarschulpflege.
558. *Ober-Uster.* Julius Klaus, Privatier.
559. *Wetzikon.* O. Zschokke, Kaufmann.
560. *Winterthur.* Anglo-Swiss Biscuit Co.
561. J. Brunner, Lichtdruckanstalt.
562. Huldreich Graf, Mosaikplattenfabrik.
563. Emil Leemann.
564. E. Wellauer, Zahnarzt.
565. *Zollikon* bei Zürich. J. Borsari & Cie., Cementiers.
566. *Zürich.* Jacq. Aebli, Kaufmann.
567. Bibliothek des Eidgenössischen Polytechnikums.
568. J. Boller & Söhne, Hotel Victoria.
569. Conrad Bucher, Fabrikant.
570. Conradin & Valer, Weinhandlung.
571. Nationalrath Th. Curti.
572. Frick-Morf, Kaufmann, i. Fa. A. Frick & Cie.
573. Pfarrer Dr. Furrer.
574. Gewerbemuseum (Völkerschau).
575. Guggenbühl & Müller zur Schnecke.

576. *Zürich*. G. Habisreutinger, Hotel Habis.
577. Rob. Hartmann, Dir. des städtischen Gaswerks.
578. Rudolf Hauser, Chinatheeimportgeschäft.
579. Herosé & Kyburz, Bahnhofstraße 60.
580. Gebr. Hug, Musikalienhandlung.
581. Jacobs & Cie., Generalagentur der „Equitable“.
582. Kaufmännische Gesellschaft.
583. Jacques Kehrer, Architect, Thorgasse Nr. 5.
584. A. Koller, Stadtrath.
585. Anton Laurer, Chef des Central-Stellenvermittlungs-Bureau.
586. Lehmann-Huber, Holzcement-Bedachungsgeschäft.
587. F. G. Littmann, Kaufmann, Seidenhöfe.
588. Karl Maurer-Hartmann, in Fa. Maurer & Cie.
589. Oscar Michel, Hotel National.
590. J. R. Müller, Xylographische Kunstanstalt.
591. Erstes schweizerisches Musterlager von Bauartikeln, Rämistraße 33 (Völkerschau).
592. Kaufmann Ochsner-Wehrli.
593. Johann Odorico, Rämistraße 37.
594. Richard Pfaff, 11 Sihlstraße.
595. H. Pünter, Hotel Limmathof.
596. Institut Polyglotte, Uebersetzungsanstalt.
597. Stud. chem. Hermann Rey aus Aarau.
598. Rieter-Bodmer.
599. C. Rordorf & Cie., Pianofabrik.
600. B. Schinle, Sihlstraße 32, Porcellan- und Majolikamalerei.
601. Schweizerischer Kaufmännischer Verein.
602. Stadtbibliothek.
603. Regierungsrath Stößel.
604. Suter & Diener, vormals Gebrüder Schultheß, Mechanische Eisenmöbelfabrik.
605. Karl Weighardt, adr. C. Muralt-Wegmann.
606. Pfarrer Wrubel.
607. A. von Wurstenberger & Cie., Sihlstraße 43.

22. Kanton Zug.

608. *Baar*. Spinnerei an der Lortze.
609. *Zug*. Brunner, Kantonsförster.
610. W. Fuchs-Gessler, Institut Minerva.
611. Kantonsschule.
612. Metallwaarenfabrik.
613. Pensionat Sanct Michel.
614. Regierung des hohen Standes Zug (Völkerschau).
615. Otto Syz, Hotel Hirsch.

b. Ausland.

616. *Berlin* N. W. Maximilian Stein, Kronprinzenufer 19, Vertreter des Hauses Ern. Stein, in Erdö-Benyé bei Tokai, Ungarn.
617. Königl. Bibliothek.
618. *Bourbonne-les-Bains (Haute Marne).* Emil Bastien, Architect.
619. *Campinas.* Jos. Schifferli, Lehrer.
620. *Galatz.* Emil Schaefer, Kaufmann.
621. *Hard bei Bregenz.* E. Amsler-Möschler, Fabrikant.
622. *Krobo, Goldküste, West-Afrika.* König Sakitey.
623. *London E. C.* Carl Reiner, c. o. J. C. im Thurm & Sons, 1 East India Avenue.
624. *München.* K. B. Hof- und Staatsbibliothek.
625. *New-York.* The Singer, Manufy. Cy. (Nähmaschinenfabrik).
626. *Paris.* Bibliothèque Nationale.
627. *Rotterdam.* Franz Hoskorn, Reisender i. Fa. Minderop & Zonen.
628. *Säckingen.* Matter-Hüssy, Fabrikant.
629. *Strassburg.* Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek.
630. *Stuttgart.* Ewald Camerer, Hauptstätterstraße 125.
631. Hermann Keller, Mechaniker.
632. Karl Seiler, Stud. arch.
633. *Wien.* K. K. Universitätsbibliothek.

Correspondirende Mitglieder.

634. *Aarau.* Prof. J. Hunziker.
635. Prof. Dr. Ernst Ludwig Rochholz, Conservator des antiquarischen Museums.
636. *Abetifi, Goldküste.* Fritz Ramseyer, Missionar.
637. *Abokobi, Goldküste.* J. Weiss, Missionar.
638. *Aburi, Goldküste.* Dr. med. Fisch, Missionsarzt.
639. *Aden.* Paul Bohnenblust, Kaufmann, c. o. Aden Coal Co.
640. Woodtli, Kaufmann. „ „ „ „
641. *Aeschi, Solothurn.* Franz Xav. Stampfli, Afrikajäger.
642. *Akra, Goldküste.* H. Aeppli-Plüss, Missionskaufmann.
643. *Arequipa, Peru.* Emil Wild, Maison Braillard frères & Cie.
644. *Auckland, Neuseeland.* Dr. Rudolf Häusler, Forschungsreisender.
645. *Bahia.* Jacq. Aebly, p. adr. Meister, Zoll & Cie.
646. *Baden, Aargau.* Eugen Steimer, Decorationsmaler.
647. *Baranquilla, Columbia.* Emil Bell, Kaufmann, Via S. Nazaire.
648. C. A. Kappeler, Firma Aeppli, Eberbach & Cie.
649. *Basel.* Dr. Ernst Maehly.
650. Dr. R. Hotz, Redaktor der Geogr. Nachrichten.
651. *Batavia.* J. H. T. Zimmermann, Kaufmann.
652. *Baku.* Gottlieb Siebenmann, Kaufmann.
653. *Batum.* Robert Rychner, Kaufmann.
654. *Berlin.* L. S. Beck, Privatgelehrter.
655. *Bern.* A. von Escher, Major, Mattenhof 7.

656. *Bern.* Prof. Röthlisberger, Sekretär der internat. Bureaux zum Schutze des geistigen Eigenthums.
657. *Bombay.* Hch Zweifeel, Kaufmann, Hummum Str. I.
658. *Englisch Borneo.* von Mechel, Kaufmann.
658. *Boston.* Emanuel Fischer, Firma Gössler & Cie.
659. *Brisbane, Colonie Queensland, Australien.* Geissmann, Kaufm.
660. *Brugg.* Gottlieb Felber, Kaufmann.
661. Hans Vögtlin, Kaufmann.
662. *Brumana, Beyruth, Syrien.* Th. Waldmeier, General-Superintendent of Friends Mission.
663. *Bucarest.* Paul David, Kaufmann, pr. adr. Arbenz & Wolff.
664. *Budapest.* Ed. Birmann, p. adr. Haggenmachersche Dampfmühle.
665. *Buenos-Aires.* Banco Hipotecario de la Provincia de Buenos-Aires.
666. Robert Eichenberger, Kaufmann, Calle Perú.
667. Th. Landolt, p. adr. Banca Hipotecario.
668. Aug. Saxer, Kaufmann.
669. *Calcutta.* Melchior Dürst, Kaufmann.
670. *Campinas.* Jak. Bolliger, Viceconsul.
671. *Cleveland, Ohio.* O. Rey, fresco painter, Barber Ave. 89.
672. *Chicago, Ill.* Otto Siebenmann, 555, Lincoln Arenne.
673. *Constantinopel.* J. Bélart-Lanz, Kaufmann.
674. *Dehli, Indien.* Ernst, Kaufmann (poste restante).
675. *Deli, Sumatra.* Otto Märk, Kaufmann.
676. Gottlieb Juchler, im Hause Krüsi.
677. Tritschler, Kaufmann.
678. *East London, South Afrika.* Fritz Ammann.
679. *Elizabethtown, Kentucky, U S.* Traugott Hagenbuch, Fruitfarmer.
680. *Falmouth.* Pestalozzi, Villa Castella Marina.
681. *Galatz.* J. Rychner, Kaufmann.
682. *Genf.* G. Hantz, Director des Musée des Arts décoratifs.
683. *Guayaquil, Ecuador.* Guido Jæger, p. ad. Ferd. Reuter & Cie., Casilla 129.
684. *Herisau.* Huppenbauer, Missionar.
685. *Hongkong China.* Theodor Lutz, Kaufmann, c. o. Arnhold Karberg & Cie.
686. *Kyelang, West-Himalaya.* Heyde, Missionar.
687. *Labrador.* Jannasch, Missionar.
688. *Ladysmith, Natal, Süd-Afrika.* Dr. Stöckly.
689. *Langnau, Kt. Bern.* Nationalrath G. Berger.
690. *La Paz, Bolivia.* Christian Stauffiger.
691. *Leh, Caschmir.* Redslob, Missionar.
692. *Lima.* Rob. Weiss, Consul.
693. *Livorno.* F. Rey, Professor, Via degli Apostoli 2.
694. *London.* Jb. Etterlin, Kaufmann, c. o. Dreyfuß Brothers & Cie., 104 und 105 Bishopsgate-Str.
695. Warne & Cie., Kautschukfabrik.
696. *Lorenzo Marquez, Delagoa Bai.* Hans Hünerwadel, Kaufmann, pr. adr. A. Fabre & Fils.

697. *Louisville, Kentucky U. S.* Fritz G. Ledder, Kaufmann, 820 Jackson Str.
698. *Lyon.* Emil Schweizer, Kaufmann, pr. adr. Bavier, Meyer & Cie.
699. *Macassar, Celebes.* Strauß, Kaufmann.
700. Rickli, Kaufmann.
701. *Madrid.* J. Schneider, Ingenieur, Calle Desinganno.
702. C. Vonwiller, Kaufmann.
703. *Manchester.* Joh. Oscar Gysi, Kaufmann, Firma Gysi & Kleinjoung.
704. *Mangalur.* Haury-Christen, Missionskaufmann.
705. *Massaua.* Karl Müller, Kaufmann.
706. M. Vogt, Kaufmann.
707. *Mogador, Marokko.* Dr. med. Gottl. Eich.
708. *Moskau.* Prof. Dr. Friedr. Erismann.
709. Karl Grether, Agentur — Commission.
710. Dr. Paul. Karrer, Bassonanni Stadttheil, Garochowsky perenlok Haus Lerch.
711. Lerch, Vater, Fabrikant.
712. Ferdinand Luchsinger, schweiz. Consul.
713. Gustav Maurer, Kaufmann.
714. *Muttenz, Kt. Baselland.* Karl Jauslin, Kunstmaler.
715. *Neapel.* Amadeo Berner, Kaufmann.
716. G. Sommer, Photograph.
717. *Neuenburg.* A. Bachelin, Conservator des Hist. Museums.
718. Ferd. Beck, Kaufmann.
719. *Nicaragua.* Martin, Missionar.
720. *Nossi-Bé, Madagaskar.* Conrad J. Andeer, Kaufmann, Firma J. Lutz & Cie.
721. *Nürnberg.* Kuno Rochholz, Telegraphenbeamter.
722. *Odessa.* Fritz Gysi, Gasthofbesitzer, Hotel d'Europe.
723. *Oran, Algier.* Otto Frey, Kaufmann.
724. *Palermo.* Giacomo Suter, Uhrenmacher, Corso Vittorio Em. Nr. 183.
725. *Parapato, Prov. Mozambique.* F. Frey, Agent der Firma Aug. Fabre & fils.
726. *Paris.* Schlatter, maison Braillard, frères & Cie.
727. *Penang, Ostindien.* Kaufmann Rob. Morstadt.
728. *Pera, Constantinopel.* B. Schibler, Kaufmann, Maison Agostini, 74 Yazidji.
729. *Pernambuco.* Cramer, Frey & Cie.
730. *Prag.* Prof. Dr. Oscar Lenz, a. d. k. k. Universität.
731. *Pu, West-Himalaya.* Weber, Missionar.
732. *Ramleh, Station Bacos, Alexandrien.* Dr. Th. Sourbeck.
733. *Rio de Janeiro.* Hans Angliker, Kaufmann, in Firma Fischer, Schlatter & Angliker.
734. *Rom.* Conradin Zschokke, Ingenieur.
735. *Rosario de Santa Fé, Argentinische Republik.* † Karl Haberstich, Kaufmann, adr. Sabatié & Cie.
736. *Rostow a. Don.* Fritz Hunziker, Kaufmann, adr. Gebr. Dreyfuß & Cie.

737. *Saigon, Cochinchina.* L. L. de Farrenberg, Hotel Farrenberg.
738. *Salvador, Central-Amerika.* Alfred Bell, Kaufmann, adr. Emil Goubond.
739. *Santiago de Chile.* Architect Hæfeli, p. adr. Strickler & Küpfer, Fundicion Libertad.
740. *Schaffhausen.* Dr. Karl Henking.
741. *Sierra Leone, Westafrika.* Emil Branchi, adr. Comp. du Sénégal et de la Côte occidentale d'Afrique.
742. *St. Louis de Sénégal, West-Afrika.* Ad. Maurer, Kaufmann, adr. Devès et G. Chaumet.
743. *Surabaya, Java.* Niederer & Cie.
744. *Tauris, Persien.* Emil Alpiger, Kaufmann.
745. Paul Grossmann, Kaufmann, p. adr. Ziegler & Cie.
746. *Tinta, Dep. Cuzco, Perú.* François Masciotti, Kaufmann.
747. *Tokio, Japan.* Pfarrer Wilh. Spinner (German Legation).
748. *Tölz, Oberbayern.* Baron Friedrich von Hellwald.
749. *Truxillo, Perú.* Carlos Geiger, Kaufmann.
750. *Turin.* Herm. Siegrist, Corso Vinzaglio 3.
751. *Valparaiso.* Oscar Hagnauer, p. ad. Hunziker, Ulrich & Cie.
752. *Venedig.* Ferd. Imhof, in Firma Rothpletz & Cie.
753. *Waitzen Comitat Pest Ungarn.* Jean Pechau.
754. *Wattwyl, St. Gallen.* Härri-Lüthy, Kaufmann.
755. *Wendorf b. Wismar.* Cap. W. Bade, Nordpolfahrer.
756. *Wien.* Adelbert Kurz, Kaufmann, in Firma Kurz & Isack.
757. Jos. Leidinger, Rechnungsrath im Oberst-Hofmeisteramt Sr. k. k. Apost. Maj.
758. *Zofingen.* Rudolf Häusler, Kaufmann.
759. J. F. Veil, Missionar aus Ostindien.
760. *Zürich.* Cand. med. Wilh. Bolliger.
761. L. C. Hagnauer, Kaufmann, aus Batavia.
762. Dr. Christian Heusser, adr. Hotel Baur en Ville.
763. *Zug.* O. Peyer, Kaufmann.

5. Ortsalphabetisches Verzeichniss der mit uns schriftaustauschenden Gesellschaften.

1. *Aarau.* Verein junger Kaufleute.
2. *Antwerpen.* Cercle des anciens Etudiants de l'Institut supéreur de Commerce d'Anvers.
3. *Assomption* (Paraguay). Revue du Paraguay.
4. *Basel.* Tit. Evangelische Missionsgesellschaft.

5. *Berlin.* Correspondenzblatt des deutschen Exportvereins.
6. ,, Ethnographische Abtheilung der königl. Museen.
7. ,, Gesellschaft für Erdkunde.
8. ,, Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
9. ,, „Export“, Organ des Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande.
10. ,, „Der Sammler“, Organ für die allg. Angelegenheiten des Sammelns jeder Art und Richtung.
11. ,, Union. Zeitschrift zur Unterstützung des deutschen Ausfuhr- und Einfuhrhandels.
12. *Bern.* Geographische Gesellschaft.
13. *Bordeaux.* Société de Géographie Commerciale (Section Central).
14. *Bruxelles.* Associatiation Internationale du Congo.
15. ,, Société Royale Belge de Géographie.
16. *Bucarest.* Societatea Geographică Romāna.
17. *Budapest.* Földrajsi Közlemények (Société Hongroise de Geographie).
18. *Buenos-Aires.* Instituto Geográfico Argentino.
19. *Douai.* Union géographique du Nord de la France.
20. *Dresden.* Verein für Erdkunde.
21. *Einsiedeln.* Historischer Verein der fünf Orte, Luzern, Uri, Schwyz. Unterwalden und Zug. („Der Geschichtsfreund“.)
22. *Frankfurt a./M.* Frankfurter Verein für Geographie und Statistik.
23. *Genf.* Société de Géographie („Le Globe“).
24. *Greifswald.* Geographische Gesellschaft.
25. *Halle a/S.* Verein für Erdkunde.
26. *Hamburg.* Geographische Gesellschaft.
27. *Hannover.* Geographische Gesellschaft.
28. *Hannover.* „Polytechnikum“.
29. *Havre.* Société de Géographie Commerciale.
30. *Jena.* Geographische Gesellschaft (für Thüringen).
31. *Irkutsk.* Ostsibirische Geographische Gesellschaft.
32. *Karlsruhe.* Badische Geographische Gesellschaft.
33. *Kassel.* Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
34. *Kiel.* Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
35. *Kronstadt.* Handels- und Gewerbekammer.
36. *Leiden.* Ethnographisches Reichs-Museum.
37. *Leipzig.* Deutscher Palästina-Verein
38. ,, Museum für Völkerkunde.
39. ,, Verein für Erdkunde.
40. *Linz.* Oesterreichischer Gewerbeverein.
41. ,, „Oberösterreichischer Gewerbebund“, Organ des Oberösterreichischen Gewerbevereins.
42. *Lübeck.* Geographische Gesellschaft.
43. *Luzern.* Verein junger Kaufleute.
44. *Marseille.* Société de Géographie.

45. *Melbourne.* Royal Geographical Society of Australasia (Victorian Branch).
46. *Metz.* Verein für Erkunde.
47. *Mexico.* Geographische Gesellschaft.
48. *München.* Geographische Gesellschaft.
49. *Nancy.* Société de Géographie de l'Est.
50. *Neapel.* Società Africana d'Italia.
51. *Neuchâtel.* Musée Neuchâtelois.
52. „ Société Neuchâteloise de Géographie.
53. *New-York.* American Geographical Society.
54. *Orenburg.* Sociéte impériale Russe de Geographie.
55. *Paris.* La Géographie. (Editeur: Charles Bayle.)
56. „ „Madagascar“ (France orientale) pr. M. Charles Bayle, éditeur de l'atlas colonial, 16 rue de l'Abbaye.
57. „ „Revue Geographique Internationale,“ approuvée par le Ministère de l'Instruction publique, la Société Franklin et le Gouvernement général de l'Algérie.
58. „ Société Académique Indo-Chinoise.
59. „ Société de Géographie, Boulevard S. Germain 184.
60. „ Société de Topographie.
61. *Rio de Janeiro.* Sociedade de Geographia de Lisboa.
62. *Rochefort.* Bulletin de la Société de Géographie de Rochefort.
63. *Rouen.* Société Normande de Geographie.
64. *Schmalkalden.* Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde.
65. *Schönenwerd.* Verein junger Kaufleute.
66. *Solothurn.* Kaufmännischer Verein.
67. *Stettin.* Verein für Erdkunde.
68. „ Verein zur Förderung überseeischer Handelsbeziehungen.
69. *St. Gallen.* Industrie- und Gewerbemuseum.
70. „ Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft.
71. *Stockholm.* Swänska Sällskapet för Antropologi och Geografi (Tidskrift „Ymer“).
72. *Strassburg.* „Antiqua“ (Redaktor Forrer).
73. *Stuttgart.* Württemberg. Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande.
74. *Tokio.* Deutsche Gesellschaft für Natur- und Volkskunde Ostasiens.
75. „ Geographical Society.
76. *Tours.* Société de Géographie.
77. *Washington.* Bureau of Ethnology. (Direktor J. W. Powell.)
78. „ Smithsonian Institution.
79. „ United States Geological Survey.
80. *Wien.* K. K. Geographische Gesellschaft.
81. „ K. K. Handelsmuseum („Das Handelsmuseum“.)
82. „ K. K. Militär-Geographisches Institut. Herausgegeben auf Befehl des K. K. Reichs-Kriegs-Ministeriums.

83. *Wien.* Monatsschrift für den Orient.
84. „ Sektion für Höhlenkunde.
85. „ Verein der Geographen an der Universität Wien.
86. „ Wiener Kaufmännischer Verein (Kaufmännische Zeitschrift).
87. „ Wissenschaftlicher Club.
88. *Winterthur.* Gewerbemuseum.
89. „ Neues Schweizerisches Gewerbeblatt.
90. *Zürich.* Kaufmännischer Verein.
91. „ Offertenblatt für die Schweizerische Industrie.
92. „ Schweizerischer Handels- und Industrieverein.
93. „ Submissionsanzeiger und Offertenblatt für das Bauwesen. (Organ des ersten Schweizerischen Musterlagers von Bauartikeln.)

6. Donatorenverzeichniss.

Es gereicht uns wiederum zu besonderer Ehre, allen unsern freundlichen Donatoren den herzlichsten Dank für ihr gütiges Wohlwollen auszudrücken.

Der erste Blick auf nachstehende Liste wird unsern Lesern die Ueberzeugung beibringen, dass die Schenkfreudigkeit im vergangenen Jahre keineswegs abgenommen hat.

Eine lange Reihe werthvoller Spenden bereicherte unsere verschiedenen Sammlungen. Vor allem setzte sich ein Denkmal uneigennützigster Freigebigkeit unser stets dienstbereites Ehrenmitglied Herr Kaufmann Andreas Bircher in Kairo, dessen für uns zusammengestellte Collection von dreihundert Nummern ägyptischer Landes- und Gewerbsprodukte eine besondere Zierde unseres Ethnologischen Gewerbemuseums bilden.

A. Donatoren aus Aarau.

Herr P. Adam-Stephani, Fabrikant.
„ Hch. Amsler, Fabrikaufseher.
„ Otto Amsler, Stadtkassier.
„ J. Brast-Schmid, Postangestellter.
„ W. Bechstein-von Jettmar, Direktor.
„ Emil Bertschi, Schneider.
„ Dr. Hermann Berner, Zahnarzt.
„ Julius Bertschi.
„ Moritz Billeter, Factor.

Frau Marie Blume-Hirt.
Herr Aug. Birchmeier, Maler.
„ Julius Bircher, Kreis-Ingenieur.
„ Aug. Blattner, Kanzlist.
„ Hch. Brack-Uster, Revisor.
„ Heinrich Bräm, Kaufmann.
„ Hch. Bräm-Thalmann, Kaufmann.
„ Hch. Buser, Schmied.
„ Franz Camisasca, Kaufmann.
„ Postadjunkt J. Dambach.
„ J. Dätwyler-Merz, Notar.
„ J. Dolder-Saxer, Kaufmann.
Fräulein Mina Dössekel, Klavierlehrerin.
Herr Max Dietschy, Kantonsschüler.
„ J. Dubs, Müller.
„ Fritz Ernst, Röhrenfabrikant.
Frau Failer-Rohr.
Herr Hans Fleiner, Fabrikant.
Frau Wittwe L. Fleiner-Zschokke.
Fräulein Louise Frank.
Herr Prof. Dr. Adolf Frey.
„ Notar Hch. Frey.
„ Jakob Freihofer, Bildhauer.
Fräulein Louise Fischer, Messerschmieds.
„ Rosa Frey, Schachen.
Herr Max Frey, Chocoladefabrikant.
„ Prof. Dr. Franz Fröhlich.
„ A. Gysi-Studler, Photograph.
„ Jak. Giger, Polizeicorporal.
„ W. Ging, Wagner.
„ O. Guyer, Fabrikant.
„ Arnold Hassler, Buchhalter.
„ Heinrich Hassler, Kantonsschüler.
„ Aug. Häusler, Maler.
„ Wilhelm Härdi, Goldschmied.
„ Hans Henz, Kaufmann.
„ Hch. Herzog, Lehrer.
„ Rud. Hegnauer-Renold, Fabrikant.
„ Fried. Hemmeler, Postcommis.
„ Jak. Hilfiker, Bäcker.
„ W. Horlacher, Kaufmann.
„ J. Hoffmann.
„ Gottlieb Höhn, Kassier der Güterexpedition.
„ Hermann Hunziker-Fleiner, Part.
„ Guido Hunziker-Züst, Part.
„ Hermann Hunziker-Thommen, Fabrikant.
„ Adolf Jenny, Fabrikant.
„ Alfred Imhof, Schüler.

Herr Otto Kaufmann, Kaufmann.
„ Andreas Keller, Bezirksverwalter.
„ Daniel Keller, Färber.
Frau Keller-Leuenberger.
„ Kath. Keller, Ellenwaarenhandlung.
Herr Emil Kern-Rychner, Fabrikant.
Frau Ida Kirchner-Vonwiller, Modewaarengeschäft.
Herr Alfred Kuhn-Buser, Schlosser.
„ Fried. Künzlen-Kranich, Buchhalter.
„ Joh. Kübler, Bahnhofinspector.
„ Alb. Lenzi-Fischer, Kontrolleur.
„ N. Limacher, Schuhmachermeister.
Fräulein Louise Lüscher, Hintere Vorstadt.
Herr F. G. Martin, Buchdrucker.
„ Th. Mayer, Schuhmacher.
Frau Märk-Maurer.
Herr J. Meili, Müller.
„ Meier, Verwalter.
„ Ed. Müller, Schirmmacher.
„ Müller & Cie., Lithographische Kunstanstalt.
Fräulein Marie Mürset, Coiffeuse.
Herr Neuburger-Imhof, Part.
„ F. Oboussier, Kaufmann.
Fräulein Louise Plüss, Lehrerin.
Tit. Regierung des Kantons Aargau.
Herr F. Ryniker, Bierbrauer.
„ Nat.-Rath Hans Riniker, Reg.-Rath.
„ Hermann Riniker-Wernli.
„ Alfred Rothpletz, Bankdirektor.
„ Dr. med. Rothen.
„ Friedr. Roth, Schuhmacher.
Frau Wittwe Marie Rothpletz.
Herr Alb. Rusterholz, Bildhauer.
Frau Schaufelbühl.
Herr Ludwig Schäfer, Schulhausabwart.
„ Wilhelm Stäbli.
„ Gebr. Schiesser, Käsehandlung.
„ P. Schmid-Wolf, Sekretär.
Herr Dan. Schmuziger-Koller, Baumeister.
Frau Schmitter-l'Huillier. †
Herr J. T. Schneider-Mattenberger.
„ F. F. Schweizer, Eidg. Banknoteninspektor.
Frau Schweizer-Gubler.
Herr Emil Siebenmann-Merz, Gemeindeweibel.
„ Gottlieb Siebenmann, Gerber.
„ J. Sommer, Volksküche.
Tit. Stadtrath von Aarau.
Herr Gottlieb Siebenmann, Stadtbaumeister.

Herr Jak. Stirnemann, Notar.
Frau Marie Strebel-Brunner.
Herr Erwin Tanner, Stadtammann.
„ Tittel, Chef-Lithograph.
„ Aug. Trüeb, in Firma Müller & Cie.
„ Ad. Vogt, Zahnarzt.
„ Samuel Vogt-Siegrist, Wirth.
„ Karl Wägeler-Vogel, Dachdecker.
Frau Dr. Weber,
Herr Wehrli, Zinngiesser.
„ Joh. Weigel, Fabrikant.
„ Karl Weisse, Färbermeister.
„ Adolf Wettler, Hôtelier.
„ Jos. Wittmer, Musikalienhandlung.
„ D. Widmer.
„ Ant. Willimann, Lohnkutscher.
„ Heinr. Wydler-Bäuerlin, Färber.
„ Heinr. Wullschleger, Oekonom.
„ Heinr. Würger, Eisengiesserei.
„ Jul. Wittmer, Lithograph.
„ Oberst Oscar Zellweger, Taxidermist.
„ Joh. Zimmermann, Lehrer.
„ † Emil Zschokke, Pfarrer.
Frau Zschokke-Voitel.
Herr Rud. Zurlinden, Fabrikant.
„ J. Zürcher, Turnlehrer.

B. Auswärtige Donatoren.

Herr Adelhard, Kunsttischler, Nürnberg.
„ H. Aeppli, Missionskaufmann, Mangalur.
„ Alpiger, Kaufmann, Teheran, Persien.
„ Hans Angliker, Kaufmann, Belfast.
„ Ferd. Beck, Neuenburg.
„ Aug. Behre, Dekorationsmaler, Biel.
„ Emil Bell, Kaufmann, Baranquilla, Columbia.
„ Hermann Billo, Kaufmann, Moskau.
„ Andreas Bircher, Kaufmann, Kairo.
„ J. Bodenstedt, Kaufmann, Bremen.
„ Jakob Bolliger, Viceconsul, Campinas.
„ Brutschi, Privatier, Sukaburni, Java.
„ Emil Brodbeck, Oberrichter, Liestal.
„ Aug. F. Dennler, Zürich.
„ J. Deppeler, Photograph, Biel.
„ Charles Dick, Bijoutier, Vevey.
Herren Eggimann & Hediger, Cigarrettenfabrik, Biel.
Herr Rob. Eichenberger, Kaufmann, Beinwyl.

Herr Prof. Dr. Friedr. Erismann, Moskau.
„ Nat.-Rath. Max. Erismann, Bad Brestenberg.
„ A. von Escher, Militärmaler.
„ Ch. Faure, Sekretär der Geogr. Gesellschaft, Genf.
Firma Gautschi & Hauri, Cigarrenfabrik, Reinach.
Herr Rektor Jak. Gloor, Rheinfelden.
„ Kaufmann Joh. Oskar Gysi, Manchester.
„ Dr. Jul. Glaser, Zofingen.
Firma Cossart, Gordon & Cie., Weinhandlung, Madeira.
Herr P. Grossmann, Kaufmann, Täbris, Persien.
„ Hermann Härry, Wattwyl.
„ Haury-Christen, Missionskaufmann, Mangalur.
„ H. Hediger & Söhne, Cigarrenfabrik, Reinach.
„ Humbel, Fabrikant, Retterswyl, Aargau.
Firma Henckell, Zeiler & Cie., Conservenfabrik, Lenzburg.
Herr Rud. Hess, Fabrikant, Pilgersteg.
Tit. Historisches Museum, Neuenburg.
Herr Fritz Hunziker, Kaufmann, Rostow a. Don.
„ Huttenlocher, Zeichenlehrer, Biel.
„ Ed. Jenner, Conservator des historischen Museums, Bern.
Tit. Imprägniranstalt Langenthal.
Herr Isak, Kaufmann, Wien.
„ W. Kaiser, Buchhandlung, Bern.
„ Koch, Photograph, Schaffhausen.
Tit. Kunstmuseum Bern.
Herr Adelbert Kurz, Wien.
„ Fritz Ledder, Kaufmann, Louisville, Kentucky.
„ J. Lehmann, Weinhandlung, Biel.
„ Maestrani, Fabrikant, St. Gallen.
„ † Rentier Michalski, Plantagenbesitzer auf Schloss Hilfikon.
„ Karl Müller, Kaufmann, Massaua.
„ Karl Oederlin, Fabrikant, Baden.
„ O. Peyer, Plantagenbesitzer, Zug.
Firma Ramel & Cie., Glasätzerei, Genf.
Herr Ramseyer, Missionär, Abetifi.
„ Reber, Apotheker, Genf.
„ Prof. Fritz Rey, Livorno.
„ Ad. Richter & Cie., Olten.
„ Rietmann, Photograph, St. Gallen.
„ Bruno Saft, Grand-Hôtel, Baden.
„ Otto Schäfer-Scheibe, Berlin.
„ Dr. Schumacher, Kantonschemiker, Luzern.
„ Gottfried Schenker, Kaufmann, Wien.
„ Adolf Schenker, Kaufmann, Winterthur.
Frau Schibler-Rochholz, Constantinopel.
Herr B. Schibler, Kaufmann, Constantinopel.
„ Dr. Hans Schinz, Forschungsreisender, Berlin.
„ J. F. Schill & Cie., Stuttgart.

Herr Emil Schmuziger, Kaufmann, Winterthur.
„ Antiquar Schreiber, Genf.
„ Dagobert Schumacher, Fürsprech, Luzern.
„ Schürmann, Stadtschreiber, Luzern.
„ Gottlieb Siebenmann, Baku.
„ Emil Sommerhalder, aus Batavia.
„ Sam. Sprüngli, Kaufmann, Zürich.
„ Staehelin, Conservator des Hist. Museums in Frauenfeld, in Weinfelden.
„ Ernst Stein, Erdö-Benje, Ungarn.
„ J. Suter, Palermo.
„ Dr. Surbeck, Ramleh.
Fräulein † Louise Surbeck, Hettlingen.
Herr Carl Vonwiller, Kaufmann, Madrid.
„ Prof. E. Vouga, Marin bei Neuenburg.
„ Wartmann-Blösch, Pharm., Biel.
„ Missionär J. Weiss, Abokobi, Goldküste.
„ Dr. Wienand, Liestal.
„ Woodtli, Kaufmann, Aden.
„ Wolff & Sohn, Karlsruhe.
„ Conradin Zschokke, Ingenieur, Rom.
Firma Zubler & Irmiger, Cigarrenfabrik, Zezwyl.

---

7. Der IV. Geographentag des Verbandes der schweiz. geographischen Gesellschaften vom 19.—21. August 1888 in Aarau.

(Ueber die Beschlüsse siehe das nachfolgende Protokoll).

Im kleinen Festsaal des Saalbaues versammelten sich am Morgen des 21. August die Abgeordneten der schweizerischen geographischen Gesellschaften, verstärkt durch eine grössere Anzahl von Mitgliedern unserer Mittelschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft und sonstigen Freunden der Geographie, zu ihrer ersten Vortragssitzung. Unsre werthen Gäste empfieng der Spruch des Dichters Gottfried Kinkel über der Saalthüre:

„Wozu wird Geographie getrieben?
Dass die Völker sich achten sollen und lieben.“

Der Eintritt in den Saal selbst überraschte durch die reiche Decoration, die Herr Museumsconservator Bührer den Saalwänden mit dem reichen ethnologischen Material hatte zu Theil werden lassen, das uns Herr Kaufmann Andreas Bircher von Kairo aus Aarau in freigebiger Weise zur Verfügung gestellt hatte. Nach einer kurzen Begrüssung der Anwesenden eröffnete der Präsident die Sitzung und ertheilte hierauf Herrn Bircher das Wort zum ersten Vortrage.

Herr Bircher verbreitete sich, immer auf das links und rechts zu seiner Seite übersichtlich gruppirte Demonstrationsmaterial verweisend, *„über die ökonomischen und commerciellen Verhältnisse des gegenwärtigen Aegyptens,“* indem er auf die von Tag zu Tag sich steigernde Wichtigkeit dieses mehr und mehr europäisirten Produktenlandes und seines für den abendländischen Exporthandel so wichtigen Hintergebietes, des Sudan, hinwies. Siehe den Vortrag in wesentlich erneuerter Gestalt Seite 131 dieses Bandes.

An diesen Vortrag schloss sich eine vielfach Neues bietende Besprechung der Lage des Sudans. Herr Prof. Conrad Keller von Zürich, welcher sich bei wiederholtem Aufenthalt mit den Verhältnissen von Suakim und Umgebung vertraut gemacht hatte, rühmte die tüchtigen Eigenschaften der sudanesischen Stämme. Vor dem Aufstand des Mahdi waren in jenen Gegenden Sicherheit und Ehrlichkeit zu Hause. Die blutsaugerische Wirksamkeit des aller Culturideale hohnlachenden Türkenregimes verwandelte in kurzer Zeit jene naive Negerbevölkerung in eine europafeindliche Fanatikerhorde, die, um sich durch die europäische Masseneinwanderung nicht verdrängen zu lassen, schliesslich in begreiflicher Nothwehr den allgemeinen Aufstand gegen das gesammte Europäerthum organisirt hat. Nach des Redners Ansicht sollte Europa für seine Colonial- und Exportbestrebungen vornehmlich zwei Ziele ins Auge fassen: erstens sollten mit *dicht* bevölkerten Ländern Aussereuropas einfach gute Handelsbeziehungen angeknüpft werden; zweitens sollte man dafür Sorge tragen, dass der Strom der Auswanderung nur in dünn bevölkerte Länder abgeleitet und den Ausgewanderten der Schutz ihrer Mutterländer gesichert würde.

Herr Bircher stimmte seinem Vorredner in allen Stücken bei, indem er noch ausdrücklich die in den Sudanländern gegen

Europa sich geltend machende Aufregung insbesondere den argen Bedrückungen der ägyptischen, d. h. türkischen Steuerbeamten beimass, die sich ein Geschäft daraus machten, neben den dem ägyptischen Fiscus einzuliefernden Steuern noch solche zu Gunsten der eigenen Bereicherung einzutreiben.

Die drei folgenden Sprecher, die Herren Buchhändler Stolz von St. Gallen, Herr Prof Dr. Oncken von Bern und Herr Pfarrer Faure von Genf sprachen ihre Entrüstung über das jeder Beschreibung spottende Loos der ägyptischen Landbevölkerung, der Fellahs, aus. Oncken bezeichnete als der ägyptischen Uebel grösstes die kolossale Staatsschuld, die nothwendige Folge des allzufrühen, unvermittelten Uebergangs des ägyptischen Staates von der Naturalwirthschaft zur Kreditwirthschaft, d. h. die Umwandlung der früheren Naturalabgaben und Frohndienste der Fellahs in Steuern, die baar bezahlt werden müssen. Diese Umwandlung hatte naturgemäss zugleich eine Erhöhung der Steuern zur Folge. Herr Faure betonte nochmals die grosse Verantwortlichkeit, welche Europa in Aegypten und dem Sudan auf sich geladen hat. Er schilderte seine diesbezüglichen Unterhaltungen mit den bekannten Afrikaforschern Dr. Junker und Dr. Schweinfurth, welche beide die Preisgabe des Sudans als eine Barbarei und die gegenwärtige Situation in den Nilländern als eine Schande für Europa bezeichnet hätten.

Nunmehr entwickelte Herr Bouthillier de Beaumont, mit der Kreide an der Tafel demonstrirend, die von ihm erfundene neue Projektion der Globusfläche in Gestalt einer herzförmigen Planisphäre. Sein neues System beruht vollständig auf Kreisbögen und geraden Linien. Es ist deshalb leicht zu construiren und vermeidet, soweit es überhaupt einer Planisphäre möglich ist, die Verzerrung der Continente. Im Zusammenhang mit dieser neuen Weltkarte schlägt Herr von Beaumont eine neue Eintheilung der 360 Längengrade vor, deren ersten Meridian er, um alle nationalen Eifersuchten zu beschwichtigen, durch das Cap des Prinzen von Wales an der Behringstrasse ziehen will, während bis jetzt, zum grössten Schaden der Geographie, jede Nation den ersten Meridian durch die Hauptstadt ihres Landes zieht. Ebenso will Herr von Beaumont die 360 Meridiane durch graphische Bezeichnung der 24 Stunden und deren Unterabtheilungen ersetzen zur Grundlage der

von ihm vorgeschlagenen „Weltzeit", deren Einführung naturgemäss eine absolute Umänderung des gegenwärtigen Uhrensystèms mit sich bringen würde. S. Le Globe, Organe de la Société de Géographie de Genève, Tome XXVII. „De la projection en cartographie et d'une nouvelle projection de la sphère entière comme planiglobe, par M. Bouthillier de Beaumont."

Nach vollendeter Tagesarbeit folgte ein solenner Frühschoppen, zu welchem unsere correspondirenden Mitglieder, Herr Gottfr. Schenker, Chef der internationalen Transportgesellschaft in Wien, echtes Wienerbier von Dreher nebst Pragerschinken, Herr Kaufmann Joh. Osk. Gysi in Manchester prima englisches Strongale, Herr Kaufmann Bodenstedt in Bremen vorzüglichen Pumpernickel gespendet hatten.

Das Menu des Banketts im Gasthof zum Ochsen wies unter anderm auf: Ostafrikanische Maniokasuppe, Donator Herr Kaufmann Adolf Furrer, in Winterthur, Mixed Picles von Firma Henckell, Zeiler & Cie. in Lenzburg, ebenso von derselben Firma conservirte Aprikosen, Birnen und andere Früchte, ferner die eingemachten Süssigkeiten Cumquat und Tschautschau, Ingwer in Syrup und trocken, Donator Kaufmann Th. Lutz in Hongkong, zum Schluss echter Mokkakaffee von Kaufmann Woodtli, in Aden. An Weinen, Liqueuren und Cigarren nebst Cigaretten hatten Mitglieder, Freunde und Behörden ebenfalls ihr redlich Theil beigetragen. An aargauischen Weinen erschienen: Kasteler Schlossberger, Geschenk des Stadtraths von Aarau, Badener Goldwändler, Donator Herr Fabrikant Karl Oederlin in Baden, Rother Brestenberger, Donator Herr Nationalrath Max Erismann auf Bad Brestenberg am Hallwylersee; Habsburger Schlossberger, 1885er, von Herrn Nationalrath Regierungsrath Hans Riniker in Aarau; Tokayer von Herrn Ernst Stein in Erdö Benje bei Tokay; Syrakusa, Nacarella von Herrn Kaufmanu J. Suter in Palermo; endlich eine Fülle edler Balkanweine, gespendet von Herrn Weinhändler Julius Lehmann in Biel, als: Dunkelrother von Tran, Dunkelrother von Brazza, Schwarz secco von Spalato, Schwarz secco von Salona, Schwarz Süss von Klissa, Hellroth Süss von Olmis, Cerljenak, hochgelbfeurig, gewürzreich, 1874er, Moscato Rosa, rubinroth, mit Rosengeruch. Herr Kaufmann Gottlieb Siebenmann in Baku hatte aus Transkaukasien Prima Kachetiner, Goldgelb, in Originalschlauch mit dazu gehörendem Trinkhorn gesandt.

An Liqueuren erschienen: Drei Sorten russischer Schnaps von Herrn Kaufmann Hermann Billo in Moskau; ferner Magenbitter, Dulcamaro und Wermuth-Bitter von Herrn Aug. F. Dennler in Interlaken und Zürich; Cigarren und Cigaretten von den Firmen: Eggimann & Hediger in Biel; Herren Hediger & Söhne in Reinach; Herren Gautschi & Hauri in Reinach (Aargau); Herren Zubler & Irmiger in Zezwyl (Aargau); ferner von Rostow am Don hatte Herr Kaufmann Fritz Hunziker russische Cigaretten gesandt. Alle diese Gaben hatte Herr Prof. Dr. E. L. Rochholz in Aarau die Freundlichkeit, mit einem humoristischen Spruch auf dem gedruckten Menu noch besonders interessant zu machen. Aus dem kleinen Schatzkästlein dieser Sprüche, die seinerzeit sämmtlich in der Beilage der Basler Geographischen Nachrichten vom 1. September 1888 erschienen sind, erlauben wir uns folgendes Beispiel hervorzuheben:

Zum Mokka von Aden.

Statt der Reisekarte
Und der Forschungsfragen,
Blos die Speisekarte
Wilder Polyphagen?
Nun, wer Goethe huldigt,
Hat uns bald entschuldigt.
Noch in Silberlocken
Sprach er unerschrocken:
Fernhin ist zu schauen!
Denn steinharte Brocken
Sind noch zu verdauen.

Wahrlich, nicht aus Enthusiasmus für Gourmandise, wiewohl diese ihre Rechnung fand, sondern aus pflichtgemässer und gerne geschuldeter Dankbarkeit unsern freigebigen correspondirenden Mitgliedern und Freunden gegenüber, die am Bankett selbst zum grösstentheil nicht hatten erscheinen können, hielten wir es für nothwendig, im vorstehenden Donationsverzeichnisse dieser Herren mit herzlichstem Danke zu gedenken.

Wir wenden uns nunmehr zum Bankett selbst, dessen Leben, wie es unter tafelnden Rittern des Geistes zu geschehen pflegt, leicht für eine zwar reich unterhaltende, aber deshalb nicht minder inhaltsreiche Fortsetzung der Vormittagsberathungen gelten konnte. Der Präsident, Dr. H. Br., eröffnete den Reigen der zahlreichen Toaste mit folgendem Trinkspruche auf das Vaterland:

Verehrte Festgenossen aus dem Morgen- und Abendland, liebe Freunde! Es ist mir die Ehre zu Theil geworden, an unserm Geographenbankett den ersten Toast auszubringen. Kann es in einem Freistaate dem Zweifel unterliegen, wem das erste Hoch gilt? Schlägt nicht unser Herz zuerst und zuletzt für das theure Vaterland? Widmen nicht auch wir Geographen, deren Beruf es ist, den Blick unseres Volkes sich über die engen Schranken seiner Grenzmarken hinaus erweitern zu lassen, den ersten und letzten Gedanken unserer Wirksamkeit dem inniggeliebten Vaterlande?

Die Grossartigkeit der schweizerischen Alpennatur bleibt unbestritten die Perle europäischer Landschaftsschönheit. Aber die Schönheit der Schweizerlandschaft vermag den Blick des Handelsgeographen nicht in dem Masse zu fesseln, dass er unfähig würde, zu erkennen, wie sehr bescheiden wir über unsere geographische Lage zu denken Veranlassung haben.

Unsere geographische Lage, verehrte Festgenossen, ist schier die schlimmste, die sich in Europa vorstellen lässt. Das Meer ist die völkervermittelnde Freistrasse, auf welcher die Güter des Kaufmanns den raschesten, wohlfeilsten und deshalb gewinnbringendsten Umsatz finden. Das Meer ist der grosse Jungbrunnen, in welchem sich Handels- und Industrievölker immer wieder zu erholen pflegen. Wir aber sind das einzige Land in Europa, das nach allen Richtungen hunderte von Kilometern vom Meere getrennt ist, ohne die geringste Hoffnung, jemals das Meer zu erreichen. Was es aber heissen will, ein küstenloses Binnenvolk zu sein, das sagt uns ein alter, geistvoller, wenn auch zuweilen barocker Denker, der biderbe Turnvater Jahn. In seinem Büchlein vom Deutschen Volksthum erklärte er im Jahre 1810: „*Ein entküstetes Volk ist ein Welteinsiedler, ihm fehlt das Meer. Selbst ein grosses vom Meere abgedrängtes Volk muss ersticken, weil es nicht Herr seiner Aus- und Einfuhr bleibt.*“

Verehrte Festgenossen, es kann nicht meine Aufgabe sein, in diesem Augenblick die ungeheuern Folgen unserer verkehrsgeographischen Lage auszuspinnen. Das ist die Sache hellblickender Handelspolitiker. Aber, wenn wir um uns schauen, wenn wir unsere allgemeinen Culturverhältnisse vergleichen mit denjenigen der uns eisern umklammernden Nachbarländer, die alle das Glück haben, Meeresküsten und weltverkehrver-

mittelnde Seehäfen zu besitzen und wenn wir die Beobachtung machen, dass wir international geehrt und geachtet sind, so dürfen wir wohl die Frage erheben: Woher bei aller Ungunst unserer verkehrsgeographischen Weltlage diese relative Blüthe unserer Verhältnisse, dieser Aufschwung der Geisteskräfte zur Förderung idealer Güter?

So misslich unsere verkehrsgeographische Situation, so günstig ist unsere ethnologische Weltlage.

In die Mitte gestellt zwischen die germanischen und romanischen Grossstaaten, selbst zusammengesetzt aus germanischen und romanischen Elementen, vermögen wir die Licht- und Schattenseiten beider Völkerfamilien, die für immer auf einander angewiesen sind, besser zu erkennen, als unsere Nachbaren. Nirgends ist das Sinnen und Trachten nach der Lösung übernationaler, menschheitlicher Aufgaben intensiver als in unserm schweizerischen Vaterlande. Es ist ja deshalb auch kein Zufall, sondern *Produkt* unserer internationalen Weltlage, dass die verkehrs- und humanitätsfreundlichen Errungenschaften der Neuzeit ihre leitenden Geschäftsbureaux in der Schweiz haben: Der Verein zum rothen Kreuz in Genf, der Weltpostverein und die Convention zum Schutze des geistigen Eigenthums in Bern.

Jeder von uns, verehrte Festgenossen, vom Nationalrath herunter bis zum Proletarier, ist stolz auf diese uns übertragenen Aufgaben. Jeder von uns lebt auch der Ueberzeugung, dass wir in der Lösung solcher internationaler Aufgaben unsere menschheitliche Bestimmung erfüllen, und dass solcher Aufgaben von Jahrzehnd zu Jahrzend immer neue sich geltend machen werden. Das Höchste, was wir zu leisten vermögen und zu dessen Erkenntniss wir unsern Horizont frei halten müssen, ist die thatkräftige Einsicht, dass wir unser nationales Arbeitskapital im Dienste der Menschheit verwalten müssen. Denn hoch über *allen* Nationen steht die Menschheit. Nur *alle* Nationen, die gewesenen sowohl als die noch kommenden, machen die Menschheit aus. Unsere schärfste Wachsamkeit müssen wir darauf verwenden, in dem engen Kreise der uns von Natur und Geschichte angewiesenen Weltlage unsern Sinn sich nicht verengern zu lassen, sondern allezeit darnach zu streben, dass, selbst wenn es draussen dunkler

würde, man von unserm Vaterlande singen könnte, wie der Hirtenknabe in Uhlands Lied:

Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.

Auf ein schweizerisches Vaterland, das sich solchem menschheitlichen Berufes jederzeit bewusst ist, bringe ich mein Hoch aus. Unser schweizerisches Vaterland, als Mittelpunkt und Produktionsherd aller die Menschheit einigenden Ideen, es lebe hoch!

Herr Bouthillier de Beaumont von Genf, der greise, aber immer noch jugendlich geistesfrische Erfinder der Weltzeit, brachte sein Hoch auf die Mittelschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft und sprach im Namen Genfs für den freundlichen Empfang seinen Dank aus. Herr Finanzdirektor Riniker begrüsste den schweizerischen Geographentag Namens der aargauischen Regierung, indem er betonte, dass die oberste Landesbehörde unsere Geographisch-Commercielle Gesellschaft nicht als einen gewöhnlichen Verein auffasse, sondern dessen zugleich wissenschaftliche und praktische Bedeutung für das engere und weitere Vaterland vollauf zu würdigen wisse. Er trinkt sein Glas auf das einige Zusammenwirken der Heimat und ihrer geographisch-commerciellen Pioniere im fernen Ausland. Herr Scherrer-Engler, der Präsident der ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen, übermittelt den Herren Conservator Karl Bührer und Präsident Brunnhofer das Diplom als Ehrenmitglieder und wünscht der mittelschweizerischen Gesellschaft bestes Gedeihen. Herr Charles Faure von Genf überbringt den Gruss des französischen Geographencongresses, der gleichzeitig mit uns in Bourg in der Bresse tagte und übernimmt den Auftrag, diesen Gruss Namens der Anwesenden morgens in Bourg zu erwiedern. Herr Dr. Brunnhofer theilt mit, dass die mittelschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft Herrn Kaufmann Andreas Bircher für seine Leistungen für die Gesellschaft, insbesondere für die reiche ethnologische Sammlung ägyptischer Gegenstände zum Ehrenmitglied ernannt habe. Er trinkt auf Herrn Birchers fernere fruchtbare Thätigkeit im Dienste der Geographie und Aaraus. Herr Stolz von St. Gallen toastirt auf die richtige Sesshaftigkeit; Herr Bircher und Herr Bally auf die mittelschweizerische

und die ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft; Herr Oncken von Bern toastirt auf die Behörden; Herr Prof. Conr. Keller von Zürich auf die wissenschaftliche Arbeit; Herr Dr. Brunnhofer auf die muthige, den geographisch-commerciellen Bestrebungen so sehr zu Gute kommende Pionnierarbeit der schweizerischen Missionare; Herr Chaix von Genf auf die Beziehungen zwischen den Auswanderern und der alten Heimat; Herr Konservator Bührer auf unsere korrespondirenden Mitglieder im Auslande.

Am späten Nachmittag besuchten die Geographen noch das Ethnologische Gewerbemuseum, wo ihnen unter der kundigen Führung des Herrn Conservators Bührer, dessen ebenso kräftige als gewandte Mitwirkung die Sammlung so rasch gefördert hat, ein voller Einblick in die patriotische Thätigkeit unserer korrespondirenden Mitglieder in allen Theilen der Erde sich erschloss. Auf dem „Alpenzeiger", der reizend gelegenen Kurwirthschaft auf dem benachbarten Hügel „Hungerberg", spielte sich dann noch eine jener muntern Gesellschaftsscenen ab, die, zwischen Scherz und Rundgesang abwechselnd, sich dem Gedächtnisse um so fester einprägen, als dabei süsse Erinnerungen an die schöne Jugendzeit wieder wach werden.

Der späte Abend versammelte die Geographen, zugleich mit dem Aarauer Publikum im grossen Festsaal zu einer musikalischen Abendunterhaltung, welche die Stadtmusik und der Bürgerturnverein den Gästen boten. Unser Aarauer Baryton, Herr Direktor Burgmeier, liess in den Zwischenpausen seine ebenso kräftige, als sympathische Stimme durch den dichtgefüllten Saal erschallen. Der Zulukriegertanz des Bürgerturnvereins erntete reichen Beifall. Herr Egli von St. Gallen sprach der Bevölkerung von Aarau in warmen Worten den Dank der Festgäste für den freundlichen Empfang aus. Erst die späte Mitternacht liess Musik und Festgewoge verstummen.

Der Morgen des 21. August vereinigte die Geographen wieder zu ernster Arbeit. Herr Prof. Dr. Oncken, Direktor der Consularschule in Bern, eröffnete die Reihe der Vorträge mit einer gehaltvollen, praktisch fruchtbaren Abhandlung über *die Nothwendigkeit der Errichtung schweizerischer Handelsmuseen.*

Der Vortragende wies zunächst auf das grosse Musée

Commercial in Brüssel hin, welches zum Muster für alle nachfolgenden Anstalten dieser Art geworden ist. Das Brüsseler Museum ist allerdings nicht das älteste Museum dieser Art, sondern das Wiener Handelsmuseum, das aus der Wiener Weltausstellung von 1873 hervorgegangen war, ist gewissermassen sein Vorbild gewesen. Allein das Brüsseler Museum, eine Schöpfung des liberalen Ministers Frère Orban, hat sich von Anfang an auf einen so eminent praktischen Fuss eingerichtet, dass das Wiener Museum sich im Jahre 1887 vollständig nach dem Brüsseler Musée Commercial umgeformt hat. Gleich bei der Gründung des letztern erhielten die belgischen Konsuln den Auftrag, Muster einzuschicken über die Bedürfnisse ihrer Stationsländer, sowie der bezüglichen Konkurrenzstaaten. Ferner sollen sie Mittheilungen einsenden über alle Handelsverhältnisse ihrer Länder, sowie Berichte liefern über die Ursachen, warum andere Staaten im Auslande die Konkurrenz besser als Belgien bestehen können. So besitzt nun das belgische Staatsmuseum, das Musée Commercial, seine Waarensammlung, sein Bureau, welches jede gewünschte Auskunft gibt, seine Bibliothek mit Lesezimmer, sein besonderes Bulletin, sowie seinen Katalog über das Musterlager, der sehr eingehende Angaben macht. Heimkehrende Konsuln halten an diesem Museum Vorträge.

Ganz nach diesem Muster neueingerichtet, soll nun auch das Wiener Handelsmuseum die Leitung für das gesammte handelspolitische Leben in Oesterreich übernehmen. Es soll das Material herbeischaffen für Handelsverträge, das gesammte handelspolitische Leben des Auslandes studiren und darüber regelmässigen Bericht erstatten. Das Handelsmuseum soll die Dienste einer höheren Handelsakademie besorgen, Vorträge halten lassen über Export, Verschiffung, Handel und Geschäftslage in Britisch Indien, Afrika, Levante u. s. w. Diese Vorlesungen sind überaus stark besucht und zwar nicht nur von Kaufleuten, sondern vom grossen Publikum. Das Wiener Handelsmuseum verlegt seinen Schwerpunkt nicht in die Sammlungen, sondern in die aus ihnen hervorgehenden Anregungen, es ist zu einer hohen Schule geworden, weil es als Ziel und Ideal seiner Wirksamkeit nicht die Anhäufung unendlich mannigfaltigen Materials, sondern die Ausstreuung neuer, aus dem

Gesichtspunkt der Weltwirthschaft hervorgehenden Ideen betrachtet.

Selbst ein Welthandelsstaat wie England, das Land des absoluten Freihandels, ist der grossen Tragweite des Nutzens solcher Handesmuseen inne geworden und ist im Begriffe, ein grossartiges Handelsmuseum zu errichten, um den im Welthandel verlorenen Boden wieder zurückzugewinnen.

So einleuchtend diese Bestrebungen unserer zielbewussten Nachbarn sind, so befremdend wirkt zugleich die Gegnerschaft, die sich der Nachahmung derselben in unserm Vaterlande aus den Kreisen der grossen Exportfirmen widersetzt, indem von denselben geltend gemacht werden will, es sei nicht recht, den kleinen Geschäftsmann auf den Weltmarkt zu verlocken, wo er unter dem Drucke überlegener Konkurrenz erst recht zu Grunde gehen müsse. So bestechend dieser Einwand auf den Unvorbereiteten wirken mag, so wenig stichhaltig erweist er sich gegenüber der einfachen Thatsache, dass gegenwärtig selbst der Kleinhandwerker in Stoffen arbeitet, die vom Weltmarkt kommen und für den Weltmarkt bestimmt sind. Wer den Blick für die grossen Umwandlungen offen hat, die das Geschäftsleben während der letzten Jahrzehnte durchgemacht hat, wird sich gestehen müssen, dass es überhaupt keinen Lokalmarkt mehr gibt, sondern dass wir alle miteinander auf den Weltmarkt angewiesen sind. Jeder wird heutzutage hinausgepeitscht, er mag wollen oder nicht. Errichtet man ein Museum, das den Bedürfnissen des Kleinindustriellen nach neuen Anschauungen entgegegenkommt, so kann ein solches dem kleinen Geschäftsmann auf keinen Fall schaden, während es zweifellos auch dem Grossen nur Belehrung bieten kann. Will man den Kleinen überhaupt nicht unterstützen, so bekenne man sich eben offen zum Monopol. Zudem wird die Zuratheziehung des Bureaus ebenso oft eine Abmahnung, als eine Ermunterung des Handelsmanns zur Folge haben, sodass also von einer Verlockung nicht die Rede sein kann.

Die Handelsmuseen sind ferner wichtig für die Berathung in Auswanderungsangelegenheiten, wo es sich um zuverlässige Auskunft über Geschäfts- und Gesundheitsverhältnisse auswärtiger Länder handelt. Ganz unersetzlich aber sind die Handelsmuseen und deren Bibliotheken zur Orientirung in Patentschutzsachen, wo es sich darum handelt, zu erforschen,

welche Erfindungen und wo dieselben schon patentirt sind, abgesehen davon, dass sie auch für den Kaufmann eine vorzügliche Bildungsanstalt abgeben, denn heutzutage wird jeder gut daran thun, sich über die Verschiebungen in den Verhältnissen des Weltmarktes zu rechter Zeit zu unterrichten.

Ein *schweizerisches Handelsmuseum* oder, da die allzugrosse Verschiedenheit der Geschäftsinteressen in den verschiedenen Geschäftsgebieten der Eidgenossenschaft ein einziges Handelsmuseum nicht räthlich erscheinen lässt — *schweizerische Handelsmuseen* müssten gleich von allem Anfang an in einem der Ausdehnung des schweizerischen Handels entsprechenden Stile eingerichtet werden, so zwar, dass nach einem einheitlichen Plane ein *Netz* von Specialmuseen geschaffen und die für ein Geschäftscentrum ausschlagenden Industrieen jeweilen an *einem* Punkte, in *einem* Museum zur entweder *ausschliesslichen* oder aber doch *bevorzugten* Darstellung gelangen würden. So würde, entsprechend diesem System eines sich in einer Vielheit von Specialmuseen darlegenden schweizerischen Handelsmuseums, Neuenburg ein Specialmuseum für Uhrenindustrie, Genf ein solches für Bijouterie und Uhren, St. Gallen für Textilkunst erhalten. Diese Institute müssten aber ein Centralorgan haben, das den Verkehr vermittelte. Es hätte einlaufende Muster zusammenzustellen, sie in einem Turnus durch alle Museen laufen zu lassen und sie dann demjenigen abzugeben, das sie aufzubewahren hätte.

Die Kosten eines derart organisirten, als System eines durch Specialmuseen wirkenden schweizerischen Handelsmuseums würden sich für den Bund auf jährlich 40000 Franken belaufen. Da die von den Konsuln einzuliefernden Muster nichts kosten würden, so liesse sich mit der genannten Summe sehr bald Tüchtiges erreichen. Gegenüber dem der schweizerischen Industriewelt und Kaufmannschaft aus einem schweizerischen Handelsmuseum erwachsenden Nutzen würde die jährlich ausgegebene Summe von 40000 Franken nicht in Betracht kommen. Dieser Bundessubvention müsste aber staatsrechtlich noch der Weg geebnet werden durch eine Vervollständigung des Bundesbeschlusses vom 27. Juni 1886.

Nach kurzer Diskusion, an welcher sich die Herren Präsident Scherer-Engler von St. Gallen und Herr Redaktor Anderegger vom Schweizerischen Stickereiverband in St.

Gallen betheiligten, wurde von der Versammlung der einstimmige Beschluss gefasst, diese Resolution dem h. Bundesrathe zu unterbreiten. Siehe das nachfolgende Protokoll.

Unmittelbar auf die Handelsmuseumsfrage folgte die in engstem Zusammenhang mit derselben stehende *Auswanderungsfrage.* Herr Dr. Röthlisberger, Sekretär der internationalen Bureaux zum Schutze des geistigen Eigenthums in Bern, behandelte die Auswanderungsfrage als eine nationale Angelegenheit von vitalem Interesse. Indem er zunächst an die eben gefassten Beschlüsse des Geographencongresses anknüpfte, sprach der Vortragende den Wunsch aus, es möchten die Geographischen Gesellschaften der Schweiz überhaupt mehr, als es bisher geschehen, der Auswanderungsfrage ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Insbesondere aber möchte der Geographencongress den Plan für das in Aussicht genommene Centralbureau für die Leitung und Subventionirung des schweizerischen Handelsmuseums gleich von Anfang an im Zusammenhang mit einem schweizerischen, von den geographischen Gesellschaften zu stiftenden Auskunftsbüreau für Auswanderungslustige entwerfen.

Diese Anregung gab dem Vortragenden Gelegenheit, über die Ursachen der Auswanderung zu sprechen. Er fasste dieselbe als eine krankhafte, sehr verschieden zu erklärende Erscheinung an dem sonst gesunden Körper unseres nationalen Lebens auf. Die Auswanderung muss deshalb zunächst mit allen Mitteln guten Rathes und guter Gesetzgebung zu verhindern gesucht werden, da dieselbe unter allen Umständen immer nur eine Schwächung des nationalen Körpers an leiblichen und geistigen Kräften darstellt. Da es aber jederzeit Auswanderungslustige geben wird, so kommt es darauf an, die Beweggründe zu sondern, welche bald kleinere, bald grössere Kreise unserer Bevölkerung ihr Heil im fernen Ausland suchen lässt. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich, den Charakter der Auswanderungslustigen zu prüfen. Es zeigt sich, dass dieselben in drei Kategorien zerfallen. Die erste besteht aus denjenigen, die, weil sie überhaupt die alte Heimat auf immer gegen eine neue vertauschen wollen, dem Bunde weiter keine andere Sorge mehr bereiten, als diejenige, für deren Berücksichtigung die Gesandten und Konsuln der Eidgenossenschaft auf ihrem Posten stehen. Die zweite Kategorie umfasst diejenigen, welche durch

irgend einen Anstellungsvertrag in ein fremdes Land gerufen werden, um dort in bestimmten Verhältnissen ihrem Berufe zu leben. Diese Kategorie fällt für den Bund gar nicht und für ein Auskunftsbureau ebenfalls nur insoweit in Betracht, als den Auswanderern vor dem Eingehen eines Vertrages mit gutem Rath an die Hand gegangen wird. Die dritte und für den Bund wichtigste Kategorie setzt sich aus denjenigen Auswanderern zusammen, die, bevor sie den grossen Schritt wagen, ihre Arbeitskräfte und ihr Kapital auf fremden Boden verpflanzen, vorher sich sorgsam und vorsichtig über alle Verhältnisse ihrer neuen Heimat zu unterrichten gesucht haben. Es sind dies meistens besserbemittelte Bauern und Handwerker, deren Verlust für das heimische Volksthum und Nationalvermögen eine herbe Calamität bedeutet, der nach Kräften vorgebeugt werden sollte, indem diese Gattung von Auswanderern zur rechten Zeit und gerade durch die geographischen Gesellschaften auf die immer noch grossen Bruchflächen unseres eigenen Landes aufmerksam gemacht und durch die landwirthschaftlichen Gesellschaften zu bessern Methoden der Bewirthschaftung angeleitet werden würden. Helfen aber alle Mittel des Abrathens nichts, so hat das Vaterland allerdings die Pflicht, diesen Leuten mit bestem Rath unter die Arme zu greifen. Es kann dies sehr gut durch das für die Handelsmuseen in Aussicht genommene Centralbureau geschehen, sofern nämlich, wie die Erfahrung lehrt, die Auswanderer den dort zu holenden Rath, eben weil er officiell ist, nicht verschmähen. In diesem Falle aber sind es dann gerade die geographischen Gesellschaften, die, durch keine diplomatischen Rücksichten fremden Ländern gegenüber gebunden, vermittelst ihrer zahlreichen correspondirenden Mitglieder in allen Himmelstrichen am besten in Stand gesetzt sind, *confidentielle* Auskunft zu ertheilen. Diese correspondirenden Mitglieder unterscheiden sich ohnedies von der grossen Masse der Reiseschriftsteller, auf deren Berichte ein officielles Bundesauskunftsbureau hauptsächlich mit angewiesen wäre, durch längere Ansässigkeit in dem Lande, über welches sie schreiben, abgesehen davon, dass dieselben im fremden Lande grösstentheils geachtet dastehen und *langerprobten* Rath ertheilen können. Der Vortragende illustrirte alsdann zum Schlusse seine Ansichten an sprechenden Beispielen aus der südamerikanischen

Republik Columbia, die er in der Mitte dieses Jahrzehnts durch mehrjährigen Aufenthalt gründlich kennen gelernt. Wie er damals vielfach guten Rath hätte ertheilen können, wenn er nur einen nicht officiellen Anhaltspunkt hätte finden können, so räth er gerade deshalb den geographischen Gesellschaften, ein solches Informationsbüreau sobald als möglich zu errichten.

Nachdem Herr Präsident Scherer-Engler in der hierauf folgenden Diskussion vor den Schwindlern unter den Correspondenten, Herr Statistiker Näf vor der Lockvogelliteratur gewarnt und sich für die versuchsweise Errichtung eines Gratisinformationsbüreaus ausgesprochen hatten, äusserte Herr B. de Beaumont den Wunsch, es möchte die Auswanderung in Form von Gründung eigentlicher Colonien in die Hand des Staates genommen und dem Vorort der geographischen Gesellschaften die Aufgabe überbunden werden, hiefür bei den Bundesbehörden zu wirken. Schliesslich wird auf Antrag von Dr. Oncken der Vorstand beauftragt, ein Kreisschreiben an die Sektionen zu erlassen, mit dem Ersuchen, der Auswanderungsfrage künftig mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Ueber den bezüglich des Antrags Röthlisberger gefassten Beschluss siehe das nachfolgende Protokoll.

Nachdem der Präsident Dr. Brunnhofer in Anknüpfung an die vorgeschlagene Reform der Meridian- und Zeiteintheilung die bahnbrechende Bedeutung der von-Beaumont'schen Erfindung betont und insbesondere auf die aus der Einführung der Weltzeit erwachsenden ungeheuern Vortheile aufmerksam gemacht hatte, hielt er selbst noch, trotz der vorgerückten Zeit (es war schon zwölf Uhr), einen kurzen Vortrag über die Reform des Geographieunterrichts durch allgemeine Einführung des Globus bis hinunter in die Volksschule. Zu diesem Zwecke schlägt er die Anrufung einer Bundessubvention vor, die, wenn sie jährlich auch nur 1500—2000 Franken betragen würde, die rasche Verbreitung der Erdgloben durch das ganze Land hin zur Folge hätte. Da aber alle tiefere Einsicht in der Geographie *nur* vom Studium des Globus herkommen kann, wie der Vertragende schon in seiner Abhandlung über die Reform des geographischen Unterrichts in Bd. I. (1886) der Fernschau, pag. 46—53 dargestellt hat, so erscheint hier eine einlässlichere Berichterstattung über diesen Vortrag als überflüssig.

In der darauf folgenden Diskussion wies Herr von Beaumont, der den Auseinandersetzungen und dem Antrage des Vorredners vollständig beipflichtete, darauf hin, dass diese Globenfabrikation bei vermehrtem Gebrauch des besten geographischen Lehrmittels zu einem neuen schweizerischen Industriezweige führen könnte, denn die vom Bunde gespendeten Globen dürfen keinesfalls im Auslande gekauft werden. Ueber den Beschluss in dieser Angelegenheit siehe das nachfolgende Protokoll.

Nachdem der Präsident der Versammlung für das Ausharren in den harten Berathungen gedankt und den VII. schweizerischen Geographencongress für geschlossen erklärt hatte, erfrischte sich die Gesellschaft zunächst wieder durch einen Frühschoppen bei Dreherbier und Pumpernickel. Nachher vereinigte wieder ein zweites Bankett die noch Ausharrenden im Gasthof zum Ochsen. Herr Regierungsrath Conrad begrüsste als Vertreter der Regierung die Geographen mit warmen Worten, ebenso Herr Viceammann Imhof Namens der Stadt Aarau. Herr Stephan Stöckli, Pfarrer an der römisch-katholischen Kirche in Aarau, liess in einem launigen Toast voll köstlichen Humors die Landgraphen hochleben. Verschiedene Herren von Genf, Herr von Beaumont, Faure, Chaix, toastirten auf Aarau und seine Bevölkerung, insbesondere aber auf die Stadtmusik und den Bürgerturnverein. Herr Pfarrer Graf von der reformirten Kirche in Aarau hob in schwungvollem Vortrage die ethische Bedeutung des modernen geographischen Unterrichts hervor, und Herr Redaktor Spühler von den „Aargauer Nachrichten“ sagte den Geographen die Mitwirkung der Presse bei der Reform des geographischen Unterrichts zu. Herr Oncken brachte das Schlusshoch auf die Damen Aaraus.

Damit war das schöne, an praktischen Resultaten nicht unfruchtbare Fest zu Ende. Möge demselben zur technisch-commerciellen Anregung und Förderung der mittelschweizerischen Industrie- und Handelswelt, insbesondere aber auch zur Erweiterung des Blickes des gesammten, neuer Anschauungen fähigen Publikums unserer Stadt Aarau in nicht zu ferner Zeit ein mittelschweizerisches Handelsmuseum entspriessen!

Dr. H. Br.

8. Protokoll
der VII. Generalversammlung des Verbandes der schweizerischen geographischen Gesellschaft vom 19.—21. August 1888 in Aarau.

I. Delegirtenversammlung Sonntag den 19. August, Abends 8 Uhr, in der „Schützenstube" des Saalbaues.

Anwesend sind:

1. Vom Vorort: Präsident Dr. Herm. Brunnhofer.
   Sekretär Karl Bührer.
   Kassier Em. Heusler.
2. Von Bern: Hr. Reg.-Rath Dr. Gobat.
   „ Prof. Dr. A. Oncken.
3. Von Genf: Hr. Bouthillet de Beaumont.
   „ Prof. E. Chaix.
   „ E. de Traz.
   „ Ch. Faure, kam erst am Montag früh.
4. Von Herisau: Hr. Prof. Weckerle.
5. Von Neuenburg: Hr. Prof. C. Knapp.
   „ Prof. Dubied.
6. Von St. Gallen: Hr. Präsident B. Scherrer-Engler.
   „ Verwaltungskassier Egli.
   „ Buchhändler C. Stolz.
   „ Redaktor Anderegg.
7. Von Zürich: als Gast: Hr. Prof. Dr. Keller.

---

1) Nach Begrüssung der Versammlung referirt der Präsident über die Angelegenheit der Erstellung eines geographischen Lehr- und Lesebuches. Er verliest die Beschlüsse der Expertenkommission vom 10. März 1888 und eröffnet alsdann die Diskussion über die Frage. Nachdem sich die Herren Reg.-Rath Dr. Gobat, Dr. Brunnhofer, Präsident Scherrer, Prof. Chaix, Egli, Dr. Oncken, B. de Beaumont, Weckerle und Stolz einlässlich über die Frage ausgesprochen, wird einstimmig beschlossen:

a) *Es sei diese Angelegenheit dem Vorstand der geographischen Gesellschaft Bern zur neuen Erdauerung, Ausarbeitung und Durchführung zu überweisen und zwar in Verbingung mit der Jury.*

b) Die Gesellschaft Bern habe im Verein mit der Jury ein neues Programm zur Erstellung eines geographischen Handbuches auszuarbeiten.

2) Vom Vorort war der Antrag gestellt worden, die Summe, welche s. Z. von der schweizerischen Sektion der Société Internationale Africaine dem Vorstande der vereinigten schweizerischen Gesellschaften in grossmüthiger Weise geschenkt worden war und welche auf circa 3600 Fr. angewachsen ist, unter die bestehenden sechs geographischen Vereine zu vertheilen. Nachdem aber Hr. B. de Beaumont, als ehemaliger Präsident der betr. Gesellschaft (schweiz. Sektion), aufklärende Mittheilungen über Sinn und Zweck dieser Schenkung gemacht und nachdem sich die Herren Brunnhofer, Scherrer, Dr. Keller, Chaix und Bührer an der Diskussion betheiligt hatten, wird beschlossen:

a) Es sei von dem Geschenke unter herzlicher Verdankung Vormerk zu nehmen.

b) Es sei das Geld (das bis dato bei Hrn. Carare & Cie. in Lausanne deponirt war) von dem jeweiligen Vorort zu verwalten, und es sei darnach zu trachten, den Fond, welcher speziell zur Erforschung von Afrika geschenkt worden ist, nach und nach zu einem Explorationsfond für dieses Land oder dessen Nebenländer auszubilden und zu äuffnen.

c) Es sei auch der Bund zu begrüssen, damit er womöglich zur Vergrösserung des Fonds seine Unterstützung gewähre.

3) Zur Wahl des künftigen Vororts übergehend, meldet der Präsident, dass Herisau diesmal an der Reihe wäre. Herr Weckerle theilt jedoch mit, dass ihre Gesellschaft noch nicht genügend erstarkt sei, um die Pflichten der Vorortschaft übernehmen zu können.

Die Vertreter der Neuenburger Gesellschaft erklären auf die an sie gerichtete Anfrage, dass sie geneigt wären, eine eventuelle Wahl anzunehmen.

Herr Reg.-Rath Dr. Gobat macht darauf aufmerksam, dass Bern sich entschlossen habe, den Internationalen Kongress von 1891 zu übernehmen, und dass es desshalb angezeigt sein dürfte, ausnahmsweise vom üblichen Turnus abzuweichen.

Herr Prof. Chaix freut sich darüber, dass Bern den Muth hat, die grosse Aufgabe eines Internationalen Kongresses auf sich zu nehmen, stellt aber den Antrag, man solle Bern 1891 zum Vorort wählen und der frischaufblühenden Gesellschaft Neuenburg nicht die Gelegenheit nehmen zu zeigen, was sie zu leisten im Stande ist.

Beschluss: *Neuenburg wird zum Vorort pro 1889/1890 ernannt.*

Es wird ferner beschlossen: *Die Eingaben u. s. w. zu Handen des nächstjährigen Internationalen Kongresses in Paris haben einheitlich durch den Vorort zu geschehen.*

Als Vertreter der schweizerischen geographischen Gesellschaft nach Paris wird ernannt: Herr Bouthillet de Beaumont.

Es wird schliesslich noch angeregt, man solle in Zukunft eine Vorortskasse gründen, woraus die durch die Vorortschaft entstehenden Unkosten gedeckt werden sollen.

Schluss $1^1/_2$ Uhr Morgens.

II. Vortragssitzung vom 20. August, Vormittags 8 Uhr, im kleinen Festsaal.

1) Vortrag des Herrn Andreas Bircher von Kairo, bei gefülltem Saal:

„Ueber die gegenwärtigen ökonomischen und commerciellen Verhältnisse Aegyptens, in besonderem Hinblick auf den Sudan“. (Mit Demonstration einer grösseren Sammlung ägyptischer Rohprodukte und Gewerbserzeugnisse).

Dieser Vortrag findet sich abgedruckt in „Fernschau“ III. Bd.

2) Vortrag des Herrn B. de Baumont von Genf:

„Sur la Cartographie et une nouvelle Projection“.

Dieser hochinteressante Vortrag wurde abgedruckt in „Le Globe“, Tome 28, 4. Serie, Tome VII: De la projection en cartographie et présentation d'une nouvelle projection

de la sphère entière comme planisphère, par M. Bouthillet de Beaumont.
Besondere Beschlüsse werden nicht gefasst.

III. Vortragssitzung vom 21. August, Vormittags 8 Uhr, im kleinen Festsaal.

1) Vortrag des Herrn Dr. A. Oncken, von Bern:
„Ueber die Nothwendigkeit der Errichtung schweizerischer Handelsmuseen“.

In längerem vorzüglichen Referate beleuchtete Herr Dr. Oncken diese wichtige Frage. Sein Vortrag fand lebhaften Applaus und einstimmig wurden folgende; vom Vortragenden proponirte Resolutionen gefasst:

a) Der VII. Verbandstag der schweizerischen geographischen Gesellschaft erachtet die Begründung eines Netzes schweizerischer Handelsmuseen nach dem Vorbild der Brüsseler und Wiener Einrichtungen und thunlichst unter Combination der beiderseitigen Principien als wünschenswerth.

b) Die geographische Gesellschaft in Bern setzt sich mit dem Vorort der schweizerischen geographischen Gesellschaften in Verbindung, um, unter Beziehung kaufmännischer Interessenverbände, bei der Bundesversammlung Schritte zu thun, dahin zielend: es möge der Bundesbeschluss betreffend die gewerbliche und industrielle Berufsbildung vom 27. Juni 1884 auch auf das kaufmännische Bildungswesen ausgedehnt und namentlich die in Art. 2, als subventionsfähig angezeigte Gruppe Gewerbe- und Industriemuseen durch die Kategorie Handelsmuseen ergänzt werden.

c) Es ist darauf Bedacht zu nehmen, dass die Pariser Weltausstellung von 1889 zur Beschaffung des Grundstocks für die schweizerische Handelskammer dienen könne.

Diesen Resolutionen ging voraus eine lebhafte Diskussion, welche benutzt wurde von den Herren Faure, Scherrer-Engler, Anderegger, Brunnhofer.

Herr J. Greger von Basel sprach über Angelegenheiten,

die nicht in das Ressort der Verhandlungen gehörten. Seine Anträge wurden desshalb nicht berücksichtigt.

2) Vortrag des Herrn Prof. Röthlisberger von Bern, über: *„Die schweizerischen geographischen Gesellschaften und ihre Stellungnahme zur Auswanderungsfrage“.*

Dieser gediegene Vortrag veranlasste wiederum eine eingehende Diskussion, an welcher sich die Herren Scherrer, Näf, Stolz und Oncken betheiligten.

Das Resultat derselben war folgender Beschluss:

„Der Geographentag in Aarau beschliesst, dass unter die Aufgaben des in's Auge gefassten Bureaus der schweizerischen Handelsmuseen auch diejenige komme, durch möglichst genaue, unparteiische, durch keine politischen und diplomatischen Rücksichten beeinträchtigten Informationen die Auswanderung guter Kräfte thunlichst zu verhüten oder dann in gute Bahnen zu leiten“.

3) Wegen der stark vorgerückten Zeit konnte Herr Dr. Brunnhofer nur noch in gedrängter Kürze über sein Thema: *„Der Globus als empfehlenswerthes Lehrmittel für den Geographie-Unterricht“* referiren. —

Es wird beschlossen: Die mittelschweizerische Gesellschaft sei beauftragt, die Globusfrage in dem Sinne an die Hand zu nehmen, dass sie durch Vermittelung des Vorortes beim Bunde um den Kredit einkomme, den sie zur Förderung des geographischen Unterrichts am Globus, resp. zur wohlfeilen oder Gratisvertheilung von Bundesgloben, für wünschenswerth erachte.

Schluss 12¾ Uhr.

Der Sekretär: Carl Bührer.

9. Dr. Oskar Lenz, Afrikareisender.

Mit Titelbild.

Oskar Lenz wurde geboren am 13. April 1848 in Leipzig, besuchte eine dortige Privatschule, später das Nicolaigymnasium und wurde im Herbst 1866 auf der Universität seiner Vaterstadt inscribirt. Hier studirte er vier Jahre lang Naturwissenschaften, insbesondere Mineralogie und Geologie und wurde 1870 auf Grund einer Dissertation „über das Auftreten von Jura-Bildungen an der sächsisch-böhmischen Grenze" zum Doktor der Philosophie promovirt. Ende 1870 ging er nach Wien als Lehrer an ein Privatinstitut und trat gleichzeitig als Volontär in die k. k. geologische Reichsanstalt ein, wo er schon 1872 definitiv angestellt wurde. In den Jahren 1872 und 1873 unternahm er geologische Reisen in Ungarn, Slavonien und Tirol, über welche er in den Schriften der k. k. geologischen Reichsanstalt publizirte, führte auch im nördlichen Böhmen grössere prähistorische Ausgrabungen aus. Im Jahre 1874 erhielt er von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft in Berlin den Auftrag, sich an der Erforschung Westafrikas zu betheiligen. Er erhielt Urlaub, nahm den Antrag an und verblieb während dreier Jahre am Ogowefluss in der französischen Kolonie Gabun im äquatorialen Westafrika, hatte auch Gelegenheit, auf der Rückreise zahlreiche Küstenpunkte kennen zu lernen. Er befuhr den damals nur im Unterlauf bekannten Ogowe bis zur Einmündung des Schebeflusses, musste aber wegen Krankheit und wegen der Weigerung seiner schwarzen Begleiter, noch weiter zu gehen, umkehren. Auf der Rückkehr begegnete Lenz dem bekannten französischen Reisenden Savorgnan de Brazza, der die Untersuchung des Ogowebeckens vollendete. Die Expedition hatte insbesonders auch interessante geologische Resultate zur Folge: die Entdeckung einer der Kreideformation angehörenden petrefaktenreichen Ab-

lagerung in Gabun und auf den Elobi-Inseln; die Untersuchung des langen westafrikanischen Randgebirges, für welches, da es vorherrschend aus krystallinischen Schiefern (Gneiss, Glimmerschiefer, Quarzit und dem selten vorkommenden Itabirit) besteht, der Name „Westafrikanisches Schiefergebirge“ eingeführt wurde. Auch konstatirte Lenz hier zuerst das Vorkommen eines eigenthümlichen Zersetzungsproduktes, das unter dem Namen „Laterit“ schon lange im tropischen Asien und Amerika bekannt war, und später vielfach in Westafrika wieder beobachtet wurde. Die umfangreichen ethnographischen und zoologischen Sammlungen (von letzteren besonders zahlreiche Schädel von Gorilla) sind in Berlin aufbewahrt. Ausser verschiedenen Arbeiten in geographischen und geologischen Fachzeitschriften veröffentlichte er noch 1878 das Buch „Skizzen aus Westafrika“.

1877 traf er von dieser ersten Expedition wieder in Wien ein und betheiligte sich in den folgenden drei Jahren an den geologischen Landesaufnahmen in Ostgalizien, mit denen auch mehrfach prähistorische Ausgrabungen verbunden waren.

1879 wurde er wiederum von der afrikanischen Gesellschaft in Berlin aufgefordert, nach Afrika zu gehen, und zwar sollte er Marokko bereisen und womöglich in das sehr wenig bekannte Atlasgebirge zu gelangen suchen. Aus dieser ursprünglich klein angelegten Tour wurde durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen eine grosse Expedition: Lenz bereiste zunächst den grössten Theil des Sultanates Marokko, überstieg den hohen Atlas und gelangte nach Tarudant in dem Wad sûs. Von hier wurde der Anti-Atlas überschritten und darauf die gesammte westliche Sahara bis nach Timbuktu hinab auf neuen Wegen durchquert. Die Rückreise erfolgte von Timbuktu aus gleichfalls auf völlig neuen Routen durch den westlichen Sudan zum Senegal. Die Reise ergab in geographischer und geologischer Hinsicht zahlreiche und interessante Resultate, die in dem Reisewerk von Lenz: „Timbuktu, Reise durch Marokko, Sahara und Sudan“, 2 Bände (Leipzig, 1883; französische Ausgabe bei Hachette in Paris 1885), niedergelegt sind.

Ueber diese ausgedehnte Reise hielt L. vielfach Vorlesungen ab, darunter 1882 auch in verschiedenen Städten der Schweiz.

Seit Barth 1853 Timbuktu besuchte, war es bis auf Lenz keinem Reisenden gelungen, diese so viel erstrebte Handels-

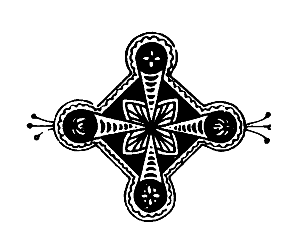
metropole zu erreichen; derselbe traf am 1. Juli 1880 in Timbuktu ein und hielt sich einige Wochen ungefährdet daselbst auf.

Im Jahre 1881 kehrte er von dieser zweiten Expedition an die geologische Reichsanstalt in Wien zurück und betheiligte sich nun mehr an geographischen Arbeiten, übernahm die Redaktion der geographischen Monatsschrift „Aus allen Welttheilen", wurde Generalsecretär der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien und im Jahre 1885 zum ordentlichen Professor der Geographie an der Universität Czernowitz ernannt. Indess kam er nicht dazu, diese Stellung anzutreten; in Wien war es der k. k. geographischen Gesellschaft gelungen, die Mittel zu einer Expedition zusammenzubringen, die zunächst den neu errichteten Congo-Staat kennen lernen und dann versuchen sollte, vom obern Congo aus in nordöstlicher Richtung die obern Nilgebiete zu erreichen. Lenz wurde mit der Führung dieser Expedition betraut, woran sich anfangs Herr Dr. Baumann, später Herr Bohndorf betheiligten. Eine Reihe widriger Umstände, vor allem auch der Mangel einer genügend grossen militärischen Macht liess den ursprünglichen Plan nicht zur Ausführung kommen. Lenz befuhr zunächst den Congo bis zu der sog. Fallstation und suchte hier mit dem bekannten Elfenbeinhändler Tibbo Tib in Verbindung zu treten. Dieser im Ganzen vertrauenswürdige Mann, der viel besser ist als sein Ruf, hielt es für unmöglich, dass Lenz mit nur wenig schwarzen Dienern in die Gebiete nördlich vom Congo dringen könnte; und es hat sich auch später gezeigt, dass nur ein Heer von Bewaffneten, wie es Stanley zur Verfügung hat, einen solchen Versuch wagen kann.

Lenz fuhr also in Canoes den Lualaba-Congo aufwärts zunächst nach der bekannteu Araber-Niederlassung Nyangwe, hierauf in das Hauptquartier Tibbo Tibs Kasongo, von da über Land zum Tanganjika und Udjiji, dann diesen abwärts bis zum Südende, hierauf wieder über Land zum Nordufer des Nyassasees. Nachdem er den Nyassasee der Länge nach befahren hatte, gelangte er durch den südlichen Ausfluss, den Schire, in den Zambesi, und diesen abwärts reisend nach der an der Mündung des Kwakwa liegenden portugiesischen Stadt Quilimane in Südostafrika. Lenz hat also eine einheitliche Durchquerung des afrikanischen Kontinents von der Mündung des Congo bis zur Mündung des Zambesi durchgeführt, auf der allerhand

Beobachtungen über Land und Leute, Routenaufnahmen etc. gemacht wurden, die demnächst in Form einer Reisebeschreibung publizirt werden sollen. Von Quilimane fuhr er über Mozambique nach Zanzibar, wo er 4 Wochen sich aufhielt, und von da über Aden, Port Said und Triest nach Wien zurück, wo er im März 1887 anlangte.

Schon im Juni desselben Jahres wurde er zum ordentlichen Professor der Geographie an der deutschen Universität in Prag ernannt, wo er gegenwärtig noch thätig ist.



Abhandlungen

und

Miscellen.

I.

Landschaftsbilder aus Kentucky.

Farmerbriefe eines deutsch-amerikanischen Obstzüchters.

Von Tr. Hagenbuch aus Aarau.

Erster Farmerbrief.

Einleitung.

Elizabethtown, Ky., Sonntags d. 18. Dez. 1887.

Werther Herr Dr.!

Vorgestern erst erhielt ich Ihre freundliche Zusendung; und heute soll es mein Sonntagsvergnügen sein, Ihnen zu antworten.

Ja wohl, herzlich gern will ich die ebenso wichtigen wie schönen Bestrebungen Ihrer Gesellschaft nach bestem Wissen und Verstehen zu unterstützen suchen. Ich habe Ihnen für Ihre Aufforderung besten Dank zu sagen aus einem Grunde, an welchen Sie kaum werden gedacht haben. Sie helfen damit eine Lücke ausfüllen, welche ich während meines dreijährigen Farmerlebens sehr schmerzlich empfunden habe. Sie geben mir Anlass, mich geistig zu bethätigen und setzen mich wieder in Verbindnng mit Kreisen, mit welchen zu verkehren doch früher zu der mir nöthigen Lebensluft gehörte.

Die rege Thätigkeit, welche Sie an der Spitze der Mittelschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft seit drei Jahren entfaltet haben, war mir nicht fremd. Ich habe von Zeit zu Zeit mit lebhaftem Interesse kleinere Notizen hierüber in den Basler Nachrichten gelesen. Dem Wunsche, mehr zu vernehmen, kommt jetzt der erste Band Ihrer „Fernschau“ entgegen. Schon eine flüchtige Durchsicht desselben lässt mich mit freudiger Erwartung dem Erscheinen eines weitern Bandes entgegensehen. Wie's scheint, sind Ihnen

Enttäuschungen und Anfeindungen nicht erspart geblieben. Wer aber hätte nicht je und je Aehnliches erfahren müssen, der edlem, menschenfreundlichem Dienste sich gewidmet. Lassen Sie uns hoffen, dass, was Ihre Bestrebungen beitragen zur Erforschung der Welt, auch manch Einem von denjenigen den Geist frei machen wird, welche jetzt kurzsichtig und neidbefangen sich Ihnen in den Weg stellen. Vor mir liegt eine alte liebe Denkmünze der *academia bernensis*. Drauf steht die Inschrift: *felicibus ingeniis aperitur iter*. Das reiche Mitglieder- und Donatorenverzeichniss der Fernschau macht es mir unzweifelhaft, dass Sie Ihren Gegnern zu Trotz und Leid doch auch zu diesen Glücklichen gehören.

Was soll ich Ihnen für Ihren III. Band bieten?

Näher liegt mir gegenwärtig nichts, als gerade der Gegenstand, den Sie selber in Ihrem Brief angedeutet haben, mein Farmerleben. Und da lassen Sie mich einen Gedanken aussprechen, der vielleicht Ihre Zustimmung findet: Es fehlt gewiss nicht an Büchern über Amerika, und Legion sind die Briefe, welche alljährlich die Verbindung zwischen der alten und neuen Heimat aufrecht erhalten. Wie kommt es denn aber, dass das Bild, welches sich der Auswanderer zu Hause von der neuen Welt entworfen hat, der Wirklichkeit nie oder selten entspricht? „Ich habe mir Amerika ganz anders vorgestellt,“ ist die stereotype Redensart, mit welcher jeder Meinungsaustausch zwischen Eingewanderten beginnt. Das gilt in vorzüglicher Weise von dem Stande, welchem der grösste Theil der Einwanderer von Haus aus schon zugehörte, oder sich hier zugesellt, dem der Landbauer. Wie viel verhängnissvolle Enttäuschungen diese Thatsache in sich schliesst, ist nicht mit wenig Worten zu schildern. „Ich bin zu meinem Unglück nach Amerika gekommen,“ sagte mir unlängst ein im besten Mannesalter stehender Schwabe, dem es doch beim Bauern gar nicht so übel geht. Einen andern meiner farmenden Nachbarn hält nur die Hoffnung aufrecht, es werde ihm gelingen, die Mittel zur Rückkehr mit den Seinigen ins Schweizerland zusammenzubringen. Der Redaktor des vielgelesenen „Haus- und Bauernfreundes der Germania“ hat beinahe in jeder Nummer seines Blattes arme Verbitterte oder Verzagende zurechtzuweisen, welche brieflich mit ihren Klagen über Amerika ihm in den Ohren liegen. Aber auch wer sich in die amerikani-

schen Verhältnisse ganz gut findet, hatte zunächst manche aus unrichtigen Vorstellungen entstandene Enttäuschungen zu überwinden. Noch einmal, wie ist das möglich bei der über die alte Welt sich ergiessenden Fluth an über Amerika Gedrucktem und Geschriebenem? Viel Unheil ist ohne Zweifel den unzähligen, tendenziösen, schönfärberischen Broschüren zur Last zu legen, welche von Eisenbahn-, Einwanderungs-, Landbesiedlungs-Gesellschaften und Agenten verbreitet werden. Mag die Aufschneiderei derselben noch so crass sein, sie findet doch bei vielen Unerfahrenen Glauben. Aber die zahlreichen Reisewerke namhafter Autoren? Abgesehen davon, dass dieselben schon des Preises halber nicht zugänglich genug sind, stellen sie sich eine andere Aufgabe als die, eine getreue Photographie von Land und Leuten zu bieten zum praktischen Gebrauch für den europamüden Landmann, Arbeiter, Handwerker, Handelsmann; und mit der zu diesem Zwecke unerlässlichen Detailmalerei können sie sich nicht befassen. Aber der Strom von Briefen, welcher mitten aus der amerikanischen Wirklichkeit fortwährend hinüberfluthet? Ich habe, wie ich noch drüben lebte, zahlreiche „Amerikaner-Briefe" gelesen. Sie alle zusammen haben eine ganz andere als die der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung in mir erweckt. Wie soll die ungeschulte Hand des eingewanderten Farmers und Handwerkers die Contouren und das Colorit treffen, welche das Bild für den Beschauer zum wahren und ähnlichen macht. Ich erinnere mich noch sehr wohl, dass solche Briefe in der Regel meinen, Alles gethan zu haben, wenn sie den Lieben zu Haus getreulich angegeben, wie viele Acker gekauft, wie viele Buschel geerntet, wie manches Schwein gemästet worden sei. Und immer heisst der Schluss: „Weiteres weiss ich diesmal nicht zu berichten."

Nun habe ich mir gedacht, es möchte auch ein wenig zur *exploratio mundi* beitragen und Ihren Lesern willkommen sein, wenn es mir gelingen würde, von Zeit zu Zeit in Farmerbriefen aus Kentucky ein Stück amerikanischen Farmerlebens auch wirklich miterleben und in getreu umrissenen Bildern schauen zu lassen. Ich bin mir wohl bewusst, dass dabei gar nichts Grosses ist, und dass, wer Hausbackenes nicht liebt, besser mich „überhüpft". Ich schöpfe aber Freudigkeit zur Ausführung meines Planes aus der Ver-

sicherung eines der Berufensten, dass das Leben überall interessant sei, wo man es erfasse.

Kurz und gut, kommen Sie, wir machen gleich einen Versuch, damit Sie sehen, wie ich's meine.

Im Blockhaus.

Nehmen Sie Platz hier an meinem pappelhölzernen Tisch mit dem unpolirten Blatt und den ungedrechselten Füssen, und lassen Sie mich Ihnen vorschwatzen, wie's der Anlass bringt. Ein weiches Kanape hat eines Farmers Hütte nicht zu bieten, höchstens einen *rockingchair*, einen Schaukelstuhl. Man muss aber schon kein „Grüner" mehr sein, um die Bequemlichkeit eines solchen Möbels würdigen zu können, und beim Gebrauch desselben nicht ungeschickt zu erscheinen. Es ist bloss ein aus hellfarbenen Rundstäben zusammengesetzter und mit einem Sitz aus Holzgeflecht versehener Stuhl, den ich meine, wenn ich Sie mit dem landesüblichen *take a chair* (nehmen Sie Platz) einlade. Wär's Frühling, Sie würden mein Häuschen kaum gefunden haben, so versteckt ruht es dann hinter dem goldlichten Grün eines Pfirsichbaumwaldes auf sanftgeneigtem Hügel. Jetzt freilich schimmerts mit seinen weissgetünchten *weather-boards* durch das nackte Geäste bis weit über die nahe *Shepherdsville road* hinaus.

Und nun nehmen Sie vorlieb mit einem Glas unsres Landesgetränks. Wissen Sie, was das ist? Ich errieth es nicht, wie mir ein dienstfertiger Landsmann des nahen Elizabethtown den Willkomm damit brachte. Sehen Sie, wie das perlt champagnergleich so süss und frisch und rauschend; und doch ist's nichts als feldgemeiner Apfelmost, *crabcider.* An unscheinbarer, kleinblätteriger, gewöhnlich von üppigwuchernden Wasserschossen frech durchbrochener Krone wachsen die bloss nussgrossen Cräbäpfel in traubenreicher Fülle. Erst im Spätherbst erlangen sie ihre volle Reife. Dann aber bietet besonders eine ihrer verschiedenen Sorten, die *red Siberian* einen überraschend schönen Anblick. Nicht anders schauen die zahllosen purpurnen Aepfelchen aus dem grünen Laub, als wie die rothen Glaskugeln vom Weihnachtsbaum. Eines nach dem andern tropft nun nieder ins dürre Gras und erst wenn das letzte gefallen, und einige starke Fröste denselben die natürliche Herbigkeit genommen hat, werden sie heimgefahren und

zu *cider* gepresst. Süss moussirend bleibt dieses liebliche Getränke bis in den nächsten Sommer hinein, wo die sich nachholende Gährung demselben eine ausserordentliche, weingleiche Stärke verleiht. Dann ist es nicht mehr süss, wie es der zuckersüchtige Amerikaner liebt, sondern „*hard*," ein Getränk für den „*Dutchman*". Es ist seit Jahren zum Handelsartikel geworden und wandert in Gebinden von dreissig und vierzig Gallonen zum Preis von zwanzig bis dreissig Centimes per Flasche nach den *saloons* der nahen Landstädtchen, sowie besonders nach der bedeutenden Stadt Louisville.

Sie würden kaum entzückt sein über die noch gäng und gäbe *Old-Kentucky-fashion*, Getränke zu credenzen. Unwillkürlich denkt man dabei an das Circuliren der indianischen Friedenspfeife. Ein *pitcher*, d. h. ein Milchhafen, und ein Glas bilden den zur Bedienung einer noch so zahlreichen Gesellschaft erforderlichen Apparat. Mit dem gefüllten Pitscher in der einen und dem grossen Glas in der andern Hand, geht die Hausfrau von Glied zu Glied. Denken Sie nicht daran, das volle Glas mit europäischer Gemüthlichkeit zu kosten. Die dienende Hausehre lässt nicht ab, vor Ihnen zu stehen, bis Sie das leere Gefäss zum Besten des Nächsten ihr wieder gereicht. Da thut man weise, Reminiscenzen aus alter Studentenzeit hervorzuholen und „den Ganzen" zu stürzen. Glücklich, wenn Sie in gemischter Gesellschaft der Erstbedachte sind, denn nur sehr allmälig gewöhnt der säuberliche Eingewanderte sich die gruseligen Meditationen ab, zu welchen er veranlasst wird durch den Anblick der gelbzahnigen Tabakkauenden Herrn Nachbarn und der Süsswachs-zerarbeitenden Fräulein Nachbarinnen.

Jetzt lassen Sie uns ein wenig Umschau in meinem Farmerhause halten. Sie haben Gelegenheit, an den beiden Theilen desselben die Repräsentanten zweier Zeiten und zweier ländlichen Baustyle zu studiren, welche sich bezeichnen lassen mit den beiden kurzen Wörtern *log*, Block und *frame*, Gerüste. Sie werden bald finden, dass der Landmann in der alten Heimat viel netter und namentlich ungleich bequemer und heimeliger wohnt als hierzulande. Der letzte Tauner verbringt dort die rauhe Zeit in wärmerem Neste als hier mancher Farmer, der Hunderte von Ackern eignet. Ich erinnere mich noch wohl des wahrhaft verblüffenden Eindrucks, den ich beim Eintritt

in das alte Farmerhaus meiner ersten amerikanischen Wohnstätte empfing; und doch war's das Haus eines reichen Grundbesitzers. Es war eiskalte Januarzeit. Mein erster Blick fällt auf eine ungeheure Höhle, Feuerplatz genannt. Schwere, schwarze Eisenstangen halten das Gewölbe. Rauchgeschwärzt ist der hölzerne Kaminmantel. Schwarz und russig rauh die mächtigen Eichbalken, welche die Wände bilden. Schwarz die uralten Bretter des Fussbodens, dazu ungefügt, so dass aus dem hohlen Raum unter dem Hause durch zahlreiche Spälte eisige Luft heraufzieht und die Bewohner in engem Kreis zum Feuerplatze drängt. Es ist nicht überflüssig, dass drei, vier mächtige, fussdicke Bohlen Tag und Nacht in Gluth und Brand gehalten werden; denn es ist sonderbare Thatsache, dass die *logs* der amerikanischen Blockhäuser heute noch immer nur auf der Aussen- und Innenseite, nicht aber oben und unten, auf den beiden Seiten behauen werden, welche aufeinander zu liegen kommen. Die unvermeidlichen, oft halbfussweiten Zwischenräume, welche beim Aufbau entstehen, werden nothdürftig ausgefüllt mit kleinen, schiefgestellten Brettstücken und dazwischen gestrichener, zuweilen mit Kalk vermischter Lehmerde. Diese Füllung widersteht nur kurze Zeit den Unbilden der Witterung; und bald kehren die Tage wieder, wo des Himmels Bläue ungehindert durch die Wände bricht. Kentucky rühmt sich zwar eines gemässigten Klimas, ja einer Sommerwärme von nicht selten 90 bis 100° F. Gleichwohl bringen seine Winter so harte Tage und namentlich Nächte, dass nicht nur das Wasser im Trinkbucket, sondern das Petroleum in der Lampe zu Eis erstarrt. Freilich gehören solche Tage zu den gestrengen Herrn, welche nicht lange regieren. Aber vorkommen kann es, ich bestätige das nach meiner eigenen Erfahrung, dass man zur selben Stunde im selben Wohnraum vorn im Angesicht der lohenden Eichträmel den Aequator und hinten, getroffen von der lustig von Spalt zu Spalt jagenden Eisluft, den Nordpol zu fühlen meint. Das eine einzige, niedrige Fenster in dem grossen Raum erinnert an die Zeiten, wo der Farmer hinter seinen Logwänden dem feindlichen Indianer möglichst wenige Blössen geben durfte. Die neuere Zeit hat Verbesserungen aller Art gebracht, gefederte und mit Teppichen belegte Fussböden, gusseiserne Oefen, sogar tapezierte und holzgetäferte Wände, scheibenreiche Fenster, ja, wie Sie hier an meinem

Främehaus beobachten, ein dem Auge nichts weniger als wohlthuender Lichtzufluss von drei Seiten des Zimmers. Auch wohnliche Backsteinhäuser sind nicht mehr ganz selten. Geblieben ist der widerwärtige Hohlraum unter den kellerlosen Häusern, welcher dadurch entsteht, dass die Gebäulichkeiten nicht auf mühsam gegrabene und aufgemauerte Fundamente, sondern bloss an den Ecken auf ein Paar unbehauene und schlecht, oder gar nicht fundamentirte Sockelsteine gestellt werden. Lustige Abweichungen von der Senkrechten sind deshalb bei amerikanischen Häusern recht häufig zu bemerken. Geblieben ist auch das mangelhafte System der einfachen Fussböden und, wo noch mit logs gebaut wird, die Ausfüllung der Zwischenräume mit Holz und Lehm. Wie sehr der amerikanische Farmer darauf angewiesen war und sich daran gewöhnt hat, möglichst summarisch, zeitgewinnend praktisch in seiner Berufsthätigkeit — und dazu gehört ja in erster Linie der Hüttenbau — zu verfahren, das zeigt sich auch in der Art, wie er seine Hausbalken in den Ecken auf- und ineinander fügt, auf eine durchaus zweckentsprechende, aber viel einfachere und viel weniger Zeit raubende Weise, als das in den Schweizerkantonen geschieht, wo Holzconstruction zu Hause ist. Dorten sah ich die vierseitig gezimmerten Balken nie anders zusammengefügt als mittelst sorgfältig im Winkel geschnittener, viereckiger Querbalken, welche so ineinander greifen, dass je der obere Balken genau auf den untern zu liegen kommt. Der amerikanische Hausbalken dagegen wird auf der Oberseite der beiden Enden vermittelst einer scharfen Axt dachartig verjüngt, während er in die entsprechenden beiden Unterseiten je einen Quereinschnitt erhält, der auf die Verjüngung des nächstuntern Balkens passt. Ist das Blockhaus gut gefügt und sorgfältig unterhalten, so gewährt es gegen Sonnenbrand und Winterfrost ungleich bessern Schutz als das neumodische Främehaus. Dasselbe besteht lediglich aus einem sehr dünnbalkigen, luftigen Gerüst, über dessen Aussenseite kaum fingerdicke, lange, schmale Lädchen, *weatherboards* dachziegelartig übereinander genagelt werden, während die Innenseite ganz dünn belattet wird und einen Gipsbewurf erhält. So sind die Wände nichts als ein von innen überkleisterter und von aussen beschindelter hohler Raum, welcher des Sommers die Gluth der anprallenden Sonnenstrahlen und

des Winters den beissenden Nordwind deutlich durchfühlen lässt. Da würde des Grossvaters grüner Kachelofen von zu Hause sammt dessen heimeligem Kunstsitz bei weitem nicht genügen. Brennen muss es, Tag und Nacht brennen im amerikanischen Farmerhaus zur Winterszeit, soll dasselbe eine erträgliche Wohnstätte bieten. Bedeckt ist das Främe- wie das Loghaus mit zwei bis drei Fuss langen Eichen- oder Pappelschindeln, deren Herstellung zur ländlichen Hausindustrie gehört. Ich will Sie später einmal, wenn wir den Wald besuchen, die viel Geschicklichkeit erfordernde Fabrikation der Schindeln sehen lassen. An Räumen hält die einfache Farmershütte bloss drei. Es ist schon recht viel, wenn zum Wohnzimmer, das gleichzeitig als Schlafzimmer dient, zur Küche und zu der zwischen beiden gelegenen *hall*, einer meist offenen kleinen Halle, noch ein *parlour*, Visitenzimmer oder gar ein *upstars*, ein Gaden, kommt. So einfach, wie die Räume, ist deren Ausstattung. Da giebt's nur e i n Prunkstück, die breite Familienbettstatt mit hochaufragendem, oft geschnitztem Kopfbrett und bunten *quilts*. So heisst der Theil der Bettstube, den möglichst mannigfaltig, künstlich und farbenprächtig zu besitzen, der Wunsch und Stolz jeder amerikanischen Hausfrau ist, die oberste, aus farbigen Tuchresten zusammengesetzte, mit Wattentüchern gefütterte Bettdecke. Es liesse sich über die Quilten der Amerikanerinnen eine bogenstarke Abhandlung schreiben. Es liesse sich erzählen von eigentlichen Jagden auf bunte Zeugriemen, Leinwandfetzen, Seidenendchen, welcher sich junge und alte Amerikanerinnen mit Leidenschaft hingeben. Wo immer eine *fair*, eine Landesausstellung veranstaltet wird, da bilden die *Quilts* den Hauptbestandtheil der weiblichen Arbeiten und legen Zeugniss ab vom Geschmack oder Ungeschmack der Ausstellerinnen. Während die Einen aus regelmässig wiederkehrenden Sternen, Kreuzen, Sonnen in mild leuchtenden Farben ausserordentlich hübsche Gebilde herzustellen wissen, finden es Andere schön, möglichst grell gefärbte und phantastisch bedruckte Seidenrestchen planlos an einander zu reihen, bis die vorgeschriebene Anzahl Yard in Länge und Breite erreicht ist. In der Ausstattung des Bettes erschöpft sich die häusliche Prachtliebe des amerikanischen Bauern. Was sonst noch an Commoden, an Tischen und Sitzmöbeln im Zimmer herum steht, scheint hauptsächliich dazu vorhanden

zu sein, den Besucher in fröhliche Stimmung zu versetzen. Wie wird es Sie erheitern, wenn man Sie freundschaftlich einladet, auf einem Stuhl mit drei Beinen Platz zu nehmen! Was werden Sie dazu sagen, wenn die zierliche Amerikanerin Sie mit einem dringenden *set down* bewillkommt und dabei für Sie einen Stuhl zum Kamine zieht, dessen Sitz wörtlich aus nichts weiterem als aus den unverschämt scharfkantigen Holzrahmen besteht, während das Flechtwerk mit der Schamhaftigkeit einer Schürze zu Boden hängt? Oder können Sie es übers Herz bringen, nicht komiküberwältiget hoch aufzulachen, wenn Ihnen der Ehrenplatz, der *rockingchair* eingeräumt wird, ein *rockingchair*, welcher nur noch mit zweien seiner vier Beine in einer Schweife steht, indessen es die Aufgabe der beiden andern ist, Sie beim Schaukeln zu unterhalten mit Mühlengeklapper, das bei Ihrem, unter erschwerenden Umständen wachsenden Eifer in den Schaukelübungen, ausartet in das römische *quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum.* Nehmen Sie obstehende Stuhlschilderung nicht für einen leeren Spass; thatsächliche Erlebnisse liegen ihr zu Grunde. Sie werden überhaupt in Zukunft noch mehr sehen, was für ein Fundort naturwüchsiger Komik das amerikanische Farmerhaus ist.

Heute nur noch einen kurzen Blick in die Farmersküche. Er zeigt Ihnen die Farmerin auf der Höhe ihrer irdischen Thätigkeit; denn es ist unbestreitbar, dass der amerikanische Landmann zwar nicht mehr, aber ungleich manigfaltiger, besser und kräftiger isst, als seine europäischen Bauernbrüder. Eine aus Kaffee oder gar nur aus Cichorienabsud und gesottenen Kartoffeln bestehende Mahlzeit ist ihm unbekannt. Bloss zweimal wöchentlich, oder nur des Sonntags Fleisch auf dem Tisch zu sehen, wäre ihm ein Zeugniss grossen Nothstandes. Und schnüren würde der letzte Stallknecht sein Bündel, würde ihm an Brod nichts anderes vorgelegt, als hausbackenes Leibbrod. Es müssen *biscuits* sein, ganz kleine aus Weizenmehl, etwas Fett und Wasser oder Milch gebackene Brödchen, und zwar dreimal des Tags frisch und warm zum Bratofen heraus. Es muss Kornbrod, d. h. Welschkornbrod zum gebratenen Speck sein. Nicht selten erscheinen Leibbrod, heisse biscuits, frisches Kornbrod und irgend eine Art süssen Kuchens gleichzeitig einmal, sogar zweimal täglich auf der Bauerntafel. Ebenso oft,

vielerorts sogar dreimal bildet Fleisch einen Hauptbestandtheil der Mahlzeit. Und *pie*, (sprich *pai*) das Leibgericht des Amerikaners jeden Standes, jeden Breitegrades, *pie*, für die wir nicht einmal ein den Begriff deckendes deutsches Wort haben, wenn wir nicht des monströsen gedeckelte Fruchttorte uns bedienen wollen, sie darf auf dem Mittagstisch des Aermsten nicht fehlen, und hätte er mit nichts Köstlicherem sie zu füllen, als mit den grossen, herben *blackberries* seiner dornenbestandenen Felder.

Ein andermal möchte ich Ihnen Weiteres aus des Farmers Küchenzettel verrathen. Das Mitgetheilte reicht hin, Ihnen einen Begriff von der Aufgabe zu geben, welche eine Farmerin zu bewältigen hat. Es darf freilich nicht unerwähnt bleiben, dass die amerikanische Bäuerin an ihrem gusseisernen Kochofen die beste Mithilfe zu rascher Arbeit hat, und dass sie in der Herstellung der verschiedenen Brod- und *pie*-Arten eine ganz erstaunliche Virtuosität erlangt. Ich denke, ihrer viele würden gerne die Wette eingehen, in weniger als einer Viertelstunde Zeit eine Platte vorzüglich duftender *biscuits* von A bis Z fix und fertig zu erstellen. Sie dürfen dann freilich nicht das Loos haben, unter welchem ich schon mehr als eine meiner Nachbarinnen seufzen sah, zuerst nach einem alten Fenzriegel sich umzusehen und mit stumpfer Axt unter Ach und Krach denselben zerkleinern zu müssen, weil der würdige Gemahl lieber Tabak kauend am Kamine sitzt, als zur rechten Zeit Holz hackt. Ich wollte, ein Richter hätte das Bildchen einer in Brennholznöthen befindlichen Familie gesehen, welches ich einst zu belauschen Gelegenheit hatte: Im Vordergrund ein alter, wackeliger Tisch, auf dem Tisch ein zehnfüssiger Fenzriegel, auf dem Riegel zunächst ein kleines Bübchen, hinter dem kleinen ein grösseres Bübchen und hinter dem grösseren ein grosser Bub, sie alle mit ihrem möglichsten Gewicht auf den störrigen Eichenkerl pressend. Vorn am Boden ein Mädchen mit Leibeskräften den Verurtheilten niederziehend, und in der Mitte die kranke, schwache Mutter, im Schweisse ihres blassen Angesichtes mit rostiger Säge sich abquälend, ein paar Stücke loszubringen. So viel Kraftvergeudung, so viel bittere Tropfen, um ein Schälchen Kaffee und ein Stückchen Brod zu gewinnen.

So hätte ich Ihnen Haus und Herd gezeigt. Auf das nächste Mal lade ich Sie ein zu einem Gang durch Wunn und Waid, durch Feld und Wald.

Zweiter Farmerbrief.

Blütenzauber und Früchteglanz.

Heute also einen Gang durch unsre Gefilde.

Da weiss ich denn wahrhaftig nicht, worauf ich Sie zuerst aufmerksam machen soll; und wenn Ihnen der ungewohnte Anblick einer amerikanischen Farm nur halb so viele Fragezeichen vor Augen stellt, wie mir, da ich vor vier Jahren als Grasgrüner in gemächlichem Emigrantenzug durch New-York's und Pensilvanien's winterliches Land glitt, dann möchte aus unsrem heutigen Türchen leicht ein voller Tagmarsch und mehr werden. Nicht als ob meine Gegend etwa ein schönes zum Verweilen lockendes landschaftliches Bild darböte. Sie ist im Gegentheil für Auge und Herz im eigentlichen Sinne langweilig und ermüdend, ein schwerfällig dahinrollendes Plateau, welches, wenn auch *Muldraugh's Hill* genannt, doch nur von sehr spärlichen Stellen einen Ausblick in die Ferne gewährt. Immer wieder hebt sich eine folgende Hügelwelle vor dem ungeduldig spähenden Wanderer. Umsonst ist sein Verlangen nach einem endlich auftauchenden Punkt, wo das Relief des Landes sich vor ihm ausbreiten würde. Ein richtiges Bild kann er nicht anders gewinnen, als durch mühsames Durchstreifen der Gegend in die Kreuz und Quere. Ich kenne ein einziges Plätzchen auf den unser Elizabethtown einschliessenden Anhöhen, von welchem der Blick in die blaue Ferne schweifen kann. Da geh' ich zuweilen hin, wenn mich die Lust anwandelt, mir in Erinnerungen an die alte Heimat wohl und weh zu thun.

Also weder Lieblichkeit noch Grossartigkeit der Landschaft ist es, was in Feld und Wald meinen Besucher aus der Heimat stille stehen und aufschauen macht, sondern das viele Fremdartige, welches ihm an allen Ecken und Enden begegnet. Ueberdiess ist's jetzt Frühling; und die Zeit der schwellenden Knospen und wonniglich duftenden Blüthen vermag auch unserem Land und ins Besondere meinem kleinen Reiche eine bestrickende Grazie zu verleihen, dass Sie darob vergessen würden die unschönen Linien des bloss klafterfernen Hori-

zontes, das einförmige Rollen der thonigen Mutter Erde, vergessen auch die Strassen von haarsträubender Beschaffenheit, auf welchen Sie ins Land gerüttelt werden.

Ich wollte, ich könnte das kleine Ding in meiner Hand eintauchen in den riesigen, wundersamen Farbentopf da draussen vor meinem Fenster, um nur auch mit ein paar Federn voll Ihnen einen Begriff zu geben von dem süssen, weltverjüngenden Schmelz, welcher jetzt über meinen hundert und hundert Aepfel- und Pfirsichbäumen ausgegossen liegt. Nein, ich wollte lieber, ich könnte die Feder in den Winkel werfen und Sie statt dessen an der Hand nehmen und des Abends zum freien Lagern auf meine *houseporch* (Vorhalle) niederziehen, des Abends, wenn die warmen Lüfte aufwärts steigen und den berauschenden Duftwellen Platz machen, welche von allen Seiten aus den kleinen Thälchen nachströmen; und ich könnte Sie dann fragen: Was gefällt Ihnen jetzt besser, dort die sanften, weissen Blüthensternchen aus dem hellgrünen Laub der Frühbirnen, oder dort das thalergrosse, rosenrothe Apfelblust meiner köstlichen „*Maiden's Blush*", oder hier die unnachahmliche Gluth aus dem glänzenden Grün meiner edlen Pfirsichbäume? Und Sie würden mir antworten: Ich weiss es nicht; ich weiss nur Eines, dass es auch bei Ihnen jetzt schön und wonnig ist. Sehen Sie, es ist eben nicht wie in unsern heimatlichen Schweizerbaumgärten, dass nur da und dort ein blüthenschwerer Baum das Auge entzückt. Sondern es ist so, dass, wenn's hier blüht, eben Alles blüht; und dieses Alles heisst Fruchtbäume, welche Dank dem hiesigen Boden und Klima wahrhaft überladen sind mit Blüthenknospen, und es heisst ganze, so weit das Auge sehen kann, lange, mit einander im Kreuzverband stehende, schnurgerade Baumreihen. Es ist die verschwenderische Ueberfülle an Rosenpracht, was überwältiget, so sehr, dass ich mich Angesichts solch' eines fast überirdischen Strahlens und Duftens Lenz für Lenz von neuem versucht fühle, denen zu widerreden, welche in Wort und Schrift den amerikanischen Frühling tadeln.

Unsre Gegend besitzt noch nicht allzuviele Fruchtfarmen; und mehrere unter denselben, obwohl vor nicht länger denn zwanzig Jahren mit erster Liebe und Begeisterung angelegt, liegen bereits in jämmerlichem Zerfall und illustriren einen Hauptfehler englisch-amerikanischer Bauersame, unbegreifliche

Indolenz. Sie haben Dornen, die das schwächliche Holz der Pfirsichbäume überwuchern und dieselben auf den Grund ziehen lassen. Sie haben das hierzulande unzähmbar üppig aufschiessende Uebel der Wasserschosse ihre edlen Aepfelbäume tödten lassen. Ihrer viele sind heute noch nicht über den altunehrwürdigen Standpunkt der Fruchtbaumkultur hinausgekommen, dessen Katechismus lautete: In die Fenzwinkel mit den Fruchtbäumen; wachsen sie, gut; wachsen sie nicht, dann nicht. Von der alten deutschen Baumzüchterweisheit, welche ich bereits in einem auf die Frankfurter Ostermesse 1792 gedruckten Baumgärtnerbuch finde:

„Im schlecht'sten Raum
Pflanz einen Baum,
Und pflege sein!
Er bringt dir's ein"

scheint bis zur Stunde bloss die erste Hälfte zu vielen meiner fruchtfarmenden Genossen vorgedrungen zu sein. Einen meiner Nachbarn habe ich mir aus dem Grunde für Ertheilung eines Kränzchens an dieser Stelle notirt, weil er ein Vertreter ist des immer interessanten und gar oft ergötzlichen Uebergangsstadiums. Derselbige hat sich bloss mit einem Beine auf den neuen rationellen Boden gewagt, während das andere noch im alten, zähen Sumpfe steht. Ohne Bild: Einem Theil seiner unlängst angekauften Fruchtbäume hat er, wie sich's gehört, einen freien, wohlumzäunten Abhang zur Wohnstätte gegönnt, während er einen andern Theil — und wie mir schien gerade von den kräftigsten, lebensfröhlichsten Exemplaren — in die Fenzwinkel eines magern Weidefeldes verstiess, wo sie bereits von dem herkömmlichen ruhmlosen Schicksal ereilt worden sind, an ihrem Fusse von Dornen und Disteln umfächelt und an ihrer Krone vom lieben, der Fenz entlang weidenden Vieh abgenagt zu werden.

Es werden an die dreissig Jahre sein, seit ein Sohn des weinreichen Mosellandes, der kürzlich verstorbene Alois Schausten sich in dieser Gegend niederliess und der Pionier für Einführung der Fruchtkultur wurde. Für ausgedehnte Körnerfruchtkultur fand er den Boden zu arm. Dagegen mochten vereinzelte, riesengrosse, aus Samen aufgewachsene Aepfel- und Birnbäume, wie man solchen heute noch begegnet, sowie da und dort ein Pfirsichwildling, der sich glücklich aus den

Fenzwinkelgefahren zum Baum emporgerungen, dem mit zähem Unternehmungsmuth ans Werk tretenden Manne andeuten, dass der Boden für die Kultur veredelter Sorten nicht ungeeignet sein werde. Ging es auch nicht ab ohne manchen Fehler in der Wahl der Bodenlage und der Fruchtsorten, an welchen die amerikanischen Baumschulen eine verwirrende Mannigfaltigkeit zum Kaufe anbieten, so hat er doch schönen Erfolg erzielt nicht bloss im Verwerthen seiner herrlichen Früchte, sondern auch in seinen unermüdlich fortgesetzten Bemühungen, der Obstkultur auf Muldraugh's Hill Verbreitung zu verschaffen. Er hat noch die Bildung einer *Hardin County Horticultural Society* erlebt, welche das Möglichste leistet, um Belehrung über Fruchtkultur zu bieten und die Aufmerksamkeit fremder Baumzüchter auf unsre Hügel zu lenken, von welchen im Laufe des letzten Sommers um sechs tausend Schachteln der besten Pfirsiche nach Norden und Süden versandt wurden. In alljährlich wiederkehrenden Ausstellungen legt diese Gesellschaft aus, was die Sonne auf unsern armen Höhen Süsses zeitiget. Dass sowohl bei Anpreisung dieser Hills, als auch in der Besprechung der ausgestellten Herrlichkeiten im obersten Superlativ gerühmt wird, gehört in Amerika zum Geschäft und ist nicht bös gemeint. Jedermann weiss, wie er das nehmen muss; und der Neuling erfährt bald, dass auch dem redlichsten Amerikaner das „*unsurpassed*“ und das allbeliebte, stereotype „*the best I ever saw in my live*“ so leicht vom Munde geht, wie ihm die nüchterne Schulnote „ordentlich“. Immerhin, das will ich meinen später folgenden Bemerkungen über unsre Früchte vorwegnehmen, kommen Aepfel und Pfirsiche zur Schau, welche auch eine königliche Tafel zieren würden, so gross, so wundervoll gefärbt, so süss, dass man schon ziemlich verwöhnt sein müsste, wenn Einem nicht beim Anblick derselben die bekannten Wässerlein im Munde lebendig würden.

Nun lassen Sie uns eine kleine Rast machen. Ich weiss einen herrlichen Apfelbaum dort drunten an der kühlen Sprudelquelle. Da breiten mächtige Aeste ein erquickliches Blumendach über uns, und langsam zittern die schneeweissen Blättchen, welche ihren Dienst gethan, auf uns nieder, indess tausend honigsuchende Musikanten mit eifrigem Gesumme den leisen Tanz begleiten: Hier ist gut ruhen. Und unterdessen schweifen wir in Gedanken ein wenig über die enge Welt

unsrer Hügel hinaus, zu sehen, wie's draussen den süssen Früchten ergeht, welche wir auf die Wanderung schicken.

Der Amerikaner ist ein Obstliebhaber in der höchsten Potenz. Bezeichnend für seine Werthschätzung der Früchte und ein Zeugniss dafür, dass dieselben mehr als jegliche andere Speise ihm Herz und Gedanken erfüllen, mag die Thatsache sein, dass ihm das Wort Frucht, *fruit*, im besondern Sinne gebraucht, nicht etwa wie uns daheim Getreide bedeutet, sondern Obst, Baum- und einige Beerenfrüchte. Es hat mir zuerst ganz unverständlich ins Ohr geklungen, wenn ich, mit Schneiden auf meinen Bäumen beschäftiget, von Vorübergehenden gefragt wurde *how is the fruit? How is the prospect for the fruit?* Ich musste, Antwort gebend, zumeist an Aepfel und Pfirsiche, an Trauben, Erdbeeren und Brombeeren denken lernen. Von den leidenschaftlichen Gelüsten nach solchen Früchten, zumal nach Aepfeln, von dem unsäglichen, weltvergessenden Behagen beim Genusse derselben, wie man es hier in der Obstzeit überall beobachten kann, mag sich drüben im lieben Schweizerland eine lebendige Vorstellung machen, wer sich jener französischen Armee erinnert, welche wir einst zu beherbergen hatten, jener Soldaten Bourbaki's, ihres Bittens und Anhaltens vor den Bauernhäusern um Aepfel, das auch dann nicht verstummte, als aus Gesundheitsrücksichten Aepfel eine verbotene Frucht wurden. An Kindern genug gesehen und in allesverschlingender, nimmersatter Bubenzeit mehr als genug selber praktizirt habe ich einst zu Hause das Auflesen von unreifem Obst; dass aber auch Erwachsene an dieser grünen, sauer herben Art ihre Lust haben können, erfährt man erst in Amerika. Der Amerikaner kann es nicht erwarten, bis die ersten Aepfel auf dem Markte erscheinen; und wahrscheinlich kaum zeitig, kaum grün und weisskernig genug kann man die Frühäpfel von den Bäumen reissen und nordwärts den grossen Handelscentren zusenden. „In den sauren Apfel beissen“ ist, so viel ich weiss, dem Amerikaner eine unverständliche Gleichnissrede. Nie sah ich Kinderfüsschen eiliger, Spiel und Alles verlassend, dem nahenden Obstwagen entgegenjagen, nie umschwirrte mich eindringlicheres Betteln: *Please, give me an apple,* als in diesem Lande. Nie hörte ich Bauersleute, welche kein eigenes Obst besitzen, oder deren Bäume nicht trugen, um angefaulte Ausschussäpfel und schlechte, wurmige Pfirsiche

bitten. Hier vergeht zur Herbstzeit manchmal kein Tag, da man nicht meinen *rotten apples* dringend nachfragt und gerne fünfzig bis fünfundsiebzig Centimes für das Buschel bezahlt. Wie könnte man den Winter bestehen ohne die allbeliebte *applebutter*, die hohen Steinkrüge voller kräftig aromatischer — wie soll ich übersetzen? — Marmelade, Latwerge. Am liebsten möchte ich nach alter Vätersitte „Mus“ heissen diesen süssen Familientrost, den die Hausfrau zur Spätherbstzeit in mächtigen Messingkesseln über brennendem Scheiterhaufen im Freien aus Aepfelschnitzen braut, denen sie je nach Mitteln und Liebhaberei frischen Apfelmost, Zucker, Melasse oder gar Honig mit Zimmt reichlich beimischt.

Ich will nicht behaupten, aber doch vermuthen, dass die Art, wie der Amerikaner seinen Apfel isst, auch zu erwähnen ist, wenn man von der Auszeichnung reden will, welche hierzulande der Frucht zu Theil wird: Es widerstrebt ihm, die liebe rothgoldene Kugel gewaltsam zu theilen und in enthülste und entherzte Trümmer zur Verspeisung vor sich hinzulegen. Sorgfältig schneidet er rundum vordringend bis an das verborgene Häuschen mit den zehn braunen Genossen Stücklein um Stücklein ab, um Mund und Herz daran zu letzen. Ganz gewiss aber sind die Preise, welche in Amerika, zumal im Einzelverkanf für Obst verlangt werden dürfen, ohne dass verzichtet wird, ein Beweis hoher, der Frucht zugewandter Gunst. Fünfundzwanzig Centimes bezahlt man durchweg für einen schönen Pfirsich, eine grosse Birne, zwei rothe Aepfel (Roth ist jedes richtigen Amerikaners Leibfarbe) vor den verlockenden Fruchtbergen, mit welchen in allen bedeutenderen Städten unzählige Verkäufer die Strassen besäumen. Zehn bis fünfzehn Dollars, fünfzig bis fünfundsiebzig Franken gelten in abgelegenen Gegenden des fernen Westens nicht als Ueberforderung für ein Fässchen Aepfel von ein und einem halben Zentner Gewicht. Was ein Hausvater in Arizona an kleinen, rostig aussehenden Aepfelchen für einen Viertelthaler (Fr. 1. 25) erhandelte, sah ich ihn in einer Papierdüte seiner Familie heimtragen.

Durch solche Thatsachen wird die enorme Ausdehnung und Bedeutung des Fruchthandels in Amerika genugsam erklärt. Es lag mir daran, Ihnen eine Vorstellung von derselben zu geben. Ich ersuchte zu dem Zweck einen der bedeutenderen

Frucht- und Produkten-Commissionshandelsmänner, welche in Amerika den Handel zwischen dem Produzenten und dem Consumenten vermitteln, um Mittheilungen. Die Firmen Dan Saun & Co. in Cincinnati theilte mir mit, die summarische Art ihrer Buchführung erlaube ihr nicht, die Anzahl der in letzter Saison erhaltenen Kistchen und Fässer jeglicher Art Früchte anzugeben; dagegen könne sie mir mittheilen, dass ihr jährlicher Verkauf um 125,000 Dollars betrage und dass der Verbrauch an Früchten Jahr für Jahr zunehme. Es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Zahl der Commissionshäuser Cincinnatis von ähnlicher Bedeutung auf zwanzig schätzt. Bedenkt man, dass Cincinnati mit seinen 300,000 Einwohnern in den Vereinigten Staaten acht grössere Städte von 300,000 bis nahezu ein und einer halben Million und drei und dreissig Städte von 50,000 bis 300,000 Seelen neben sich hat, und dass zahllose, viel kleinere Ortschaften ihre Fruchtkommissionshäuser besitzen, so kommt man schon bei oberflächlichem Ueberschlag auf kaum glaublich viele Millionen, welche jährlich für Früchte ausgegeben werden.

Angesichts dieses glänzenden Bildes muss ich mir aber eine kleine Vorbeugung erlauben gegenüber dem allfälligen Complimente von drüben: „So sind ja die amerikanischen Fruchtfarmer auf dem besten Wege zum Reichthum!“ Ja, wenn die Fehljahre nicht wären, und wenn die alte Geschichte vom Löwenantheil, der den Andern zufällt, nicht auch hier sich wiederholte. Ich denke dabei voraus an ein in Amerika allmächtiges Löwenpärchen, an die in Minne verbundenen Eisenbahn- und Expressgesellschaften.

Für heute lassen Sie uns scheiden, und mit der Hoffnung, dass kein böser Spätfrost die vielverheissende Pracht versenge, das Wunderwerk der Wandlung von Blüthenduft in süsse Kost sich stille vollziehen.

Sehen Sie jetzt dort nach dem westlichen Hügelsaume gerade am Ende meiner Farm, und Sie werden gestehen, dass unser langweiliges Wellenland seine verklärende Tagesstunde hat. Wie das glüht und brennt durch das dunkle Laub des krönenden, lichten Waldes vom Gold der sinkenden Sonne.

Ich sage auf Wiedersehn zur Zeit der reifenden Frucht.

Dritter Farmerbrief.

Fruchtsorten.

„Dass Gott erbarm', was für eine Hitze! Sieht das gemässigte Klima von Kentucky so aus?"

Seien Sie nur zufrieden. Versuchen Sie jetzt einmal diesen Crawford, den opulentesten Pfirsich, den ich Ihnen aus meinem Garten bieten kann. Glauben Sie, das würde ohne Zucker so wundersüss schmecken und riechen, wenn uns nicht die Sonne die Gunst erwiese, zuweilen aus der Rolle der weisen Mässigung herauszufallen und ihre neunzig und hundert Grad Fahrenheit auf uns niederzubrennen? Allerdings will ich nicht verschweigen, dass sie zuweilen auch weniger liebliche als boshafte Nebenzwecke verfolgt, wenn sie zum Exempel die menschliche Haut und unbegreiflicher Weise mit Vorliebe die europäische mit „Prickelhitze" überzieht, dass der so Gezeichnete Wochen lang, ja Monate lang aussieht, wie ein in Butter gebackener Krebs und kaum Finger genug hat, dem Jucken zu wehren. Zu den sehr unnützen Dingen, mit welchen der alte Sol sich beschäftiget, gehört ferner, dass er manch einen blutgierigen Moskito ins Land lockt und ihm den Weg zeigt zur Schlummerstätte der Tagesmüden. Auch das soll nicht zu seinem Lobe gesagt sein, dass er zahlreichen Schlangen und anderem ekligen Gewürm allzuaufmunternd zulächelt und sich nicht einmal mittrauernd verhüllte, als ich vor einem Jahre, nicht besser bewaffnet, denn mit einem ungefährlichen Wasserkübel, mit einer solchen fünf Fuss langen schwarzen Schleicherin Händel bekam und einiges Fingerblut lassen musste, weil ich nicht abgeben wollte, als bis die wüthend um sich Beissende verspielt hatte. Das bringt mir eine andere Schlangengeschichte in Erinnerung, welche den Vorzug vor vielen Jagdanekdoten hat, dass sie wahr ist, und die hier wohl erzählt werden darf, da ja auch wieder die allzuhitzige Landessonne ihre Schuld daran hat. Denn hätte sie an dem Tage nicht so unmenschlich niedergebrannt, so würde die Heldin der Geschichte nicht gleich vor meiner Hausthür ihre Ringel gezogen haben.

„Komm doch schnell, eine Schlange!“ Und richtig, eine merkwürdig aufgeblasene von der harmlosen schwarzen Sorte suchte langsam unsern Blicken zu entweichen.

Diesmal besser bewaffnet verkürzte ich dieselbe mit einem raschen Schnitt um die Hälfte ihrer Leibeslänge und wollte mich zu meiner Mittagsruhe zurückbegeben, als es rief: „Was ist nur das, schau doch, das Ungeziefer hat Beine!“

Rasch im Geiste den grandiosen Effekt berechnend, den drüben in thierfreundlichen Kreisen der alten Welt der Bericht von der Entdeckung einer bebeinten Schlange machen müsste, stund ich im nächsten Augenblick vor dem wunderbaren Kadaver. Und siehe da, zwei wirkliche, leibhaftige Beinchen hingen exakt an der Schnittwunde zum Boden nieder; hingen nicht nur, nein fingen an zu zappeln. Nicht lange, so erschienen am Tageslicht ein grüner Bürzel, dann eine dicke, warzige Knolle, dann ein Stumphals, dann zwei vordere Gangwerkzeuge und zuletzt ein plumper Kopf mit einem Maul bis an die Ohren; und fertig war die Kröte, zum Leben wiedergeboren, wie weiland Jonas aus dem Wallfischleib. Doch fand sie für gut, nicht wieder auf den sonnigen Stein retour zu hupfen, wo ich sie noch kurz vor dem Erscheinen der wunderbaren Schlange bemerkt hatte.

Doch nun vom zoologischen Abstecher zur landwirthschaftlichen Botanik zurück.

Sie kommen schon zu spät zur ersten geldspendenden Fruchternte. Ende Mai beginnt das Erdbeerpicken und Verschippen, wie der Kunstausdruck lautet für das Pflücken und Versenden.

Wie ein *strawberrypatch*, eine Erdbeerpflanzung, aussieht, kann ich Ihnen gleich nebenan auf dem Platze meines Nachbars zeigen. Es wird daselbst wohl noch etwa ein Spätling der delikaten Frucht zum Kosten übrig geblieben sein. Im Schatten niedriger Kirsch- und Pfirsichbäume liegen die in Reihen gepflanzten, grossblättrigen Erdbeeren. Sie haben ein so kräftiges Wachsthum, dass die im Frühling ausgesetzten Stäudchen schon nächstes Jahr eine gute Ernte bringen. Der Rankenwurf ist so üppig, dass man sich in grösseren Pflanzungen nicht mit dem Entfernen desselben abgeben kann. Aber auch so lässt weder die Menge noch die Grösse und Güte der reifen Früchte zu wünschen übrig. Es genügt, die Pflanzung

von Zeit zu Zeit zu kultiväten, womit ein Pflügen zwischen den Reihen gemeint ist, und nach fünf Jahren zu erneuern.

Die Reihenfolge der Tugenden, welche amerikanische Früchte haben müssen, wird bezeichnet mit dem Trio „*Color, Size and Flavour,*“ Farbe, Gestalt, Geschmack. Dass der Geschmack erst zuletzt kommt, ist ächt amerikanisch: der Schein ist König. Was nicht Farbe hat, ist schwer verkäuflich, und nicht, wie zu Hause, ist hier „hübsch, was klein ist.“

Diesen Forderungen entsprechen unsre Erdbeeren in vollem Masse; und das will ziemlich viel heissen vor dem in dieser Beziehung verwöhnten und an den Genuss von oft übernussgrossen Erdbeeren gewöhnten Amerikaner. Dank dem geeigneten, kalkreichen Boden haben unsre Erdbeeren vor andern, z. B. vor californischen und südstaatlichen den Vorzug, dass deren ausgezeichnet kräftiger Geschmack auf eine Linie neben die Farbe gestellt werden darf, desswegen finden sie immer einen guten Marktpreis. Von drei Franken sinkt der Preis auf einen Franken für die Gallone, d. h. für etwas mehr als drei Liter. Das Pflücken lässt man durch eine Schaar Kinder besorgen, wobei man sich zwar an die biblische Warnung von Maul-Verbinden des dreschenden Ochsen hält, immerhin aber, besonders in der kostbaren Früherente durch Haus- oder Geschäftsglieder dem Uebermass in der Stillung kindlicher Gelüste wehren lässt.

Im Schatten einer zerfallenden Negro-Cabin — ich denke an den strawberry-patch meines Nachbars — sitzt dessen geschäftsgewandte Ehehälfte vor den vier *draws* eines *stand*, vor den bloss ein halbes Dutzend Centimeter tiefen, aber breiten und langen Schachteln, welche, wenn gefüllt, in vier feste Eckleisten äusserst praktisch zu einem „Stand“ so zusammengefügt werden, dass immer der Boden der obern „Drucke“ den Deckel für die untere bildet, während die oberste einen besondern Deckel erhält.

Ueberaus geschickt ist ihre Hand in der nicht leichten Verpackung so weicher, so leicht Schaden nehmender Beeren. Sorgfältig in einer Ecke beginnend, füllt sie ein Gefässchen ums andre nach, wie dieselben ihr zugetragen werden, immer die frischen mit leichtem Druck den alten beigesellend, bis die zwanzig Gallonen geborgen sind, welche die vier *draws* halten. Wenn dann schliesslich dieselben schwach gerüttelt,

zur Verebnung hier ein paar Beeren weggenommen und dort eine kleine Handvoll leise drüberhin gegossen sind, ist das Werk gethan. Es ist eine Lust, meiner geschickten Moselthalerin zuzuschauen, und gewiss ist, dass ihre Stände, wenn auch Hunderte von Meilen weit gefahren, doch voll und schön am Bestimmungsort anlangen.

Es ist wohl selbstverständlich, dass bei solchen Entfernungen, wie sie die versandten Früchte in Amerika zurückzulegen haben, ungemein viel ankommt auf die Wahl des richtigen Stadiums des Obstes zum Pflücken. Desshalb sind denn auch jedes Jahr die Markt- und Fruchtberichte voller Notizen über verdorbene Früchte. Erfahrung lehrt, wie lange vor der vollen Reife Erdbeeren, Frühäpfel, weiche Birnen und die meisten Pfirsiche gepflückt werden müssen, damit sie gerade recht, nicht überreif, aber auch nicht gar zu grün und hart ankommen. Dabei muss natürlich auch die Witterung fortwährend möglichst in Betracht gezogen werden. Schwüle Tage reifen gewisse Früchte geradezu fabelhaft schnell. Bei der ausserordentlichen Trockenheit und Wärme des vergangenen Sommers kam es vor, dass ich von den allbeliebten granatrothen *Wild Choose*-Pflaumen heute nicht mehr verpacken konnte, was gestern noch erst auf einer Seite sich zu röthen begann. Wiederholt versandte ich an einem Tage fünfunddreissig Kistchen Pfirsiche und meinte des Abends noch dessen gewiss sein zu dürfen, dass bis morgen kein Stück nachreifen werde; und morgen Abend hatte ich mit vierzig Kistchen auf den Bahnhof zu fahren.

Nicht mit Unrecht hat mir ein alter Nachbar, als ich demselben nach Erwerbung meiner Farm den ersten Besuch machte, den weniger verbindlichen als wohlgemeinten Rath ertheilt: „Gib acht, dass du dir nicht in den Hals schneidest.“

In Amerika wächst alles gern ins Grossartige; so auch das Erdbeergeschäft. Daheim trägt die barfüssige Jugend des Suhren- und Winenthales in Krättchen und Körbchen die lieblichste aller Beeren der nahen Residenz zu. Und als was für ein Reichthum erschienen mir einst die Krättchenkränze, mit welchen die kleinen Fruchthändler um Hals und Schultern behangen waren. Hier sah ich Bahnfrachtwagen, angefüllt mit Erdbeerständen aus Georgia, den nördlichen Städten zufahren. Ich denke, es ist kein Haus in der ganzen weiten

amerikanischen Welt, welches nicht seine Erdbeertage feiert. Eine Schale *ice-cream*, gefrorene Sahne, mit reichlich vielen zuckerbestreuten, rothen Erdbeeren, das ist in heissen Frühsommertagen für Viele der Inbegriff höchster culinarischer Paradiesesfreuden.

In dieselbe Zeit und in dieselbe Art Stände fällt eine andere sich gut bezahlende Frucht, welche aber in der Gestalt, wie sie verschickt wird, wenig Verlockendes für einen unamerikanischen Geschmack haben dürfte. Grasgrün, klein, flintenkugelhart, saurer als Bändlikoner Seewein, kommen sie an die Reihe, die armen Stachelbeeren, welche in lustiger Ueberfülle an den dornigen Strauchreihen hängen und so lieblich schmecken, wenn man ihnen Zeit lässt, ihren aromatischen Zuckersaft zu präpariren und ihr grünes Morgengewand mit schmuckem Braunroth zu färben. Die aus unreifen Stachelbeeren bereiteten Präserven sollen einen unnachahmlichen, glasklaren Glanz erhalten; und diesem Schein muss sogar die Rücksicht auf Farbe, Gestalt und Geschmack der Frucht weichen.

Ich fürchte, ermüdend zu werden, sonst wollte ich Sie zum dritten Male vor einer Standverpackung Halt machen lassen. Sie verdienen es auch kaum, dass man ihnen gar viel Beachtung schenkt, die amerikanischen Kirschen meiner Gegend, welche ebenfalls im Mai auf Reisen geschickt werden. Handvoll gegen handvoll gehalten, wie gering müssten sie sich ausnehmen im Vergleich mit unsern heimatlichen, grossen, festen, unübertrefflich süssen, glänzend schwarzen Herzkirschen. Und daneben wie viel Verdruss bereiten dem Fruchtmann diese rothen, wässerigen Dinger, selbst wenn die grossen, in dichtem Astgewirre wachsenden Kirschbäume, wie auf meinem Platz, in nächster Nähe des Wohnhauses stehen. Kaum fangen die Früchte mit leichtem Schimmer sich zu färben an, so haben sich auch schon Schaaren der räuberischen „Katzenvögel“ eingestellt, deren Gesang an Lieblichkeit nichts vor dem Klang ihres Namens voraus hat. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass diese communistisch gesinnten Geschöpfe Gottes einen blinden Flintenschuss unter sie für eine Beifall klatschende Aufmunterung zu fernerem Thun ansehen. Ertheilt man ihnen einmal ernsthaftere Winke mit Kugel und Geschröt, so beschreiben sie das eine Mal mit spottvollem Gekrächze aufschwirrend einfach einen in sich selbst zurückkehrenden Kreis,

während sie das andere Mal scheinheilig dergleichen thun, als hätten sie sich eines Bessern belehren lassen, in Wirklichkeit aber nur in die Kirschbäume meines Nachbars fahren und prassend daselbst verweilen, bis der sie mir wieder zuschiesst. So ist man herzlich froh, wenn die letzte Kirsche fort ist, und die leidige Hüterei ein Ende hat.

Kirschen wären eine sehr verkäufliche Frucht; denn ungeachtet ihrer geringen Güte bringen sie einen Profit von fünfzehn bis zwanzig Franken per Stand, so dass zweifelsohne europäische Sorten sich bald einer grossen Nachfrage erfreuen würden, vorausgesetzt, dass dieselben ihre heimatlichen Tugenden auf fremder Erde beibehielten. Ich fürchte aber, sie würden sich nicht besser halten als importirte edle Traubensorten, welche auf amerikanischem Boden sich nicht zu ihrem Vortheil verändern.

Bevor wir uns zu meinen Hauptfrüchten, den Aepfeln und Pfirsichen wenden, lassen Sie uns einen Gang durch die Baumreihen thun. Es mögen nun zwanzig Jahre her sein, seit zwei unternehmende Männer, von dem damals in meiner Gegend erwachten Baumfieber ergriffen, nach schönem Plan, aber mit zu wenig sachlicher Erfahrung an dieser Stelle über hundert Acker theils noch mit Wald bestandenen, theils gerodeten Landes mit Obstbäumen bepflanzten. Sie führten die Reihen, wie Sie jetzt noch sehen, hügelauf, hügelab, an fruchtbaren Halden hinunter, an brennenden, trockenen Abhängen hinauf, selbst durch sumpfige Niederungen mit zu wenig Rücksicht auf geeignete Lage und Bodenbeschaffenheit. Desshalb sehen Sie jetzt selten noch eine Reihe ununterbrochen von einer äussern Einfenzung zur andern führen. Im Kampf ums Dasein unterliegend, sind die ungünstig situirten Bäume aus der Reihe getreten, und sie zu ersetzen, wäre diessmal nutzlos verschwendeter Ordnungssinn. Sie sind einst alle im selben Jahre ausgepflanzt worden, hier diese mächtigen, stolzen, im Vollbesitz ihrer Kraft prangenden Apfelbäume auf nördlich geneigtem Plateau, und gleich dort drüben an dem heissen Südabhang, den Sie nur mit Seufzen betreten würden, die jungen Greise, von welchen Jahr für Jahr ein Paar zum letzten Male den Frühling sehen. Noch auffallender hat es sich bei den Pfirsichen gezeigt, wie wichtig hierzulande die Wahl des Bodens und der Lage für die Obstcultur ist. Von manchen Stellen meiner Farm weiss ich nur vom

Hörensagen, dass daselbst Pfirsichbäume gestanden, während ich Ihnen auf reicherem Grunde gleichalterige Exemplare zeigen kann, welche noch manche kostbare Last bringen werden.

Nun aber, soll ich ein gewissenhafter Führer sein und Ihnen ein wahrheitsgetreues Bild einer Fruchtfarm in Old Kentucky geben, muss ich Ihnen noch eine andere Sorte von Farmgewächsen vorstellen; oder vielmehr, dieselben drängen sich Ihnen, wenn Sie mich begleiten, von selber auf. Das sind die ehrwürdigen flechtenbewachsenen *stumps*, welche hier Ihren schreitenden Fuss zu einem Halt einladen und dort Sie gar auf ebener Erde zu lavirendem Zickzackgange nöthigen; und das sind die maleriscsh zerstreuten, kleinen, lieblichen *brier-colonies* und *weed-patches,* welche so eindringlich sich an Sie schmiegen und Sie umfächeln. Oder deutsch gesprochen: Das sind die vermaledeiten Wurzelstöcke, die Ueberreste des Urwaldes, welche nicht faulen wollen, die Pferde zum Straucheln bringen, den Pflug zu leidigen Umwegen zwingen, die Pflugeisen wie dürre Reiser brechen, grimmige Flüche manch eines braven Farmers verschulden, die Dinger, Angesichts deren ich nicht begreifen kann, warum man von Steinen und nicht lieber von Stöcken des Anstosses spricht; das ist das Lumpengesindel der Sassafras-, der Sumach-, der Presimon-, der Dogwood-, der wilden Brombeerstauden, die *green-* und *sawbriers*, die bösen Drachenthiere, welche gleich sieben neue Köpfe herausstrecken, wo du ihnen einen abgeschlagen hast, die Buschklepper, welche keines Tropfen Schweisses, geschweige des Blutes werth sind, das der amerikanische Farmer im beständigen harten Kampf mit ihnen aus unzähligen Ritzen lassen muss; und das ist das unabtreiblich freche Heer von Unkraut und hundertfacher Art mit dem klapperdürren *broomsedge* an der Spitze, welches gierig die letzte Bodenkraft aussaugt, bis Pflug und Dünger ihm die Wiederkehr verleiden. So ist denn für Amerika noch lange nicht ausgesungen das alte Lied:

„Sie hatten mänigen suren Tag,
Bis ihnen das Land einen Nutzen gab.
Reuthauen waren ihre Geigenbogen;
Mit dem Tannast hand se d'Chind erzogen.“

Heute erzählte mir Einer im Tone ächter Freude, er hoffe, diess Jahr wieder einige Eichstöcke aus seinem Acker bringen

zu können, welcher vor zehn Jahren geklärt worden sei: Zehn Jahre schon im Kampf mit Wurzelstöcken auf einem und demselben Acker! Von einem alten Yankee, der längst seine *briershuck* für immer auf die Seite gelegt, wird folgende Geschichte erzählt: Verzweifelnd am eigenhändigen Sieg über die Dornen und Disteln seines Platzes geht er hin und kauft eine Herde Schafe. Alsdann setzt er sich, bewaffnet mit einer mächtigen, salzwassergefüllten Giesskanne auf seinen Gaul und reitet gegen die „*damned bushes and briers*“ ins Feld. Mit dem Wasser besprengt er Unkraut und Buschblätter, lockt die Schafe herbei, wiederholt öfters dasselbe Manöver, bis er mit Hilfe der salzleckern Schafmäuler Meister geworden ist. Auf einem grossen, meinem Platze zunächst liegenden, längst gerodeten Stücke Land wurde mehrere Jahre nacheinander bald Welschkorn, bald Weizen gepflanzt und dabei das Feld wie oft mit Pflug und Egge gewendet und durchwühlt. Letzten Sommer liess man dasselbe brach liegen; und heute ist es bereits wieder so mit jungem Sassafras, mit Busch- und Dornenwerk aller Art bestanden, als ob es damit besäet worden wäre. Es liegt noch ein guter Theil der waldursprünglichen Bodenkraft in Wiesen und Feldern, welche, wenn nicht gezähmt und nicht gezwungen, sich in edlem Gewächs zu bethätigen, eben mit erschreckendem und entmuthigendem Ungestüm in Dornen und Disteln schiesst.

Damit soll zwar nicht gesagt sein, dass überall das Möglichste zur Vertilgung dieses entsetzlichen Feindes der Agricultur gethan worden ist. Der amerikanische Farmer neigt, wie schon einmal bemerkt, vielerorts zur Gleichgültigkeit und auch wohl zur Scheu vor harter Landarbeit, welch’ letzte durch folgendes Geschichtchen treffend illustrirt wird: Ein Yankee, welcher des Pflügens überdrüssig geworden, sperrt seine Schweine ein und reicht ihnen nichts als Wasser. Unterdessen versteckt er in kleinen Portionen Welschkorn in das umzubrechende Land. Nach so gethaner Vorbereitung treibt er die Schweine in den Acker, und sofort verrichten dieselben in der gierigen Suche nach den beliebten Körnern die Arbeit gründlicher als der beste Kunstpflug.

Statt rationell und ausdauernd zu Felde zu ziehen, reiniget der nach alter Väterweise wirthschaftende Farmer alljährlich nur die Stücke seiner Farm, welche er gerade benützen will,

und lässt daneben neuen Unkrautsamen fröhlich zur Reife gedeihen und junge Sprossen ungehindert das Licht der Welt erblicken.

Immerhin aber mag in einem Farmerbrief aus dem in manchfacher Beziehung reich gesegneten Kentucky die Mahnung an europäische, zumal an meine Schweizer-Brüder nicht am unrechten Orte sein: Wenn euch die Heimat zu enge wird, und ihr träumt von einer glücklichen Wohnstätte auf freiem, eigenen Boden in der „neuen Welt“, so erwartet ja nicht, dieselben glatten Wiesen, dieselben saubern, fetten Fruchtäcker, welche zu Hause des Landmanns Auge erfreuen, in Amerika zu eurem Dienste bereit zu finden. Amerika besitzt seine herrlichen, wohlgepflegten Ländereien. Allein dieselben hängen für euch viel zu hoch. Und erfüllt werdet ihr hier euren Traum nie und nimmer sehen, wenn ihr nicht den Muth und die Kraft besitzt, Jahre lang fest zu stehen und nicht nachzulassen in aufreibendem Kampfe wider Stump und Stock, wider Busch und Hag, und, dass ich das hier beifüge, festzustehen und nicht nachzulassen, alles von neuem zu erlernen, was ihr schon zu wissen und zu verstehen vermeintet. Der erfahrenste Landmann von drüben ist nicht im Stande, hier eine Furche zu ziehen, wenn er es nicht vorerst erlernt. Es ist in Amerika Alles, Alles anders als zu Hause. Der europäische Meister muss hier wieder zum Lehrbuben werden, will er einst Erfolg haben. Das sollten besonders die Bejahrtern wohlbedenken, bevor sie der Wanderlust nachgeben. Ist des Geistes und des Leibes Elastizität bereits in der Abnahme begriffen, dann ist die Auswanderung nach Amerika ein sehr gewagter Schritt, und Misserfolg, Heimweh und Fremdbleiben sind die Dachtraufe, welche man für den Regen eingetauscht hat. Amerika ist das Land des Glückes nur für die Altersstufe und die Menschenklasse, bei welcher dem eisernen Willen ein kräftiger Arm und flinker Fuss noch Jahre lang gehorchen. Sie mag kommen und sie wird erringen ein freies, fröhliches, wohlgeborgenes Wohnen an eigenem Herde. —

Verzeihen Sie, dass ich abgeschweift bin; ich führe Sie gleich wieder *in medias res.*

„Adolf, die Leitern zu den *Early Yorks; Masters* soll dir picken helfen!“

„*And you little Bill, the box-lumber nails and hatchet, quick!*“

Kommen Sie, jetzt sollen Sie einer Pfirsich-Verpackung beiwohnen. Wir stellen die Packbank hier möglichst in den Schatten. Das will zwar nicht gerade viel heissen, denn dichtbedacht und belaubt sind diese Pfirsichbäume nicht, so dass, ich fürchte, Sie bald im Schweisse Ihres Angesichtes werden zuschauen müssen. Beachten Sie aber gleichwohl, mit wie breitem, genialem Pinsel Künstlerin Sonne durch das zarte, schlanke Blätterwerk hindurch ihre Lichter auf das grüne Gras und die rothen Früchte tupft, welche sich über Nacht da hineingebettet haben.

Schauen Sie, da sind sie schon mit den Leitern. „Das sind ja aber doch keine Leitern,“ meinen Sie, „das sind ja bloss so Tritte, wie sie in jedem Tuch- und Buchladen stehen.“ Ja, glauben Sie, dass hier Land auf Land ab nur zwei, für europäische Leitern geeignete Stangen zu finden wären? Im Uebrigen besitzen diese *step-leaders* den grossen Vorzug, dass sie die Zweige nicht verletzen, und dass man sich auf denselben beider Hände zur Arbeit bedienen kann. „Hier sind die Körbe, passt auf, nicht zu reif, nicht zu hart!“

Es erfordert schon einen ganz tüchtigen und geübten, mit gutem „Augenmass“ begabten Fruchtmann, rasch die zum Versand gerade „ebenrechte“ Pfirsiche von den Zweigen zu heben. Mit Fingerdruck die Probe zu machen, geht bei der zarten Frucht nicht an. Das Auge muss daran gewöhnt werden, beim ersten Ueberblick zu berechnen, welche Früchte nach ein bis zweitägiger Fahrt die gewünschte Weichheit und den empfehlenden durchsichtigen Glanz der Haut haben werden.

Da keucht auch schon mein kleiner, schwarzer Boxfabrikant mit dem Schachtelholz, Nägeln und Handbeil heran. Sie sollen sich gleich wundern, wie flink der Negerbub das Holz zu Boxen zusammenschlägt. Das Material liefert uns der Sägemüller fix und fertig zum Zusammennageln zum Preis von zwanzig bis fünfundzwanzig Centimes per Stück. Diese rechteckigen halbzolldicken Bretchen, welche eine grosse Hand nahezu decken könnte, sind die *heads,* die Kopfstücke, das Häufchen daneben bilden die bedeutend dünnern, nicht ganz zwei Fuss langen und acht Centimeter breiten *slates,* die Seitenschindeln, und hier sehen Sie den dritten Bestandtheil, die etwas breitern, sonst aber den *slates* ganz ähnlichen, schindelartigen *tops.* Da werden nun auf die drei *heads,* von welchen

das eine in gleicher Entfernung von den beiden andern in die Mitte der länglichen Schachtel zu besserm Halt derselben zu stehen kommt, beidseitig je zwei *slates* und unten ein *top* mit kleinen Nägeln so geschlagen, dass sowohl zwischen den die Seitenwände bildenden *slates* als auch zwischen diesen und dem Schachtelboden die, Sie werden gleich verstehen, warum so wichtigen *cracks,* je nach der zu verpackenden Frucht schmälern oder breitern Spälte entstehen. Diese Boxen halten ein Drittel-Buschel. Zur Versendung von Cabinetsstücken bedient man sich zuweilen noch kleinerer, blos ein Viertelbuschel fassender Schachteln, während die s. g. *Seedlings,* die gemeinen Sorten in Halbbuschelboxen zusammengedrängt werden.

So, da wären die ersten Körbe voll meiner süssen York. Ist das nicht ein entzückender Anblick? Ich kann es nicht leiden, wenn mir so Einer kommt mit dem landläufigen Urtheil *„that's nice"* (hübsch). Was *nice!* Nein, so schön an Form und Farbe, an Licht und Glanz, an Wohlgeruch und Weichheit ist das, wie ich nichts Schöneres weiss. Schauen Sie nur diese dunkelrothe Sammetgluth ringsum und hier diese aufleuchtenden Silbersternchen und Streifen darauf. Sind denn das nicht glühende, blühende Kindergesichtchen, aus denen Augen wie Thautropfen im Sonnenschein dir entgegenlachen? Die amerikanischen Pfirsiche geben sich übrigens in mannigfaltig verschiedenem, immer aber vornehmem Kleide. Gleich dort ein paar Reihen weiters die schon genannten *Crawfords,* die *early* (frühe) und die *late* (späte), welche eben zu reifen beginnen, bieten wieder ein ganz anderes Aussehen. Ich stehe nicht an, diese ausserordentlich grosse und schwere Frucht die Königin unter den Pfirsichen zu nennen. Einen Versuch, dieselbe zu schildern, mag ich nicht machen, woher auch sollte ich das tiefe, weiche Gold nehmen, mit welchem dieses Kunstwerk der Natur rundum grundirt ist, dieses satte Braunroth seiner Bemalung. Ich will nur sagen, dass ich meine herrlichen *Crawfords* nie betrachten kann, ohne an jene alten Gemälde zu denken, welche mit ihren blumigen, minniglichen Gestalten auf Goldgrund jeden Beschauer fesseln. Lange nach den *Crawfords,* kurz vor Thorschluss des Herbstes kommen dort an den letzten sechs Reihen die *White Heath* zur Reife. Wer ihre Art nicht kennt, den ziehen diese grossen graugrünen, steinharten Dinger keineswegs an, bis sie ganz wenige Tage vor der vollen

Reife zur eigenthümlich durchsichtig weissen Favoritefrucht der Confitüre brauenden Hausfrau sich entwickeln. Daneben möchte ich nur noch einer gedenken, der hochadeligen *China Cling*. Ich habe nie gesehen, wie man mit einem Tröpfchen Grün unter schüchternes, zartes Weiss gemischt einen solchen Effekt, einen solchen noblen Schein hervorzubringen vermag, wie es an dieser Frucht geschieht. Man scheut sich, dieselbe zu berühren. Ich sah einen Yankee, welcher sonst wahrhaftig weder in Sprache noch in Manieren ein Modell genannt werden darf, letzten Sommer ein paar Muster dieses Pfirsichs in weisser Papierdüte ins Town tragen und daselbst mit seinen zwei gekrümmten, knorrigen Fingern so subtil zum Vorweisen herausziehen, als ob's venezianisches Glas wäre.

Doch schon wieder eine Entgleisung!

Ich wollte Ihnen ja das Einpacken zeigen: Ich lese, und manchmal liest mir eine helfende Hand die schönsten Stücke alle heraus. Nun fange ich an, von denselben zwei grosse oder drei kleine, mit der glänzendsten Seite gegen den Spalt gerichtet, nebeneinander einzulegen, die Gelegten mit der Linken fest gegeneinander haltend, während die rechte Hand neue Schaustücke mit der Stielseite gegen die Spitze der Letzt-Gelegten nachschiebt, bis der ganze Doppelrosenkranz der untersten Spaltlage von *head* zu *head* der Schachtel fertig ist. Dann kommt die zweite Lage, zu welcher man, weil sie sich hinter die *slates* birgt, weniger sorglich ausliest. Die dritte trifft in die beiden mittlern Guckritzen und hat desshalb wiederum aus feiner Waare zu bestehen. Die vierte und die oberste Lage machen einem manchmal Aerger und Kopfzerbrechen, weil die letztere exakt die Höhe der Box haben muss, soll die Verpackung mustergültig sein, so dass die Früchte weder gepresst werden, noch rollen. Die vierte ist bald zu niedrig, bald zu hoch; es will sich nicht schicken. Da weiss man sich denn oft nicht anders zu helfen, als dadurch, dass man die Schlusslage sich balanciren lässt auf bloss einer über die Mitte der dritten hinführenden Reihe ebenrecht grosser Pfirsiche, wobei dann freilich links und rechts von dieser Reihe hinter den obern *slates* ein dem Käufer nicht erwünschter leerer Raum entsteht. Nun schlagen wir den obern Schindel-*top* mit Nägeln an, pausen die Adresse mittelst Schuhbürste und gemeiner Wichse durch den vom Commissionshaus gelieferten Stenzel (Schablone) und die Box ist fertig zum Versand.

Je nach dem Grade, in welchem der Lieferant es mit seiner Handelsehre und seinem Credit ernst nimmt, wird er gute, geringe, auch ganz schlechte Waare hinter die schuldlosen Seitenschindeln verstecken, indessen er immer die Cräckreihen so vortheilhaft wie möglich sich präsentiren lässt.

Diese Art der Pfirsich- sowie auch der Pflaumenverpackung hat sich als die vortheilhafteste zur Verführung auf weitere Entfernungen bewährt. Feiner freilich nimmt sich die Verpackung in kleinen Schindelkörbchen aus, welche besonders im Osten, im Pfirsichstaate Delaware beliebt sind und auf kürzere Strecken genügen mögen, ohne dass dabei die Früchte zu sehr leiden. Dieselben werden nämlich bloss mit einer durchsichtigen Musseline bedeckt. Und wenn sie dergestalt auf die Tafel gesetzt werden, kann man sich allerdings kaum einen reizendern Anblick denken, als solch ein, seinen Inhalt weniger verhüllendes als verlockend und neckisch anpreisendes Fruchtkörbchen.

Vierter Farmerbrief.

Virtuosität in der Früchteverpackung.

Werden Sie aber auch noch Lust haben zu einem weitern Gange durch meinen Obstgarten und zum Verweilen für ein Stündchen „bei einem Wirthe wundermild?“

Ich möchte wohl wissen, ob die alte Vermuthung begründet ist, es sei ein Apfelbaum gewesen, dessen süsser Verlockung unser aller ehrwürdige Ahnfrau Eva nicht zu widerstehen vermochte. Man könnte es fast meinen der klassisehen Beschreibung nach, „von dem Baume sei gut zu essen gewesen, er sei ein lustiger Baum gewesen und lieblich anzusehen.“ Wenn's aber so war, dann muss ich immer Angesichts meines herbstlich prächtig ausgeschmückten, reich in Roth und Gold gestickten, grünen Apfelwaldes denken, es sei doch eine schöne Sache, dass die rachsüchtige Menscheit es dem ersten bösen Apfel nicht nachgetragen, dass er Evchen zu Fall gebracht und ihn nicht auf den Index der unkauschern Dinge gesetzt hat. Ganz im Gegentheil: Vor mir liegt der Katalog einer amerikanischen Baumschule, welche ihren Apfelsorten keine bessere Empfehlung meint auf den Weg geben zu können, als das Motto: „*What*

but an apple tempted Eve?“ War's nicht ein Aepfelchen, das der Eva in die Augen stach? Und einer, welcher dazu noch „erster Pfarrer zu Kronberg vor der Höhe bei Frankfurt am Mayn“ war, verkündet seinen Lesern vor bald hundert Jahren mit Pathos und Emphase: „Dem Apfelbaume ja! gebührt die Ehre, euer erster Baum zu sein.“

Unsre amerikanischen Nürsery-Männer, wie sich die Baumzüchter heissen, bieten eine Auswahl von fünfzig bis hundert Apfelsorten zum Kaufe. Es ist das Verdienst Schaustens und derer, welche mit ihm in Frucht pionierten, die für unsere Gegend passenden Sorten herausgefunden und sich dadurch in die Lage gebracht zu haben, Nachfolgern zuverlässige Rathschläge ertheilen zu können. Solcher Sorten sind nicht allzuviele, kaum mehr als ein Dutzend. Der Apfelbaum scheint in Amerika hinsichtlich des Bodens und Klimas bedeutend wählerischer zu sein als drüben. In meiner Gegend hatten die veredelten Aepfel sich zu gewöhnen an zeitweise lange Trockenheit im Sommer und an einen durch Raubwirthschaft seines Humus beraubten Boden. Dazu hat sich eben blos das genannte Dutzend verstanden, dem ich an dieser Stelle die Ehre der Namensnennung erweisen will, zugleich um ein Beispiel von der Art zu geben, wie man hierzulande die geliebten Aepfel tauft. Der Erstling unter denselben ist der *Red Astrachan,* welcher mit der Frühröthe auf seinen runden Wangen einer freundlichen Aufnahme stets sicher ist. An Frühreife erreicht ihn fast ein citrongelber Apfel, von welcher Frucht ich dasselbe sagen möchte, was sonst von der Orange gilt: „Man muss sie, will man anders ihre volle Güte kosten, geniessen *before the stem is dry,*“ bevor nur der Stiel Zeit gehabt hat, abzutrocknen, frisch vom Baum; das ist der *Early Harvest.* Unsern heimatlichen Jakobiäpfeln, „Joggebèrli“, entsprechen die verschiedenen *Juneapples.* Diesen Proletariern, welche selten leisten, was ihr Name verspricht, indem gewöhnlich noch etwas Julisonne zu Hilfe kommen muss, folgen die edlen *Summer Queen, Maiden's Blush, Fall Queen.* Aus den Spätlingen, welche dem Amerikaner den Winter versüssen, sind herauszuheben der *Ben Davis,* von welchem noch die Rede sein soll, der goldene *Belleflower,* die schwere, langhaltende *Pearmain,* der *Wine Sap,* welcher wie kein anderer amerikanischer Apfel delikates Aroma, schmelzenden Saft in leuchtend prächtiger Schale bietet. Man übersieht ihm darob

gerne, dass er in der Regel, zwar sehr niedlich, aber etwas klein geräth. Zum Preis unsrer amerikanischen Aepfel will ich noch erwähnen, dass dieselben angefangen haben, auch im Auslande gewürdiget zu werden. London allein konsumirt jährlich 800,000 Barrels amerikanischer Aepfel.

Nicht grosse Beachtung möchte ich der Streitfrage schenken, welche jeder Angekommene, sobald er in den ersten Landesapfel gebissen, langweilig genug meint neu ventiliren zu müssen, ob dem europäischen oder dem amerikanischen Obst der Vorzug gebühre. Gestützt auf mehrjährige Erfahrung möchte ich sagen: Aepfel von solch unübertrefflicher Vollkommenheit der Modellirung sowohl als der Bemalung, wie sie hier an guten Bäumen — ich denke namentlich an *Maiden's Blush* und an *Ben Davis* — in Menge hängen, habe ich daheim niemals oder nur in vereinzelten Exemplaren gesehen. Aber ebensowenig habe ich je an einem der besten amerikanischen Aepfel so wohl gelebt, wie an einer heimatlichen Goldreinette, je in einem solchen den feinen, reinen, köstlichen Wohlgeruch gefunden, durch welchen mir der wachsgelbe, tiefcannelirte Winter-*calvill* meines Vaters Baumlaube an der alten Kirchhofmauer unvergesslich machte.

Nehmen wir an, es sei jetzt die Reifezeit der *Maiden's Blush*. Reif hiesse das zwar bei Ihnen zu Hause bei weitem nicht. Noch sind die Kerne weiss, und drehen und zupfen muss man tüchtig, um die schöne Frucht zum Fahrenlassen zu bewegen. Aber das zarteste Roth ist auf dem wachsgelben Grunde aufgeblüht, und das genügt. Und bereits hat mir mein *Commissioner* in New Orleans mitgetheilt: „*Maiden's Blush are in good demand, ship some!*“ So laden wir denn unsre sieben Packutensilien auf den mächtigen, rothen Farmerwagen. Voraus die „*Bbls*“, mit welcher landläufigen Abkürzung für *barrels* leicht gebaute, einen und einen halben Zentner Aepfel haltende Fässchen bezeichnet werden. Geschickte Arbeitstheilung und Concurrenz haben den Preis für diese Barrel auf Fr. 1. 50 und bei Abnahme einer grössern Anzahl auf Fr. 1. 35 heruntergebracht. Dabei darf denn allerdings der Küfer nicht daran denken, Dauben, Böden und Holzreife selber anzufertigen. Ihm arbeiten in die Hand hier ein Sägemüller, welcher sich in eichenreicher Gegend fast ausschliesslich mit der *staves*-Fabrikation beschäftiget, dort eine Böden- und Reif-factory, welche

zu ihrem Zweck das sonst wenig geschätzte Holz des *gum tree* (Nissa biflora) und die schlanken, zähen *hickory*-Ruthen *(Juglans squamosa)* in ganzen Wagenladungen von armen Farmern aus der „*Country*" bezieht.

Vergessen wir die Apfelpresse sammt Hammer und Nägeln nicht. Sie werden jetzt gleich sehen, wie man damit hantirt. Nun spannen wir an die schöne, grosse *Kate* neben den alten, aber immer noch „geistigen" *Bob;* und vorwärts rasselts — sitzen Sie fest auf Ihrem Barrel! — zum Thore hinaus, den Hügel hinunter, die Reihen entlang. Geben Sie acht, dass Ihnen nicht Absalons Schicksal zu Theil wird! „*Whoa!!*" Da sind sie schon die *Maiden's Blush,* der gewaltigsten Bäume, welche! *Maiden's Blush,* so hiessen sie vor einer Reihe von Jahren noch nicht. Aber das „*cheeseapple*", ihr ursprünglicher Taufname, roch auch gar zu sehr nach Käse, und bessere Reklame musste doch die Vergleichung mit jungfräulicher Wangen-Röthe machen.

Jetzt rasch die obersten Reife der Fässchen gelüftet und die Deckel herausgenommen, welche zur Unterscheidung von den fester eingefügten Böden überall im Lande dieselben zwei eingekritzten, sich kreuzenden Halbkreise erhalten. Wenn Sie jetzt der Verpackung dieser goldenen Haufen zusehen, so weiss ich, woran Sie dabei denken; ich wette, an ein paar Blätter des II. Bandes Ihrer Fernschau, bei deren Lesen mein Kopf aus dem Beifallnicken nicht mehr zur Ruhe kommen wollte und nicht übel Lust empfand, gleich ein überseeisches Seitenstück auszuplaniren, welches Ihnen bestätigen würde, dass die geschmackvolle Verpackungs- und Ausstellungskunst einer der allerwichtigsten Faktoren auch im amerikanischen Handelsleben bildet. Ja, ich meine sagen zu müssen, dass nirgends in der Welt so allgemein, wie in Amerika die gefällige, feine Präsentation der Waaren empfänglichen, bestechlichen Sinn findet. Jeder Handelsmann wäre verloren, der nicht „*nicely*" zu verpacken, *nicely* zu verkaufen verstünde. Ist der ausgemachteste Schund *nice,* so findet er Käufer. Ist die Waare besten Gehaltes und Stoffes ungefällig, so findet sie nur schwer Absatz. Der Fruchtmann könnte nimmer bestehen, würde er nicht fortwährend vor Augen behalten die fortwährend an ihn ergehende Mahnung seiner Handelsfreunde „*nicely packed!*" Meint ein Commissionshaus sich wegen schlechter Bezahlung der eingesandten Früchte entschuldigen zu müssen, so schützt es unter

zehn Malen neunmal wirkliche oder bloss fingirte „*bad order*“ der Verpackung vor. Man erzählt von Farmern meiner Umgegend, welche den Ertrag ihrer Bäume, regellos in Barrel geschüttet, versandten, dass sie nicht nur keinen Erlös erzielt hätten, sondern einen Theil der sonst vom besorgenden Handelshaus vorausbezahlten Fracht noch hätten nachträglich entrichten müssen, weil der Erlös für die flüchtig gefüllten Fässchen nicht einmal die Gebühren alle deckte. So hatte ich denn, um zum Wissenden zu werden, eben auch zuerst einen „Spezialkurs“ durchzumachen. Es war eines sonnigprächtigen Nachmittags, als der zur Leitung desselben erbetene graubärtige Weinrebenpionier mich in die Schule nahm und mich all die Kunst-Griffe und Kniffe mit so feierlicher Gründlichkeit lehrte, dass ich zu jedem Baume einen besondern Packer stellen müsste, wollte ich sein Tempo innehalten.

Wir lesen jetzt die Exemplare von augenfälliger Grösse und Färbung aus. Mangel daran ist bei der vorliegenden, durch ganz Amerika geschätzten Sorte keiner. Vermöchte ich mir das Vergnügen zu bereiten, ein Körbchen dieser wundersamen Aepfel über Land und Meer plötzlich auf eine heimatliche Tafel zu stellen, ich glaube jeder Tischgenosse würde einen Laut der Bewunderung dafür haben, aber vielleicht Keiner würde darnach greifen, um zu geniessen, so sehr gleichen diese Früchte, geschickt geordnet, idealisirenden, oder eher noch übertreibenden Kunstgebilden aus Wachs und feinsten Farben. Nicht minder aussergewöhnlich ist deren gewürzhafter, rezenter Geschmack, welchen ich mit nichts anderem zu vergleichen weiss als mit demjenigen der zu Hause bekannten Früchtenzeltchen. Nun legen wir ein Paar der Schönsten nebeneinander auf die Stielseite und gleich daneben einige auf die Oberseite, und prüfen, welche von beiden Gruppen den bessern Effekt bewirke. Wir erkennen sofort, es ist die von der Oberseite betrachtete Lage. Bei den meisten übrigen Sorten ist die untere Ansicht und bei wenigen sogar die Seitenansicht die wirksamste. Auf diese *Fancy*-Seite kommen nun zwei bis drei festgefügte Lagen, der sog. *top,* auf den Boden des Barrel's zu ruhen. Der Packer steckt mit Kopf und Armen im Fässchen, während eine andere Hand ihm Stück für Stück hineinreicht. Wer nach solchem Tagwerk des Abends nicht unwillkürlich an Kreuz und Rücken greift, darf dessen gewiss sein, dass sein mittlerer Drehpunkt sich in erfreulichen Umständen befindet.

Ein halbes Buschel derselben kostbaren Auslese wird sorgfältig nachgeschüttet; und vor den allfälligen ästhetischen Mängeln der Nachfüllung drückt man nachsichtig ein Auge zu. Der *top* ist *choise* oder gar *fancy*; das ist entscheidend für das Schicksal der Sammlung. Es kommt freilich, besonders auf dem für unsre Gegend wichtigen Marktplatze New Orleans vor, dass ein Haus die erhaltenen Barrel umpackt, wobei dann das Mitlaufen-Lassen zu geringer Waare dem Versender übel ausschlägt.

Das Barrel ist gehäuft gefüllt. Der gewöhnlich aus zwei bis drei Stücken bestehende Deckel wird aufgelegt. Nun beugt sich der Packer mit Brust und Armen niederpressend darüber und fängt an, das Barrel auf fester Unterlage zu rütteln bis die Häufung sich zur ebenen Fläche gesetzt hat. Die ebenso praktische wie einfache Presse, welche den Deckel vollends in die Rinne einzutreiben hat, besteht aus einem über das Barrel gelegten Querholz, von dessen beiden Enden zwei, unten hakenförmig gekrümmte Eisenstangen niederlaufen, um das Barrel am Bodenrande zu unterfassen. Eine durch die Mitte des Querholzes sich windende Schraube, unter welche ein starkes Bretstück geschoben wird, presst die Deckelstücke an ihren Ort, woselbst sie durch eingetriebene Nägel festgehalten werden. Nach Entfernung der Presse wird das Barrel umgekehrt, auf der nun oben liegenden *top*-Seite gemarkt und zum Versandt verladen.

In den Verkaufshallen der Marktplätze wird der gemarkte Deckel entfernt, so dass der Inhalt sich von seiner günstigsten Seite dem Käufer präsentirt. Was sollte die zirkelrunde Lage lachender Prachtexemplare nicht zum Kaufen verlocken, zumal wenn dem neugierigen Forscher in die Tiefe eine zweite und dritte Schicht nicht minder reichen Genuss verspricht. Vom Erlös zieht der *Commissioner* vorerst die Frachtgebühr ab. Da lässt sich nichts künsteln; der Versender kennt dieselbe beim Cent. Alsdann berechnet er für seine Bemühung zehn Prozent, den Rest schickt er per *Money Order* oder per *Draught* (sprich Draft) an den Fruchtproduzenten. Ob die meisten dieser Commissionshäuser ehrlich genug sind, den Rest ungeschmälert abzuliefern, weiss ich nicht. Die Fruchtfarmer sind aber durch's Band weg davon überzeugt, dass sie manchmal bloss den Rest vom Rest erhalten. Sie reden auch davon als von einer unbe-

streitbaren Thatsache und einem unabänderlichem Uebel, dass besonders neugegründete Häuser zur Anlockung von Geschäftsfreunden für die ersten Zusendungen ausserordentlich günstige Abrechnung stellen; dann aber auf einmal die mancherlei Schleichwege zu praktiziren beginnen, auf welchen ein nur halbwegs Geriebener leicht die in seinen Preislisten angesetzten Zahlen umgeht. Ja es mag nur wenige Fruchtfarmer geben, welche nicht schon in der Art „reingefallen“ sind, dass sie für erste Sendungen reichlich bezahlt wurden, für nachfolgende dagegen, selbst auf wiederholte Mahnung weder Antwort noch Geld erhalten konnten. Ich habe letzten Sommer an einem solchen, gut empfohlenen Haus, an welches ich einen grossen Theil meiner Frühäpfel verschickte, die ganze Reihe unehrenhafter Praktiken erfahren, gute Bezahlung, Niedergang, Sistiren der Correspondenz, hartnäckiges Verstummen. Ich musste mir nach monatelanger Trölerei schliesslich dadurch helfen, dass ich, um das Haus zum Rede-Stehen zu zwingen, einen Wechsel im annähernden Betrage der Schuld auf das betrügerische Haus ziehen liess, der denn auch bezahlt wurde. Schlimmer ist es denjenigen meiner Nachbarn ergangen, welche sich durch glänzende erste Bezahlung zu weitern *shipments* an ein Haus des Südens verlocken liessen, dann aber, nachdem Stockung in den Geldsendungen eingetreten war, nicht einmal auf gerichtlichem Wege den Schwindler zu fassen im Stande waren. So lange es unthunlich ist, mit den Frucht-Consumenten selber in Handelsverbindung zu treten, ist man auf den Vertrauensweg der Vermittlung durch *Commission Merchants* angewiesen. Bald ist man übrigens durch Erfahrung soweit gelangt, dass man seine respektablen Häuser herausgefunden hat, mit welchen man gern Jahr für Jahr in Verkehr tritt. Begehrt man mit einem unbekannten Haus Verbindungen anzuknüpfen, so wird man gut thun, vorerst von Geldinstituten, oder besser noch bei einer *Mercantile Agency* der betreffenden Stadt Referenzen zu erbitten.

Die meiste Sorgfalt beim Pflücken und Packen sowohl, wie bei der Wahl des Commissionshauses und beim Ergreifen des richtigen Momentes für den Versand verwenden wir auf den namenreichsten Apfel *Ben Davis, New York Pippin* oder *Baltimore Red*.

Derselbe hat, wenn man's sagen darf, nicht viel Saft und nicht viel Kraft, von Aroma kaum eine blasse, an Quitten er-

innernde Spur. Gleichwohl gilt er allgemein als der Favourite unter den amerikanischen Aepfeln, so, dass wohl keiner so sicher, wie er Jahr für Jahr gute Preise erzielt. Diese bevorzugte Stellung verdankt er seiner Gestalt und Färbung, worin er dem Ideal eines Apfels nahe steht. Gross, ohne monströs, rundlich, ohne plump, nach oben verjüngt, ohne spitz zu sein, wölbt sich seine ganze Oberfläche allüberall in so weichen, nirgends von ihrer innern Gesetzmässigkeit abweichenden Curven, dass der Blick nie müde wird, auf diesem Naturgebilde von unvergleichlicher Plastik zu ruhen, und nie müde die Hand, sich spielend um diese kühle, glatte Form zu legen. Seine Färbung bietet das Beispiel einer ungemein harmonischen Polychromie. Man kann es nicht schildern, man muss es sehen, wie dieses gleichmässig tiefe Braunroth des Stielgrundes über die schöne Wölbung hinauf sich lösend in dunkle Bänder und hellaufleuchtende Flammen allmälig in das zarte Gelb des obern Randes zerfliesst. Und wenn damit noch nicht genug gethan wäre, den Anblick dieser Aepfel reizend zu machen, so ist kaum Einer unter denselben, der nicht sein Wärzchen, sein Grübchen, sein Schönheitspflästerchen hätte.

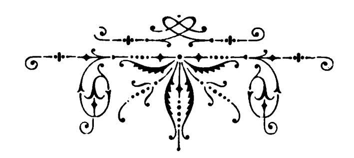
Der Oktober führt die Fruchtarbeit ihrem Ende entgegen und bringt nicht Ruhe, aber eine ersehnte Abwechslung in die mühe- und sorgenreiche gänzliche Hingabe an die Obsternte.

Noch einmal im alten Jahr wird angespannt und der Wagen beladen mit den seltener und kostspielig gewordenen zurückgelegten Früchten. Das ist vor Weihnachten, wenn Jedermann nach seinem *Christmas-apple* verlangt. Christmas ohne Aepfel wäre hierzulande, was drüben Weihnacht ohne Tannenbaum. Den Tannenbaum mit all seiner entzückenden Weihnachtspoesie, sie kennen ihn in diesem Lande nicht, wo Deutsche nicht hinkamen. Dem Amerikaner dient die schöne, süsse Frucht zum Symbol der Weihnachtsfreude. Kein *store,* kein noch so kleines Kramlädchen darf in diesen Tagen ohne Aepfel sein; und Mancher bezahlt jetzt ohne Beschwerde seinen Dollar für denselben Korb voll, den er wenige Wochen zuvor noch leicht um die Hälfte dieses Preises hätte erhandeln können.

Mein lieber Freund, ich habe meine vier Farmerbriefe mit dem Bekenntniss zu schliessen, dass ich nicht gehalten, was ich Ihnen versprach. Mir ging's, wie manchem Verleger, der kaum in zwanzig Hefte bringt, was er meinte in zehn seinen Abon-

nenten sagen zu können. Ich versprach Ihnen am Schluss des ersten Briefes einen Gang durch Feld und Wald; und noch sind wir aus meiner Obstfarm nicht herausgekommen. Noch sehe ich vor mir den busch- und dornenreichen Pfad durch die Stockfarmen meiner Nachbarn, die schattigen Holzwege durch den sommerschwülen Wald.

Wollen Sie mir später noch einmal Gelegenheit und Ihre Hand geben, so denke ich Sie sicher und bereichert mit manch neuem Bilde hindurchzuführen.



II.

Eine Ausschau nach den Silberminen von Arizona.

Von Tr. Hagenbuch aus Aarau.

Nicht um eine Reise zu thun und nachher was erzählen zu können, auch nicht im Dienst der Wissenschaft habe ich meinen wandernden Fuss nach dem Schlangen- und Indianergefährlichen Arizona gerichtet, sondern, amerikanisch gesprochen, um einen *Prospectingstrip* zu machen.

„*Prospectingstrip?*“ Das ist so ungefähr, wie wenn man drüben in der lieben alten Heimat, unzufrieden mit seinem Loos, den Blick nach Westen richtet und mit geschnürtem Bündel in der „neuen Welt“ ein Land sucht, wo Milch und Honig reichlicher fliessen. Gerade so geht's hier in den östlichen und mittleren Staaten Amerikas, wo's nicht mehr ist wie weiland ehedem, wo man die Preise gesunken und das Land entwerthet findet. Da hört und liest man viel von einem gelobten Land im fernen Westen. Man geht hin, Ausschau nach dem ersehnten Glück zu halten, man „prospektet“.

Einer der Unzufriedenen war auch ich. Hof und Heim im Kentuckierlande habe ich verlassen und habe nach dem Westen, dem „*very far West*“ prospektet. Nun bin ich wieder zu meinen Kornfeldern und Apfelbäumen zurückgekehrt und habe nichts mitgebracht als ein Notizbuch voller Bleistiftzeichnungen und kleiner Erlebnisse.

Durch Arkansas und Texas.

Am 3. Februar 1887 schied ich, und habe dabei erlebt, was Mancher schon erfuhr: Der Thermometer des Reisemuthes sank in der elften Stunde auf Null herab. Wie ich den letzten Blick auf mein braunverstecktes Häuschen warf und auf alles, was mir lieb ist drin und dran, da, glaube ich heute noch, ist mir etwas Schmerzlich-Menschliches begegnet. Und ich hatte

wahrhaft stundenlang nicht viel Auge für Land und Leute um mich her. So war es ganz gleichgültig, dass die Nacht hereinbrach und ich im Dunkel hinunter nach Memphis fahren musste.

Es ist doch immer ein geheimnissvoll majestätischer Anblick, den so ein „Vater der Ströme", wie dieser Mississippi gewährt, über welchen in sonniger Morgenfrühe ein riesiges Trajektschiff uns mit sammt unsrem langen Eisenbahnzug hinübersetzte. In schnurgerader Richtung, wie auf festem Geleise, fährt's über den Strom, unbekümmert um den gewaltigen Seitendruck der unaufhaltsam fortrollenden Fluthen, unbekümmert um die kleinen beweglichen Inseln verwetterter Holzstämme und zerzauster Stauden, welche so gut wie das schmutzige Gelb des Wassers zum Bilde dieses Stromes gehören. Am rechten Ufer desselben nimmt Arkansas den Zug auf, man kann nicht sagen sanft, denn endlos lange Stunden weit besteht der Unterbau der Eisenbahn, wie derjenige der wenigen Stationen und sehr spärlichen Farmhäuser aus einem Holzrost, bei dessen Erstellung mehr die Rücksicht auf Billigkeit als die auf Bequemlichkeit scheint obgewaltet zu haben. Sich während der Fahrt nur einige Schritte weit im *car* aufrecht zu erhalten, erfordert die ganze Gespreiztheit mittelalterlicher Landsknechte. Wir gleiten mit mässiger Schnelligkeit durch das Ueberschwemmungsland des Mississippi. Kleine Lichtungen mit Baumwollpflanzungen abgerechnet, ist hier in breitem Gürtel noch alles jungfräulicher Wald; ein Wald von ergreifend stimmungsvoller Art. Schwarze, tiefstille, rohrgrasumsäumte Wasserlachen verlieren sich hinein ins geheimnissvolle Waldesdunkel. Sie sind das feuchte Grab gefallener Riesen, welche hier das Alter, dort walddurchbrausendes Feuer gefällt haben. In wirrem Durcheinander liegen dieselben lange ausgestreckt, die Einen halbverfault, die Andern halb verkohlt. Gebüsch und Schlingpflanzen bemühen sich, das Bild des Moders zu verhüllen. Es gelingt ihnen aber kaum, einen losen Schleier darüber zu weben; überall schimmert das schwarze Nass kalt metallisch durch. Auf tiefern Tümpeln wiegt sich hin und wieder neben grossen, seerosenartigen Tellerblättern und goldgelben Wasserranunkeln ein zerfallendes Boot. Gern erhebt man den Blick zum hohen, jetzt noch lichten Zweigdach, von welchem sonnigwarmer Lebensodem versöhnend niederweht. Lieblicher sieht der Wald dieser Tiefländer in der Nähe menschlicher Nieder-

lassungen aus. Da erblickt man nicht selten neben weidendem Vieh, welches eifrig nach schönen grünen Grasbüscheln in die Lachen watet, lustig spielende Farmerskinder. Hier schon, dann noch mehr durch Texas bereitet das Vieh den Lokomotivführern vielen Verdruss. Dasselbe liebt besonders des Abends nach gethaner Fressarbeit, auf dem Culturboden der Bahnkörper der Repetition des Eingenommenen obzuliegen. Da aber die Eisenbahncompagnien für jedes getödtete oder beschädigte Thier Ersatz zu leisten haben, so muss mit dieser Art Wegelagerer geziemend rücksichtsvoll verhandelt werden. Gewöhnlich genügt eine Reihe schnell aufeinander folgender Pfiffe, dieselben zum Aufgeben ihrer Position zu bewegen. Manchmal aber muss der Gescheidtere, die Lokomotive nachgeben, anhalten und die Bedienungsmannschaft des Zuges aussenden, damit dieselbe mit Knittelsprache zu Stande bringe, was sie mit ihrem schrillen *go ahead* (hinweg!) nicht vollenden konnte.

Kurz vor Ankunft in Little Rock, einer lieblich über hohen grünen Ufern des Arkansas river gelegenen Stadt, sagte mir ein Blick auf die *time tables* (Fahrtenpläne), dass ich daselbst nach wenigen Minuten Anschluss an die Texas- und Pacific-Eisenbahn finden werde. Ja, ich fand Anschluss Nachts zwölf Uhr nach achtstündiger Wartezeit. Ein Landsmann, der meinen noch verbliebenen Rest europäischer Ungeduld beobachtete, meinte lakonisch: „Auf den Westbahnen dürfen Sie nicht pressiren.“ Ich konnte diesen Rath in der Folgezeit wohl brauchen, wo ich nebenbei erfuhr, wie gleichmüthig der Amerikaner selbst unbescheidene Abweichungen von den gedruckten *time tables* hinnimmt. Wo man in der alten Welt aus der Haut fahren zu müssen glaubt, bleibt er gelassen darin stecken. Little Rock behalte ich trotz alldem in angenehmer Erinnerung um seines köstlichen, zu fünf Cents per Glas ausgeschenkten Bieres willen; zu fünf Cents zum letzten Mal auf meiner westlichen Fahrt. Nachher kamen die Gläser zu zehn bis zu zwölf und einen halben cents, d. h. auf schweizerdeutsch zu sechs Batzen.

Das Tiefland von Arkansas verlassend, fährt man ein ins Eldorado der Sägemüller. Hier in reichen Pinien- und Eichenwäldern bildet der Handel mit Bau- und Brennholz die Existenzgrundlage einer langen Reihe von Waldstädten längs der Bahnlinie. Die Sägemühlen dringen überall vor und überlassen

es einem nachfolgenden Geschlecht, die planlose Verwüstung der Wälder zu beklagen. In der Nähe von Fort Worth in Texas nimmt man für lange Abschied von den sorgfältig bebauten und eingefenzten Feldern und in Cisco von den letzten Hügeln, von den letzten dunkelgrünen Cedern und spriessenden Eichen.

Die Prärie weitet vor dem staunenden Blick ihre unabsehbaren Flächen. Beim Versuch, mit wenigen Worten ein Bild dieser Prärie zu entwerfen, fiel mir ein, dass man von gewissen menschlichen Köpfen sagt, es sei kaum möglich, dieselben in Farbe und Linien getreu wiederzugeben. Es will sich nicht erfassen und, losgelöst vom Zufälligen, Unwesentlichen, darstellen lassen, was diesem grossen und wichtigen Theil amerikanischer Erde den ihm allein eigenthümlichen Charakter verleiht. Eine endlos ins Weite sich verlierende Fläche, und doch wieder nicht endlos; denn bald da, bald dort in der Ferne entdeckt das suchende Auge eine hier wall-, dort terassenförmige Bodenerhebung, welche freilich ebenso schnell wieder entschwindet, wie sie aufgetaucht ist, dass man von neuem nach einem Ruhepunkt ins Weite suchen muss. Eine ebene Fläche, und doch wieder nicht eben; da gleitet ja ein Stück vorüber, welches aussieht, wie eine in leichtem Wellengang erstarrte See. Dort windet sich ein trockenes Bachbett zwischen Mesquitgesträuch dahin, wie in Angst vergebens nach Fall suchend. Hier hat die Eisenbahn sogar einem kleinen Hügel aus dem Wege zu gehen. Eine farblose Fläche, — ist sie braun, grau, gelb? — und doch wieder nicht farblos. Das frischaufgebrochene Stück dort, wie prächtig vielverheissend braunschwarz ist es doch; und das reiche Grasland in der Nähe, das ist ja schön silbergrau, und weiss, wie gebleichtes Linnen ist jene Sandebene. Eine baumlose, pflanzenarme Fläche; aber diese Wäldchen von Mesquitbäumen, welche, aus der Ferne betrachtet, Pfirsichgärten gleichen, und dieser Reichthum an saftschwerem *sobweed,* spanish *bayonet* (yucca), und diese Fülle an nahrhaften Gräsern, welche selbst sonnenverbrannt und verdorrt das Vieh noch marktfett machen! Das ist die Prärie. Einsame Radgeleise durchfurchen die Ebene; man sieht nicht, woher sie kommen, nicht, wohin sie führen. Ein Schwarm kleiner Vögel fliegt drüber hin. Graue Erdeichhörnchen *(gopher)* huschen in ihre Erdlöcher. Eine Antilope,

die hinterste einer flüchtigen Herde, erhascht noch schnell der schweifende Blick. Viel seltener, als man erwarten könnte, kreuzt man den Weideplatz grosser Viehherden. Bänglich stellt man sich jedesmal die Frage: Wo löschen diese armen Thiere ihren Durst? Warum diese vielen gebleichten Ueberreste gefallenen Vieh's? Hier geben weder Himmel noch Erde ihre Wasser gutwillig heraus. Wo Menschen wohnen, müssen Dampfmaschinen oder Windmühlen das unentbehrliche Wasser aus der Tiefe schöpfen. Es ist kein erhebender, die Seele erfrischender Eindruck, den eine Reise durch die Prärien von Texas, New Mexico und Arizona hinterlässt, und seine Sommerfrische suche daselbst Niemand. Müde werden Auge und Herz da drin, und heimwärts wandern die Gedanken dem kleinen Thälchen zu, wo armsdick die Quelle *(spring)*, ein unversiegliches Labsal für Menschen und Vieh, mit freier Lust dem Boden entquillt. Zur Vervollständigung dieses Wüstenbildes gehören ein paar flüchtige Striche über Prärie-Stationen- und Städte: Ungeheure Kohlenlager und Wasserreservoirs ermöglichen den Bahnbetrieb. Genügsame Chinesen besorgen in dieser menschenarmen Gegend die nöthigen Bahnarbeiten. Fest und gegen die sengende Sommerhitze durch Doppeldach geschützt sind die Stationshäuser erbaut. Es sieht beinahe wie eine Unmöglichkeit aus, wenn nach stundenlanger Fahrt durch die Prärie die Thürme und hochaufragenden, farbengrellen Façadenwände einer Wüstenstadt wie Abilene, wie Colorado, auftauchen. Kaum hält der Zug, so beginnt ein sinnverwirrender Lärm. Vor den *dining-rooms, lunch-rooms, saloons* schlagen die Einen wie besessen das *gong*, eine Blechscheibe, während Andere an riesigen Triangeln sich athemlos tingeln; alles bloss, um hungrige Opfer anzuziehen. Das sind Städte mit allen wünschenswerthen Gelegenheiten, mit breiten Gassen und stattlichen Backsteinhäusern, Kleiderpalästen, Viehbörsen, *stores* und *saloons* jeglicher Art.

Nach Verfluss von zwanzig Minuten geht's wieder hinaus in eine wahre Wüste, wo man bei allem noch so lobenswerth raschen Fahren doch lange, lange Zeit vergeblich darauf harrt, dass der Himmel einmal aufhöre, am fernen Horizont auf der nackten, flachen Erde aufzuliegen, und dass der widrig graue Sand einmal wieder einem bessern Erdenstoff Platz mache. Es überrascht wohl einen Augenblick, was für zierliche Reps-

muster der langsam über die Hügel herunterzitternde Sand zurücklässt, und entzücken mag den Botaniker die daselbst wuchernde Fülle an *sobweed.* Ich aber sah mit heller Freude am Abend des zweiten Tages meiner Fahrt durch Texas in der Ferne blaue Berge und ein neues Land auftauchen. Wir nahen uns der halb mexikanischen halb texanischen Stadt *El Paso.* Baumwollen- und Maisfelder, weidende Pferde und Schafherden in üppigem Präriegras, Pflanzgärten und Wiesen, sorgsam mittelst Gräben und kleinen Wällen aus dem vorbeifliessenden Rio Grande del Norte bewässert, bringen für Auge und Herz nach langer Darbezeit erfrischende Lust und Weide. Ein belebtes Bild bietet die Stadt mit ihren palastähnlichen, thurmüberragten Hotels und mit ihrem schönen kuppelgekrönten Rathhaus. Auf dem Bahnhof flaniren Mexikaner in spitzgiebligen, radgrossen, silber- und goldumschnürten Strohhüten vor braunen Damen in goldgestickten Miedern und schwarzen Mantillen. Schwarze, weisse, gelbe, braune Portiers stehen am Eingang in Reih und Glied vor ihren Wagen und suchen einander im Herschreien ihrer Gasthofnamen zu überbieten, während sie gleichzeitig mit beinahe unmöglicher Verbindlichkeit den Reisenden zulächeln und winken. Zu meinen Wagengenossen aus Texas strömt jetzt eine Schaar Mexikaner der untern Schichten, um Arbeit an der Bahnlinie zu suchen. Sie sind beladen mit Säcken und Bündeln, mit Schiff und Geschirr. Die lebhaften, braungelben Kerle sind selten über mittelgross, dagegen fast ausnahmslos zur Wohlbeleibtheit geneigt, kugelige Burschen unter weitrandigen, hellgrauen, ächt spanisch mit Schnüren, Knöpfen und Quasten verzierten Filzhüten. Ihre Hüften umschlingt ein buntes zusammengerolltes Wolltuch. Schwarzhaarig, schwarzäugig, lebhafte Plauderer, wie sie sind, mahnen sie Einen fortwährend an ihre italischen Brüder. Da und dort deutet der böse Blick der kleinen, stechenden Augen, sowie der dünnlippige, zusammengepresste Mund auf Vermischung mit Indianerblut.

Es ist kein freundliches Bild, das die westliche Umgebung der Stadt dem Wegziehenden bietet. Auf äusserst steinigem und sterilem Hügelland weiden magere Ziegen mit langen Hörnern das spärliche Buschwerk ab.

Wir durchfahren, es ist am sonnigen Vormittag des siebenten Februar, die südwestliche Ecke von New Mexico, in

welcher sich die Stationsstadt Deming bemerklich macht durch ungewöhnlich zahlreiche Windmühlen zum Wasserschöpfen aus dem sechzig Fuss tief unterirdisch hinziehenden Strom. Ueber die unfruchtbare, wüste Nähe eilt der Blick nach der mexikanischen Sierra Madre zur Linken und den rechter Hand aufsteigenden neumexikanischen Bergen. Warum müsst ihr schönen, blauen Höhen mir die alten, lieben Formen eines Rigi, eines Uetliberges in so täuschender Aehnlichkeit vor die Seele halten! Das thut kaum gut für Einen, welcher den harten Weg des Prospektens geht. Weite Strecken eines weissgrauen Sandbodens, auf welchem rein nichts zu erblicken ist, als der schwarze Schatten der Telegraphenstangen, wechseln ab mit stundenweiter, grasbekleideter Prärie. Bisweilen unterbrechen Sandhügel, felsige Ausläufer der fernen Gebirge, auch zusammenhanglos in die Ebene gesetzte Berge die Gleichförmigkeit. Präriegras, das ausschaut wie die Haarbüschel auf grauem, struppigem Haupt, ruft zahlreiche Pferde- und Viehherden zur Weide. Hie und da belebt ein grüner Ocotillo-Strauch das Bild mit leuchtend rothen Blüthen, welche wie purpurne Vögel auf den Spitzen der langen, schlanken Aeste sich wiegen. Auf hohen Wurzelstöcken breiten zahllose *Yucca* ihre bajonnetartigen Blätter im Strahlenkranze aus. Um nichts möchte man nach der ermüdenden Unbegrenztheit des Horizonts auf der texanischen Prärie die Linien schön geformter Berge missen, welche durch New Mexico und Süd-Arizona das Wüstenland ringsum einrahmen und abschliessen.

In der Desert Arizona's.

Aus dem Lande der Yucca, wie Texas genannt wurde, gleiten wir in sommerwarmer Mittagsstunde hinüber ins Land der Cactus, nach Arizona. Doch ist hier um Benson und Tucson erst der Vorhof zu dem sonderbar grotesken Cactustempel, den die Desert bringt. In der Abenddämmerung des fünften Reisetages tauchte in Arizona's grosser Desert Casa Grande auf, die Aussteigestation für die Pilger nach Silver King. Zu Gruppen zusammengestellte Erzstücke, sowie Farotische in den saloons bekunden die Nähe schatzhaltiger Minen. Was den schönen, vielversprechenden Namen von Casa Grande betrifft, so zehrt es ohne eigenes Verdienst an der Vergangenheit. Ein „grosses Haus“ hat Casa Grande nicht, sondern, wie all diese

Wüstenstädte bloss aufgefixte Marktbuden, dagegen in der Nähe eine altberühmte Ruine aus Azteken-Zeit. Die Verbindung durch die Wüste mit dem dreiundsechzig Meilen entfernten Minenort Silver King vermittelt eine *„stage“*, ein offener, mit weisser Blache überspannter Stellwagen. Wollte ich mit nicht ganz übel klingender Phrase die Wahrheit verschleiern, so würde ich sagen: Um mich der Betrachtung der Desert in all ihren interessanten Einzelheiten gehörig widmen zu können, zog ich der zu rasch hinfliegenden Post die Fahrt mit einem langsamen Frachtzuge vor. Bewahre! Heftiger nach Erreichung seines Zieles sich sehnen, kann man nicht, als ich es that. Aber die circa fünfzig Franken Posttaxen lagen mir ein Bisschen quer. Und so suchte ich denn noch in der Nacht nach einem *teamster*, auf deutsch Fuhrmann. Auf Morgens acht Uhr setzte mein Mann die Abreise fest. Von dem „sanften Fühlen“ einer ersten, in regulärem Federbette zugebrachten Nacht nach langer Eisenbahnfolter schweige ich; reden aber will ich jetzt ein wenig von meinem Mann und dessen *team* durch die Wüste. Vier felsenfest miteinander verkoppelte Wagen stehen vor dem Gasthaus im Wüstensand zur Abfahrt bereit. Einen Masstab für die Mächtigkeit derselben mag die Thatsache geben, dass die Radreifbreite vier Zoll beträgt und die Hinterräder mehr als mannshoch sind. Die Radnaben gleichen in der Grösse halbsäumigen Fässchen. Die Ladung besteht aus vierhundert Zentnern Salz. Von der Deichsel des Frontwagens ausgestreckt über die Mitte des Wagens hin liegt eine fünfzig Schritte lange Kette mit den nöthigen Waagen und *singletrees* zum Anspannen der Zugthiere. Ich zähle vierundzwanzig Maulthiere. Mein teamster, ein wettergebräunter, starker, harter Mann mit brandschwarzem Schnauzbart von wahrhaft ungarischen Dimensionen tritt mit seinem Gehilfen an. Den Zug in Bewegung zu bringen erfordert viel Geduld und Kunst. Es muss der kurze Moment erfasst werden, wo die angefeuerten Thiere einmal gleichzeitig an der Kette reissen. Dann Klatsch! und er bewegt sich; aber wie langsam und mit wie viel hundert Halt zum Verschnaufen! Sieben bis acht Tage lang hat der Zug zu schleichen, bis er sein Ziel erreicht. Ich bin hoch oben auf eine Strohballe gelagert, während der Fuhrmann in blauer Hose und blossem Hemd, die bleibeschwerte, elastische Lederpeitsche über den Hals nebenher trottet. Ausser

dem gewöhnlichen, unzähligemal gerufenen, unsrem altgemüthlichen Hüo! entsprechenden „*turn him out*“, (dreht ihn heraus, den Wagen), steht meinem *teamster* ein reichhaltiges Repertoir an Aufstachelungsmitteln und Antreibungsrufen zu Gebote. Ein amerikanisches Idiotikon müsste dieselben höchst originell nennen, während ein anständiger Reisebericht nur verrathen darf, dass darin viel die Rede ist vom Teufel und von Hundesöhnen. Mir wurde nicht klar, warum man nicht lieber ein paar Zentner weniger aufladet, statt die abgehetzten Thiere mit Peitschen und, wenn's schlimm steht, mit Schaufeln auf's unvernünftigste zu bearbeiten und die Zeit zu vergeuden mit Wegschaufeln der Erde vor den anstehenden Rädern, mit momentanem Loskoppeln und späterem Nachschleppen des hintersten Wagens, mit mühseligem Hin- und Herbewegen der Vorderräder und mit andern, wahrhaft raffinirt schlau ersonnenen Kunstgriffen, den stockenden Zug in Bewegung zu setzen. Von Zeit zu Zeit löse ich den Gehilfen ab, der ein schwer verwundetes Pferd langsam durch den Sand führt. Ich weiss kaum, wie ich mir vorkomme, jedenfalls aber in einer absonderlichen Lage und Welt, wie nie in meinem Leben. Schön, zum Erstaunen schön ist dieser Morgen in der Wüste. Tiefblauer, wolkenloser Himmel wölbt sich über uns. In Gestalt und Linie wechselvolle Berge umgeben im Kranze das Sandmeer. Und so warm ist es, dass man ohne Rock sich wohl fühlt. Die Entfernungen über die meerweite Desert vermag man nicht richtig zu bemessen. Man möchte meinen, nach kurzem Marsche schon das Ende, den Bergkranz erreichen zu können, wenn nicht dessen helles, nebelgraues Blau eine Ferne von dreissig und mehr Meilen andeuten würde. Bisweilen streicht ein wie kühle Alpenluft erfrischender Hauch über die Ebene hin. Sehr verschieden ist die Bodenart dieser *Desert*. Jetzt gleitet der Blick über dürren, rothgrauen, vollständig vegetationslosen Sand, und jetzt lassen Einem weite Strecken braunschwarzer Erde den Mangel an Wasser lebhaft bedauern. An solchen Stellen erreichen die genügsamen Mesquitgehölze, der *Paloverde*-Baum, die *Sedgebrushes,* die *Catclaws* eine ausserordentliche Mächtigkeit. Was aber aus dem Staunen nicht herauskommen lässt, das sind die zahlreichen Cactusarten. Wohler scheinen sich dieselben nirgends in der Welt zu fühlen, als in dieser regenarmen, sonnendurchglühten Verlassen-

heit. Ich stund lange vor einer *Saguarro* (cereus giganteus) von vierzig Fuss Höhe. Eine cannelirte Säule von einer Dicke, welche ich bei weitem nicht umarmen konnte, steigt senkrecht in die Höhe, unterwegs fünfzehn Aeste in kurzen Ellbogen gen Himmel sendend, von denen einige die Mächtigkeit von Eichbaumästen erreichen. Eine andere, Cholla genannte Art gleicht in ihrem Stamm einer dürren Bergföhre, von deren Astspitzen ganze Bündel stachelbewaffneter, weissgrüner Zweigtroddeln niederhängen. Die abgestandenen, rindenlosen Aeste sind wie ein luftiges Armstösschen zierlich durchbrochen. An Blättercactus (*opuntia vulgaris)* fand ich oft einen Blattdurchmesser von zehn bis zwölf Zoll. Mögen diese Cactus heissen, wie sie wollen, immer sind sie mit erschreckenden Waffen ausgerüstet, mit Stacheln, welche nach meiner eigenen schmerzhaften Erfahrung das beste Stiefelrohr durchdringen, mit Widerhaken, welche immer ärger ins Fleisch dringen, je mehr man sie zu entfernen sich bemüht. Das Sprichwort heisst dortzulande nicht „in die Nesseln", sondern „in die *Cholla* fallen".

Ich kehre von der botanischen Exkursion zu meinem *team* zurück. Dämmerung kündiget sich an durch den rothgoldenen Saum über den westlichen Bergen. Der *campingplace* für die erste Nacht ist erreicht, nachdem schon geraume Zeit der ermüdete Fuhrmann die matten Thiere ohne Einrede hatte dahinschleichen lassen, wie sie mochten. Nun erwacht Leben. Rasch werden die Esel ausgespannt, im Kranz um die Wagenburg angebunden und so reichlich mit Gerste und Alfaheu versehen, dass auch der Fresslustigste bis zum Morgengrauen vollauf zu thun findet. Dazwischen wird ihnen aus den mitgeführten Wasserfässern zu Trinken gereicht. Unterdessen ist es meine Obliegenheit, dürres Gebüsch zu finden und das Supper zu kochen. Was eine Wüstenmahlzeit in Arizona's Desert leistet, das ist wahrlich mehr als eine Hand voll Datteln und ein Schluck sandigen Wassers. Zum Kaffee spendet die allzeit sorglich mitgeschleppte Speisekiste ausgezeichnete condensirte Milch, zum gebratenen Speck Boston-beens von so vortrefflicher Qualität, dass dieselben die Lieblingsspeise aller Fuhrleute ausmachen, und zum Brod Butter und Käse. Es fehlt weder an feinen *Mexico-pickles,* noch an frischen Austern. Den Beschluss macht eine Kanne goldgelber Pfirsiche, riesengrosser Erdbeeren oder feinduftender Himbeeren. Man würde

diese bei aller äusserlichen Rauhheit und angewöhnter Grobheit doch gutgelaunten und treuherzigen Menschen nicht wenig vor den Kopf stossen, wollte man bescheiden von den eigenen Vorräthen zehren und nicht tapfer mit ihnen zugreifen.

Eine Helle wie von unzähligen elektrischen Flammen giesst der aufgegangene Vollmond über die sandige Oede. Rasch wird des *teamster's* Feldbett aufgeschlagen. Sein Genosse begnügt sich mit ein paar auf die blosse Erde gebreiteter Wolldecken; und während die letzten Reiser in leisem Knistern verglühen, suche ich oben auf harten Salzsäcken unter meiner Decke den Schlaf zu finden. Eine leidige Erkältung trieb mich um die Hahnschreistunde zur Erwärmung meiner halberstarrten Glieder zum Feuerplatz. Nie habe ich den Zauber eines Frühstückkaffees so empfunden, wie an diesem, in lichtem Morgenduft erwachenden 9. Februar. Um Mittagszeit erreichten wir die einzige Wasserstation zwischen Casa Grande und Florenze. Mein *teamster* musste gestehen, dass wir viel langsamer vorwärts kämen, als er erwartet, und dass wir wahrscheinlich erst nach Verfluss einer Woche Silver King erreichen würden. Das war mir denn doch nun, da ich den Reiz des Wüstenpilgerns genossen, zu „dünn", wie die Miner sagen, und mit Rücksicht auf meine ungeheilte Erkältung entschloss ich mich, meinen guten *teamster* zu verlassen und den noch dreizehn Meilen langen Weg nach Florenze zu Fuss zu wagen. Ich hoffe aber, in meinem Leben niemals mehr so müde werden zu müssen, wie ich, sonst weder von Indianern, noch von wildem Gethier belästiget, Nachts durch die frühlingswarmen Gassen dem Florenzer Gasthaus zuhinkte. Was die blüthenduftende Nacht schon ahnen liess, bestätigte der Morgen, dass Florenze am Gila River im Schatten seiner grünenden *Cottonwood*-Bäume nicht unwürdig den an Arno's Ufer gemahnenden Namen trägt.

Wie's Einem gehen kann! Gestern hatte ich mich beinahe verschworen, meine Füsse niemals mehr durch Arizona's brennenden Sand martern zu lassen. Wer aber des Morgens keinerlei Fahrgelegenheit vorwärts fand und sich genöthiget sah, auf's Neue in das wasserlose Elend hinauszupilgern, das war ich, nachdem ich vernommen, dass ich nach Ueberwindung einiger Meilen einen rascher fahrenden *teamster* und Wasser einholen werde. Vierzehn Meilen sind einige Meilen; ich aber

empfand sie als eine fast zu Tode ermattende Strapaze, und wenn der endlich erreichte Fuhrmann besorgt wurde, nicht um sein Wasser, aber um seine Wasserkanne, die ich nimmer aus den Händen lassen wollte, so kann ich ihm das nicht verargen.

Pinal und Silver King.

Alles nimmt ein Ende; so auch mein Lauf nach Silver King oder vorläufig nach Pinal. Das war eine Lust, ein unsägliches, Seele und Leib erneuerndes Behagen, wie ich im Hause meines Freundes von dessen liebenswerther Gattin versorgt wurde mit allem, was den abgeschacherten Wüstenwanderer erquicken konnte. Pinal wie das östlich und höher gelegene Silver King sind Augenblicksstädte, welche vor zehn Jahren mit der Silbermine entstunden und seiner Zeit auch wieder mit derselben zerfallen werden. Ihre Lage hoch im Pinal-Gebirge hindert nicht, dass der Thermometer zur Zeit des Hochsommers oft 120° F. aufweist. Durch einen länglichen Thalkessel windet sich das breite, steinige, durch spärliche Cottonwood-Bäume markirte Bett der Queen Creek. Wie ein goldener Reif im Stein sich schliesst, so laufen schöne Hügel und Berge bald langgestreckt, bald in Pyramiden und Zacken zerschnitten im überragenden *Tortilla peak* zusammen. Zur Rechten des wasserarmen Baches sind etwa hundert Häuser und Hütten regellos auf den Plan zwischen dem Bach und einer sanft ansteigenden Hügelreihe hingesäet. Das ist Pinal. Dass die Baukunst sich hier keine bleibenden Denkmäler setzen will, zeigen jetzt schon die Ruinen manch eines Gebäudes. Die meisten dieser zerbrechlichen Gebilde bestehen nach mexikanischer Landessitte aus gewöhnlicher Sanderde, welche im ersten, besten Loch mit Wasser vermischt, in backsteingrosse Würfel geschnitten und an der Sonne getrocknet wird. Das sind die *Adobe*-Häuser. Noch geringer an Aussehen und Werth sind die Bretterhütten, und gar die *tents,* aus Canvass und über Latten und Stangen gebaute Zeltcabinen, welche sich unter die *Adobe*-Häuser mischen. Zu beiden Seiten der breiten, sandigen Hauptgasse laden *saloons* und *stores* jeglicher Art ein. Doch mehr als sie alle zog mich die Werkstatt eines Künstlers eigener Art an, der aus den filigranartig durchbrochenen Aesten der *cholla,* dem Faserwerk der abgestandenen *opuntia vul-*

garis, dem im Gebirge vorkommenden Mahagoni- und Eisenholz die ziervollsten Bilderrahmen, Tischchen, Schmuckkästchen, Stöcke herzustellen versteht. Links unten im Thal, wo der Dorfbach, tief in Felsen einschneidend, nach Westen hin einen Ausgang sucht, zieht die Erzmühle mit ihren rauchenden Kaminen des Tages und zur Nachtzeit mit elektrischem Lichterglanz die Aufmerksamkeit auf sich. Aus Wassermangel in Silver King, dem Minenort, musste die Mühle nach Pinal verlegt werden. Gewaltige Pochwerke zerstampfen das Tag für Tag herunter geführte Erz und leiten dasselbe auf die *tables,* auf welchen unter Zufuhr von Wasser der Hauptgehalt an edlen Metallen ausgeschieden wird. Die endgültige Reduzirung findet erst in St. Francisco statt, wohin das concentrirte Erz in Säcken verführt wird. Der kleinere Theil des Silbergehaltes wird in der Mühle selber durch Amalgamation mit Quecksilber ausgesondert. Die Lohnverhältnisse daselbst sind sehr günstige. Für achtstündige Arbeit wird drei bis fünf Dollars bezahlt, wesswegen es schwer hält, bei der beschränkten Zahl von nöthigen Arbeitern eine Stelle zu gewinnen.

Leichter geht das bei der harten und ungleich gefährlicheren Arbeit in der Mine zu *Silver King*, wohin wir jetzt wandern wollen. Wir besteigen einen der schönen Berge in Stoneman's Grade, welcher die hohe Wasserscheide zwischen dem Pinal- und Globe-Gebiet bildet. Berglöwen und Wildkatzen sind selten geworden, die Klapperschlangen, Taranteln und Hundertfüssler liegen noch im Winterschlaf; es ist nicht gefährlich. Nachdem wir uns satt geschaut an den weit aus Arizona's Norden herab und aus Californien's Ferne herüberleuchtenden Bergen, nehmen wir uns ein Bild von Silver King. Es ist eingebettet in einen westwärts geneigten Bergkessel, aus welchem mit Mühe einerseits der Weg, anderseits der Wildbach ihren Ausgang abwärts finden. Ein wüstes, felsiges, da und dort von blattarmem Gestrüpp umbordetes Bachbett windet sich durchs Thal. Wasser führt es nur nach Regen; dann aber zuweilen in zerstörender Menge. Mitten im Kessel stehen auf einer kleinen Terrasse die Minengebäude, das balkenreiche Hebewerk mit seinen zwei Eisenkabeln. Um dasselbe reihen sich der Maschinenraum mit zwei Dampfkesseln, zwei ungeheuren Kabelrollen und einer Luftpumpe, ferner die Zimmermanns-, Schmiede-, Drechsler- und Schlosserwerkstatt, das Change-

Haus und ein paar kleinere Gebäude. Ein wenig abseits steht das hübsch aus Holz errichtete, mit umlaufender, luftiger Gallerie versehene Verwaltungsgebäude. Von der Mine führt ein eisernes Rollwagengeleise über eine lange, aus Holz construirte Brücke zum Erzhaus, welches von festgefügtem Balkenwerk thurmhoch aufsteigt und unten in einen Holztrichter ausläuft. In diesem Gebäude wird das Erz zerkleinert und durch den Trichter in die darunter hinfahrenden Erzwagen geleitet. Thalaufwärts hinter der Mine macht sich durch zigeunerlagerartiges Aussehen eine kleine Niederlassung von Mexikanern bemerklich, welche durch Zuführen des spärlichen Holzes aus dem Gebirge reichlichen Verdienst finden. Das eigentliche *town* liegt von der Mine an thalabwärts. Wir zählen gegen hundert Stein-, Adobe- und Holzgebäude, von welchen die kleinere Hälfte eine Gasse bildet mit *hotels, saloons, stores,* einer Schusterei, einem ummauerten Hof für Pferde und Maulthiere einer chinesischen Waschanstalt und einer ebenfalls von Chinesen betriebenen Bäckerei. Nach diesem kurzen orientirenden Ausfluge geht's

Zur Tempershift.

Warten, hässliches Wort, wer hat dich erfunden? „Mr. B., ich wünsche Arbeit in der Silbermine.“ „„Es ist gegenwärtig nichts.““ „Ich habe viel Geld geopfert, hieherzukommen.“ „„Bedaure. Sie müssen warten.““ Wie warten und wo warten, das lernt man bald von seinen ältern Partnern, auf Deutsch Leidensgefährten, welche bereits Wochen, gar Monate lang den schweren Bündel des Wartens durch Silver Kings Gassen getragen haben. Sie weihen Einen ein in die Mysterien und die Terminologie dieses Vorhofs zum Heiligthum des Erdinnern. Der Galgenhumor hat auch an diesen Zustand irdischer Mangelhaftigkeit angesetzt und seinen schlechten Witz gleich in der Benennung desselben losgelassen. Timbershift heisst er ihn: Gleich neben dem Eingang zum Schacht liegen in Haufen die zur Auszimmerung der Schächte und Gänge nöthigen Balken aus Landesfichten und *Oregonpines*, die *timbers*. Auf diesen Balken liegen sie, sitzen sie, kauern sie herum die *jobrunners*, Stellesucher, Holz schnitzelnd, schwatzend, lachend, die kleinen Tagesbegebenheiten bis auf den letzten Tropfen ihrer armseligen Wesenheit ausbeutend, die Einen einmal, die Meisten zweimal, Mehrere sogar drei- bis viermal des Tages und dann

jedesmal eine bis zwei Stunden lang, je nach dem Grade des Eifers, mit welchem sie *run for a job*. Das ist ein nichtsnutziges, auf die Länge unerträglich elendes Lungerleben. Und da kommt denn eben der Galgenhumor und stempelt diese Nichtsnutzerei auf den *timbers* mit Spott und Spass um in ein ernsthaftes Gewerbe gleich der lohnenden Schift der erwählten Bergleute und faselt von einer timbershift. Einen wichtigen Moment, einen Augenblick der Aufregung bringt dem Timberschiftler jedesmal das Erscheinen des ersten Vormanns oder Oberaufsehers auf der Bildfläche des Mineneingangs. In seiner Hand liegt das Anstellen. Wer eben noch geschnitzelt, steckt sein Messer ein und wirft den Span fort, als hätte ihn derselbe gebrannt. Der dort zerdrückt den losen Witz, den er eben auf der Zunge hatte, und manch ein eben abgebissenes Stück Kautabak wandert schleunigst wieder in die Westen- statt in die Maultasche. Will ich nicht das gegenseitige Augenstudium Verliebter zum Vergleiche herbeiziehen, so wage ich zu sagen, dass kaum eines andern Sterblichen Augenlichter so sehr, wie die grauen, klugernsten Gucker Mister B's zum Gegenstand eingehender Studien gemacht werden. Erfahrene Timberschiftler erkennen beim Herannahen des Mannes im rothen Wollhemd, gelben Wachsmantel und Bergmannshut schon aus einer ziemlichen Entfernung, ob für heute etwas zu hoffen sei oder nicht. Geht er an den Timbers vorüber, ohne auch nur einen Blick auf die lebendige Garnitur derselben zu werfen, dann, sollte man meinen, müsste das auch dem Dümmsten ein gewisses Zeichen sein, dass seiner zur Zeit nicht begehrt wird. Und doch, wir drei zusammen, der lange, gelbdürre Missurier und der breite Illinoiser, der seinen Namen nothdürftig in Buchstaben zu fassen vermochte, und ich, wir waren gewöhnlich noch dümmer als jene Dümmsten, indem wir nach Abzug des *gros de l'armée* uns noch einmal auf einen jener harzigen Balken niederliessen in der Erwartung, der Mann unsres Hoffens möchte sich vielleicht einmal anders besinnen und zurückkehren, um unsre „schwebende Pein“ zu endigen; er hat sich aber nie anders besonnen. Ich hatte mir in den vier Wochen meiner *timbershift* eine ziemliche Fertigkeit im Enträthseln des Blicks von Mister B. erworben; wenigstens hat mir die Art und Weise, wie er am Tage meiner Anstellung vom entfernten Trinkwasserstand über sein Trinkgeschirr hinweg nach mir

blinzelte, ein ganz ungebührliches Herzklopfen bereitet. Was für ein jubelvoller Augenblick das für die müde Seele eines *jobrunner's* ist, wenn endlich, endlich der Mann mit den grauen Augen vor ihm steht mit der kurzgemessenen Weisung: „Holen Sie Ihre Kleider und Ihren *candle-stick* (Kerzenhalter), Sie haben Arbeit", und wie man dazu gelangen kann, in wahren Bockssprüngen der Freude dem Befehle nachzukommen, das begreift nur der Verstand eines Timberschiftlers. Nun hat das Geläuf ein Ende; nun issest du nicht mehr bloss auf unsichern Credit hin deines Hotelhalters *steaks* und *pies*, nun kannst du nach Hause schreiben: Das Sauerkraut des Wartens ist überwunden; ich habe eine Anstellung und drei und einen halben Dollars per Tag.

In der Silbermine.

Seitdem die Bergmännchen und schatzhütenden Zwerge ausgestorben sind, hat es auch in Silver King's Silberschatzkammer aufgehört, hübsch auszusehen, und von all der verwunschenen und verschwundenen Pracht ist nichts geblieben als da und dort, eingebettet in grauem Porphyrgestein, einem Schmuckkästchen gleich das zierlichste Gewebe von Fäden und Schnüren aus gediegenem Silber. Bevor wir jedoch einen Blick werfen auf das Treiben der Schatzgräber dort unten, wird es angemessen sein, die Fahrgelegenheit in die Tiefe darzustellen. Ein durch Balken und Bretter getheilter Doppelschacht bildet den Eingang zum unterirdischen Arbeitsfeld. *All abord* ruft der Maschinist, die linke Hand an den Hebel der Bremse gelegt, während seine Rechte parat ist, mit leisem Ruck die riesengrosse Rolle in Bewegung zu setzen, um welche sich das einen Zoll dicke aus etwa achtzig Drähten gewundene Kabel rollt. Hoch steigt dasselbe auf zum schlank gebauten, gusseisernen Rad des Hebegerüstes, um von dort senkrecht zum Fahrstuhl niederzufallen. Dieser Stuhl hauptsächlich muss unser Interesse in Anspruch nehmen. Ein schmiedeeisernes, nach zwei Seiten offenes Stangengerüst bietet im Augenblick des Einsteigens dem Fuss einen den ganzen Schacht ausfüllenden, ebenerdig liegenden Stand aus starken Bretern. Eine sinnreiche Vorrichtung soll den Fahrstuhl im Fall eines Kabelbruches vor dem Sturz bewahren. Im Augenblick des Reissens dreht eine durch den Bruch frei gewordene Feder zwei Eisen-

stangen so, dass vier an deren Enden befestigte Zahnräder sich in die Holzschienen einhacken, in welchen der Stuhl auf und niedergeht. Ist's auch nicht höflich weder gegen den Fahrstuhl, noch gegen dessen Erfinder, so munkelt man doch, dass die Sicherheitsvorrichtung zwar schön ersonnen sei, gleichwohl aber ihr schwaches Stündlein haben könne, sei's, dass die Federn, weil zu lange angespannt, nicht mehr recht spielen, sei's, dass das Kabel die Malice hat, nicht ehrlich und redlich ganz zu brechen, sondern den Stuhl am Damoklesfaden einiger weniger Drähte zappeln zu lassen. Alle diese Gefahren mit zahlreichen Beispielen zu illustriren, dazu war die mehrwöchentliche Timberschift just die rechte Zeit. So ist es denn naturgemäss, dass sich zur Zeit des Uebergangsstadiums aus der spöttischen Timberschift in die wahre Bergwerksschift beim Niederfahren ein eigenthümliches Gekräusel in der Magengegend bemerklich macht. Doch bevor man sich dem Reiz des geheimen Gruselns hingeben darf, hat man dem nahen *change-house* einen Besuch zu machen. Daselbst wird jeder Niederfahrende vom Scheitel bis zu den Füssen vollständig neu eingefasst. Das geschieht weniger aus Sorge der Compagnie für die bessern Tageskleider, als vielmehr in der Erkenntniss, dass Gelegenheit Diebe macht. Damit nichts vom edlen Metalle sich verlieren kann in die Taschen derer, welche dasselbe zu Tage fördern, ist die weise Einrichtung getroffen, dass Jeder, sowohl vor dem Ein-, als nach dem Ausfahren seine Kleider ändere. Ein Wächter nimmt die Abgelegten in Empfang, und ein rascher Griff zeigt ihm, ob dieselben nichts Ungerades bergen. Der *change*-Raum bietet in der Stunde der Minertoilette ein mehr belebtes als ästhetisch schönes Bild. Da sitzt man längs dreier Seiten auf Bänken, hinter welchen Jeder seine Nummer und seinen Haken findet, Mann an Mann dicht neben einander, während an kühlern Tagen ein corpulenter Ofen behagliche Wärme spendet. Der dem Einzelnen zugemessene Raum ist so eng, dass nicht selten die Decenz Noth leidet und der Anfänger nur zögernd ans Werk der Ausschälung sich macht, während vielleicht die Beobachtung der vielen struppirten Füsse um ihn her ihm zum ersten Male die Mine so recht anschaulich als das erscheinen lässt, was sie ist, als ein gefährliches Arbeitsfeld. Er hat aber nicht lange Zeit, den aus solcher Betrachtung sich ergebenden schwarzen, oder doch

mindestens grauen Gedanken nachzuhängen. Eben kommt der Fahrstuhl zurück von seiner Reise nach achthundert Fuss, um die Miner für Sechshundert zu befördern. Unter denen bin auch ich. Was ich auf dem Leibe trage, ist gerade genug, mich von einem Menschen im Urzustande zu unterscheiden, Schuhe, blaue *overalls* (Hosen), blauer *jumper* (Jacke), voilà tout! Ich sehe verhältnissmässig tolerabel aus, weil die drei Stücke noch neu sind. Man wünsche aber nicht, das Conterfei kennen zu lernen, welches meine ältern Herrn Collegen bieten. Wünscht man es gleichwohl, so mögen einige andeutende Striche folgen: Erdfahle Gesichter schauen aus zerrissenen und beschmutzten — ich darf nicht sagen Gewändern — Lumpen und Fetzen vom Kopf bis zum Fuss. Bald nachtmützen-, bald küherkäppchenartige Gebilde, dann wieder Mützen ohne Dach, in Farbe und Gestalt unbeschreibliche alte Filze krönen das Gebilde. Weiter niederwärts folgt ein Kittel oder statt dessen ein abgetragenes Hemd, herabhängend über ein paar lebensmüd schlotternde Hosen. Hier der stämmige Kerl trägt einen schwarzen Rock, welchem man nicht einmal mehr vergangene bessere Tage ansieht. Kaum wollen dessen Fäden noch zusammenhalten, und an ausgesetzten Stellen, wie an Brusstück und Ellbogen ist es bereits vom Durchscheinen zur klaren Durchsicht gekommen. Und dort an jener gedrungenen Gestalt mit den mächtigen Armen hängen die Ueberreste einer Jaquette, welche im Kampf ums Dasein beide Aermel verloren hat. Nicht minder komisch macht sich dies rockartige Ding, an welchem das meist farbenbunte Futter den Zusammenhang verloren hat und dienstunfähig um die Beine des Besitzers fächelt. Ein um den Hals oder um die Lenden geschlagener Wollfetzen zum Abtrocknen des Schweisses vollendet den Anzug. So harren sie plaudernd, lachend, spottend, rempelnd des Augenblicks, der sie in die Tiefe führt.

Wir steigen ein, unsrer sechs Mann, eng aneinander gedrängt, den *candle-stick* in der einen, die zusammengefasste Jacke in der andern Hand. Langsam senkt sich der Stuhl. Der letzte Blick auf die sonnenbeleuchtete Oberwelt ist gethan; eine kurze Dämmerung, dann undurchdringliche Finsterniss. Dann und wann eine kurze, wegweisende Bemerkung meiner ältern Genossen, dazwischen das leise Plätschern des überall herausdringenden Grundwassers. Schneller und schneller gleiten

wir niederwärts, dumpfer wird die Luft, heisser, drückender die Temperatur. Die Brust hat Mühe, des ungewohnten Gegendruckes Meister zu werden. Ein kurzes Aufleuchten eines rothen Scheines unterbricht die schwarze Nacht. Das war der Eingang zum ersten Arbeitstunnel in zweihundertfünfzig Fuss Tiefe. Das Herz pocht hörbar und es kostet Anstrengung, nicht das Gleichgewicht zu behalten, aber, sich des Gleichgewichts, des richtigen Schwerpunkts bewusst zu bleiben. Man hat das Gefühl, als schwanke die ganze Welt. Sechshundert ist erreicht. Ein gut und sicher ausgezimmerter Tunnel nimmt uns auf und führt uns, nachdem die Stöcke und *jumper* abgelegt und brennende Kerzen in die *candle-sticks* gesteckt sind, zu einer sechzig Fuss hohen, senkrecht an solider Quadermauer angeklammerten Leiter mit eisernen Sprossen. Es ist ein athemraubendes Geschäft, mit dem brennenden Licht in der einen Hand da hinauf zu klimmen, und nicht geringe Beklemmung erregt der Gedanke an die zwanzig Mann, welche voraneilend an den Sprossen über mir hängen, an die zehn, welche unter mir emporklettern: Stürzt Einer, so sind wir alle verloren. Oben nimmt uns eine von Balken gestützte Halle auf. Von hier aus dringt man nach allen Seiten, mit Pulver sprengend, mit langen Hebeeisen losbrechend vor, bis die von der senkrechten Erzader strahlenförmig ausgehenden Seitenadern erschöpft sind. Das erzhaltige Gestein wird durch Trichter auf das Niveau des Tunnels und von dort in eisernen *cars* ans Tageslicht befördert. Mit dem werthlosen Schutte werden in allen ausgearbeiteten Gängen und Höhlen zur Stützung der losen Felsdecke Wälle und Mauern aufgeführt, und nur die zur Circulation nöthigen Durchgänge offen gelassen. Mein Vormann stellt mich mit Schaufel und Schlaghammer neben einen Haufen eben losgebrochenen Gesteins und lässt einen ältern Arbeiter mich das Sortiren des Erzes lehren. Das Licht befestiget man in halber Mannshöhe in einen Balken oder eine Felsritze. Besonders reiche Stücke erkennt man auf den ersten Blick als erzhaltig. Das glimmert und strahlt im Schein des Lichtes, so dass man nicht im Zweifel sein kann. Mehr Schwierigkeit macht Einem das Gestein, in welches das Erz bloss in Form kleiner Blättchen oder Pünktchen eingestreut ist und den zahlreich vorkommenden kleinen Bergkristallen zum Verwechseln ähnlich sieht, so dass auch ein geübtes Auge leicht irren

kann. Immerhin ist diese Minenarbeit die angenehmste und am wenigsten gefährliche. Aber auch sie noch verrichtet man im Schweisse nicht nur seines Angesichts, sondern seines ganzen leiblichen Daseins. Vom Haare träufeln, über das Gesicht rinnen, über Rücken und Brust rieseln ununterbrochen zahllose Bächlein bittern Schweisses. Es hilft nichts, noch so fleissig mit seinem *handkerchief*, d. h. mit seinem Taschentuch, zu wischen und zu trocknen. In einem Augenblick ist das Tuch zum Auswinden vollgesogen und von neuem nimmt das nasse Geriesel seinen Gang. Für Ergänzung des Verlorenen vermittelst frischen Wassers wird vortrefflich gesorgt. Die durch nichts zu mildernde Hitze will dem Anfänger kaum erträglich vorkommen. Die Ausdünstung so vieler schweissgebadeter Menschen, die qualmenden Lichter, der Pulverrauch, der nicht abziehen will, der fortwährend aufgewirbelte feine Mineralstaub verderben bei mangelhafter Ventilation die Luft in einem solchen Grade, dass die Hast wohl zu begreifen ist, mit welcher man auf den Ruf „*time*“ alles, was man gerade in den Händen hält, fahren lässt und zur Leiter stürzt. Leichenfarben, noch besser unschlittfarben, überzogen mit einer aus Schweiss und Staub zusammengekitteten dicken Schicht steigt man ans Tageslicht. Im *Changehouse* angelangt, beugt man sich mit wahrer Wonne über und unter das frische, klare Wasser, welches aus einer langen Reihe gelber Messinghähne in ein geräumiges Zinnbasin fliesst. Halberneuert, mit trockenen Kleidern angethan, eilt man in sein Kosthaus, oder in seine Hütte, wenn man ein *bachelor* ist (eigene Haushaltung führt), und ganz erneuert fühlt man sich nach dem guten, reichlichen *supper*, welches in jedem Hotel für die Heimkehrenden parat steht. Das Mittagessen nehmen die Tagesschiftler und das Mitternachtessen die Nachtschiftler während einer halbstündigen Rast in der Mine ein.

Aus dem Leben und Treiben der Miner.

Ist man noch so einträchtig des Tages in der Mine bei derselben Arbeit und im selben Schmutze nebeneinander gestanden, jetzt, nachdem des Leibes Nothdurft gestillt, scheiden sich die Wege, und was Einer Art schien, theilt sich nun in zwei. Die Eine, die häusliche, sitzt noch ein Stündchen auf den Bänken unter den Lauben, schwatzt über des Tages frohe

und leidvolle Erlebnisse, über die Aussichten des nächsten, eben durch Anschlag an der *postoffice* angekündigten Tanzes im hochgelegenen Schulhaus, oder liest im *parlour* bei einer Pfeife die Tagesblätter, dann legt sie sich zur Sammlung neuer Kräfte auf die *cot*, eine Art Feldbett, sorglich berechnend, wie manchmal drei und ein halber Dollars wieder zur laufenden goldnen Rechnung geschlagen werden dürfen. Die andere Art: Du erkennst dieselbe kaum mehr, dass auch sie heute drunten neben dir an Qualm und Schmutz das Menschenmöglichste ausgestanden hat. In blüthenweissem Hemd, in Stulpen mit glitzernden Knöpfen, in städtischen Hütchen, ja selbst in feinem schwarzem *habit de gala* tritt sie mit anbrechender Lampenzeit auf den Plan, d. h. auf das Parquet der *saloons*. Dort das feine Männchen mit der weissen Glace und dem wohlgeordneten Vollbart, der mit leichter Mühe und gewinnender Eleganz dreissig bis vierzig Bälle nacheinander auf dem Billard macht, ist das nicht derselbe zerlumpte Kerl, der heute deinen Steinschutt in schwerfälligem Stosskarren zum Walle geschleppt hat? Und dort der elegante Schwarzlockige mit dem wachsglänzenden Stehkragen und den blitzenden Manchettenknöpfen in feinwolligem Salonanzuge, der jetzt mit Kennermine und schlecht verhaltenem Spott die beiden grünen Billardisten beobachtet, ist das nicht der schmutzige Struwelpeter, der heute mit ekligen Striemen über und über im Gesicht keuchend schwere Felsblöcke zu Haufen wälzte? Und jene schlanke, biegsame Gestalt in der bunten chevaleresken Tracht, welche mit der Präcision eines croupier's von Monaco die Tempos am Farotische dirigirt, das ist ja derselbe, welcher heute drunten in der Mine, eingehüllt in eine Wolke von Staub und Pulverdampf, mit der schweren Brechstange das gelüftete Gestein von der Höhe niederbrach und nur wie durch ein Wunder vor der Ueberschüttung mit unvermuthet nachstürzenden Felsen bewahrt blieb.

Hoch wird selten gespielt. Ich sah oft einen Vierteldollar, ja gar einen Nickel, fünf cents, setzen; und ich sah Miner mit einem Gewinn von wenigen Dollars hochentzückt von dannen ziehen. Das Hauptcontigent der Glücksspieler liefern neben einigen Professionsspielern die Chinesen, welche als Ober- und Unterköche, als Wäscher und Plätter in Silver King ein reichliches Brod verdienen. Neben Faro ist Pocker, Horsepocker

und Seven-up beliebt. Allzulange dauert die Hingabe an den Reiz des Spieles und an den Genuss geistiger Getränke nicht, denn unerbittlich bläst die Dampfpfeife des Morgens ein Viertel vor sechs Uhr die Reveil. Nach zehn Uhr Abends ist's in den *saloons* und auf den Gassen bereits ziemlich still geworden; es wäre denn, dass ein Tag, wie beispielsweise der heilige St. Patrikstag am 17. März, der Haupttheiligentag der Mexikaner, eine Abweichung vom gewöhnlichen Nachtlauf brächte. Dann ist mancher Miner im Stande, Uebermenschliches zu leisten, sich bis zwei Uhr Morgens im Tanze zu wiegen und um sieben Uhr bereits wieder in zuchthausfarbenen *overalls* den schweren Steinhammer zu schwingen.

Die reiche Compagnie bezahlt alle Monate in Checks, welche Zahlungsart ein monatliches Creditsystem zwischen den Minern einerseits und anderseits den Hotelbesitzern und Handelsleuten gerufen hat. Baargeld, besonders kleine Münze ist wenig vorhanden. Die Ausgleichung der Rechnungen geschieht meistens mit Banknoten und kleinern Checks der Silberminen-Compagnie. Die Preise sämmtlicher Lebensbedürfnisse stehen ziemlich hoch; für Kost und Logis bezahlt man monatlich 36 bis 40 Dollars, für ein paar starke Schuhe 4 Dollars, ebensoviel für ein Wollhemd, für eine Flasche Bier 50 cents. Jeder *drink*, und wär's nur ein Fingerhut voll Schnaps, kostet in genauem Schweizerdeutsch 62½ Centimes. So muss einer schon das seltene Glück haben, sämmtliche dreissig oder einunddreissig Tage eines Monates mit heiler Haut arbeiten zu können, wenn er von seinem Monatsgehalt fünfzig Dollars will auf die Seite legen. Anders gestaltet sich das Verhältniss bei der geringen Zahl derer, welche sich selbst verköstigen. Sie bezahlen drei bis fünf Dollars monatlichen Hauszins, für Butter 40 cents, für das Dutzend Eier 20 bis 30 cents, für das Pfund Fleisch 15 bis 25 cents, für Mehl 5 bis 6 Dollar per Zentner, für ein Klafter Holz 10 bis 12 Dollar, so dass sie mit einer Auslage von zwanzig Dollar per Monat wohl durchkommen mögen. Nicht aber, dass die Selbstkocherei während der furchtbar heissen Sommermonate und nach der Erschöpfung durch die zehnstündige Minenarbeit zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören. Ich wenigstens kehrte fast immer so abgeschachert heim, dass ich lieber nichts gegessen, als zuerst gekocht hätte.

Geschieht's auch nicht häufig, dass Einer die harte Minenarbeit eine Reihe von Jahren aushält, so weiss man doch von ziemlich vielen, dass sie sich dabei Tausende von Thalern erspart haben. Ebenso häufig freilich hat der sauer verdiente Lohn ein weniger glückliches Schicksal. Ein sonst liebenswürdiger Deutscher, der wohl an die acht Jahre seines Lebens im Erdinnern zugebracht hat, sagte mir einmal: „Sehen Sie dort den kleinen Koffer; der enthält mein ganzes Vermögen, und er ist nicht fünf Dollar werth." Wandert das Geld der Leichtlebigen und Unvorsichtigen nicht in die Kassen der Spielbankhalter, so geht es dahin in verfehlten Minenspekulationen. Eine Gesellschaft thut sich zusammen, schickt einen Prospektor auf die Suche nach Erz und lässt, träumend von silbernen Schätzen, einen Probetunnel in die Erde bohren. Die Ausbeute ist gering — es kann nicht jeder Krautgarten eine Silber- oder Goldmine sein, — der Betrieb lohnt sich nicht; und so wird das tiefe Loch statt der Eingang zum Reichthum, das Grab des sauer Erworbenen und man muss auch sagen: des unter beständiger Lebensgefahr Erworbenen. Mir schrieb zwar, bevor ich meinen *trip* unternahm, ein Freund: „Die Minenarbeit ist lange nicht so gefährlich, wie viele Leute meinen." Ja, so mags denen vorkommen, welche aus lauter Gewohnheit die Gefahr nicht mehr als solche erkennen oder weit vom Geschütze sind. In der Nähe besehen ist dieser Broderwerb nach dem allgemeinen Urtheil der Miner immer gefährlich. Das Gestein ist ohne festen Zusammenhalt, und durch das Schiessen wird die geringe Bindigkeit noch gemindert, so dass Verletzungen der vorgehaltenen Hände und Füsse durch fallende, meist scharfkantige Stücke zu den gewöhnlichen Minenereignissen gehören. Man braucht nur wenige Wochen Zuschauer gewesen zu sein, um genug ergreifende Scenen schwerer Unfälle erlebt zu haben. Die Minenglocke ruft dem Maschinisten zur ungewohnten Zeit mit drei Schlägen, welche immer bedeuten „*man comes up*". Der Fahrstuhl eilt empor und hält. Ein Mann steht darauf und stützt mühsam einen zusammengesunkenen Genossen. Ein Fels hat demselben die Seite aufgerissen und den Fuss zerschmettert. Vier Mann greifen nach der stets bereit gehaltenen Tragbahre und bringen den Armen auf sein monatelanges Leidenslager. Heute in früher Morgenstunde schwankt Einer, schmerzverzogenen

Angesichtes, gehalten von der schnell gerufenen, weinenden Gattin, vom Schachte weg. Selten nur wanderst du Silver Kings Gassen auf und ab ohne einem oder mehreren Reconvalescenten an Krücken und Stöcken zu begegnen. Und drunten auf dem einsamen Steinhügel sagt dir mehr als ein Grab, dass die Mine ihre blutigen Opfer haben will. Das Glück lässt sich hier nicht ohne kostbaren Reiz erjagen. Und thöricht ist es nicht, wenn manch Einer vor dem Gang zur Mine von Weib und Kind Abschied nimmt, als wär's ein Scheiden für immer.

So hat es das Geschick vielleicht gut mit mir gemeint, welches mich nach kurzen Wochen schon heimrief.

Heimkehr.

Ich könnte freilich nicht behaupten, dass mich so bald wieder irgend welch Verlangen nach der Wüste gezogen hätte; durfte ich doch kaum hoffen, dass sich dieselbe nun freundlicher präsentiren werde. Freundlich aber, ja treuherzig in ächt altväterischem Sinn hat mich der im harten Dienst eines *teamster's* ergraute Mann mit Fürsorge umgeben, dem ich mich für die Reise nach der Station Casa Grande anvertraute. Sie sei ihm nicht vergessen die köstliche Milch, mit welcher er meinen Kaffee veredelte, auch nicht sein gewaltiges Zelttuch, mit dem er das harte Wagenbett zum erträglichen Nachtlager mir verwandelte. Nach zweimaligem nächtlichem Campiren in der Desert und kurzer Station in Florenze fuhren wir noch bei hellem Tageslicht in Casa Grande ein. Florenze zum zweiten Mal gesehen zu haben hinterlässt mir das bleibende Bild eines kleinen Paradieses. Was im Februar noch schwellende Knospe war, sah ich jetzt in voller, üppiger Entfaltung. Diese sattgrünen Matten mit edlen im fusshohen Grase gelagerten Pferden, diese silberschimmernden herrlichen Bäume, wie sie ihre vollgeschmückten, blätterschweren Häupter über den leishinziehenden Strom wiegten, diese fetten, schwarzbraunen Gartenfelder mit dem vielverheissenden Spriessen allüberall, und das alles mitten in endloser, verlassener Wüste: Man weiss kaum, ob man träumt.

Man darf nicht erwarten, im fernen Westen gleich rasch, wie in der speditiven alten Welt von einer Station fortgebracht zu werden. Ein einziger Personenzug bewegt sich täglich auf

der Southern Pacific Railroad ost- und westwärts. Und wenn man, wie es bei mir der Fall war, eine Station trifft, auf welcher keine Billets auf grössere Distanzen zu kaufen sind, so kann man, statt den zweitausend fünfhundert Meilen langen Heimweg anzutreten, in die Lage kommen, noch eine kleine Weile rückwärts zur nächsten grössern Station fahren und daselbst einen weitern ganzen Tag und eine halbe Nacht bis zur endlichen Abfahrt des nächsten Zuges Wüstenstudien machen zu müssen. Maricopa, meine Billetstation, trägt einen schönen Namen, hält aber, wie das bei den meisten schön- und grossnamigen Wüstenstädten von Arizona bis Texas der Fall ist, bei weitem nicht, was es verspricht. Nur wenige unter denselben erfreuen sich eines individuellen Gepräges.

Wüstenstädte und Indianer. Ein paar in Reih und Glied stehende, hölzerne Façadenwände erheben sich wie Marktschaubuden renommirend gegen die Bahnhofseite hin. Dahinter verbirgt sich eine elende Bretterhütte, ein hinfälliges Adobe-Haus mit wüsten Höfen und Ablagerungsstätten für Küchenabfälle und geleerte Fruchtkannen. Weiter nach hinten kommen Ställe, eingefenzte Viehplätze, Hütten aller Art. Die Staffage bilden schwer beladene Frachtzüge, *teamster* mit Lederpeitschen um die Schultern, abgeschundene Maulthiere, welche durch rohe Behandlung so scheu geworden sind, dass sie bei jeder menschlichen Bewegung in ihrer Nähe jäh aufschrecken, herumstehendes Vieh, Esel, welche Futterabfälle zu erhaschen suchen. Selten macht ein Haus den Eindruck, als wär's erbaut, den Einwohnern eine heimelige Stätte zu bieten. Unsolid und flüchtig hingestellt, trägt es den Stempel amerikanischer Geschäfts- und Geldmacherei. „So lange auf dem Platz was zu machen ist, hälts schon, *après nous le déluge.*“ Aber plakiren und Reklame machen muss dasselbe immerhin; darum der Aufputz der weissen, braunen, gelben, blauen Holzblenden mit so Aufsehen-erregenden, schwindelhaft hochtönenden Aufschriften, wie man sie nur im Lande der Reklame finden kann.

Nicht selten sind die Plätze vor den Kaufhäusern belebt mit herumkauernden Indianern manchmal in ganzen Familien. Die männlichen Hälften erscheinen in kurzem Hemd und blauer Hose, etwa eine ordinäre Feder im rabenschwarzen, lang auf den Rücken niederhängenden Haar. Um den Hals lieben sie blauweisse Perlschnüre zu tragen und die zu Zöpfen zusam-

mengeklebten Haare mit ein paar blauen Perlen zu schmücken. Ist's ihr Farbensinn, welcher die Wahl gerade dieser Perlen getroffen, so muss man die Zusammenstellung der mild schimmernden himmelblauen Punkte und des tiefschwarzen, durch keinen künstlichen Glanz entstellten Grundes als ausserordentlich fein und wirksam rühmen. Die Weiber kleiden sich in starkausgeschnittene, kurzärmelige Hemden und darüber gegürteten buntfarbenen Unterrock. Gehen sie ins *town*, so drapiren sie ein grosses, roth in die Welt lachendes Tuch um sich. Sie knüpfen dasselbe vorn in zwei Knoten, nachdem sie zuvor ihr Jüngstes mit kühnem Schwunge rückwärts so hineingeworfen, dass es nach vollendeter Toilette halb rittlings an ihrem Rücken hängt. Wohl Männer, nie aber Weiber sah ich in Fussbekleidung gehen. Ebenso zweckentsprechend wie ihre Haare, dagegen weniger anmuthend suchen diese farbenfrohen Naturmenschen ihren Gesichtern mit Schmuck nachzuhelfen. Ihren Zweck, sich ein formidables Aussehen zu geben, erreichen sie dabei auf eine manchmal wahrhaft verblüffende Weise vermittelst weniger scharlachrother und schmutzigblauer Striche. Sie ziehen etwa zwei Striche beidseidig längs der Nase, dann von denselben ausgehend einige Querstriche unter den Augen durch, schliesslich fünf Linien von der Unterlippe abwärts übers Kinn. Dazu tragen die Männer feuerrothe, schlangenartige Figuren auf den Nasenflügeln. Rechnet man dazu stechende Blicke aus den dunkelkupferfarbnen breiten Gesichtern und einen grossen, dünnlippigen, gewöhnlich fest zugeschlossenen Mund, ein Antlitz mit von Natur ernstem und strengem Ausdruck, so ist wohl zu begreifen, dass man nicht leicht achtlos an diesen Gestalten vorübergehen kann. Allein selbst wenn man in das belebte Wüstenbild noch die nirgendsfehlenden Figuren der waschenden, bügelnden, kochenden, erdarbeitenden und allezeit schnatternden Chinesen in weissen Strümpfen und Holzschuhen hineinzeichnet, so kommt man beim Betrachten desselben doch nicht hinweg über ein kaum sagbares, halb wehmüthiges Gefühl, ein Gefühl der Oede und gottverlassenen Fremde. Scenen des Verschmachtens, gebleichte Gebeine im Sand, sie wollen nicht aus der Erinnerung weichen. Kein Baum, kein Schatten, kein Wasser. Wie nach einer Delikatesse sehnt sich das sonnengeblendete Auge nach dem Anblick einer jener zierlichen, kleinen, von weissen Latten umzäunten *cot-*

tages in einem Kranz junger *cottonwood*, wie sie selten einmal eine Eisenbahnstation bringt. Sonst aber drängt sich die Wüste bis unter deine Hausthür. Tritt hin, wo du willst, auf den Gassen, ja selbst in deinem Schlafgemach legt sich der unselige Wüstensand unter deine Füsse, der Einem nirgends festen Stand gewährt, der unter dem Fusse hinwegrinnt, der wie Quecksilber durch das fahrende Rad in den Geleisen vorweggetrieben wird und auf der Rückseite der Räder schwer vom aufsteigenden Reife niedertropft. Es ist nur ein kurzer Augenblick im Tag, wo auch dieses unerquickliche Wüstenbild verklärt erscheint: das ist, wenn die untergehende Sonne den dürren, brennenden Tag zum freundlichen Abend wandelt. In den bewegten Handel und Wandel ist Ruhe getreten. Von allen Seiten kehrt das Vieh aus der Wüste heim, wo es an Cactusblättern und *sage brush* seinen Hunger gestillt. Zur Lagerstätte treibt ein Rudel Pferde und wartet des bessern Futters. Grosse Scharen kleiner Raben krächzen auf den Spitzen der Ocotill-Fenzen, der sinkenden Sonne zugekehrt. Von Norden her nimmt ein kühler Luftzug die Tagesglut hinweg. Die eben angekommenen Fuhrleute füttern ihre Thiere und kochen daneben ihr *supper*. Und ehe man es vermuthet, leuchtet nach kurzer Dämmerung über die klagende Stille ein Sternenhimmel von solch glänzender Pracht, dass nur die Uebermacht der Müdigkeit das staunende Auge zu schliessen vermag.

Nachtfahrt und *Railroad-barkeeper*. Am ersten April Morgens halb ein Uhr trat ich in *Maricopa* mit einem über *El Paso, Texarcana, Little Rock, St. Louis* lautenden, um 242 Franken erworbenen Ticket meine Heimfahrt an. Eine Nacht auf den gut gepolsterten Sitzen der Wagen zweiter Klasse zuzubringen, geht wohl an, wenn Raum genug vorhanden ist, dass man sich zweier Polster bedienen kann. Sind aber die Plätze besetzt, dann gedenkt man mit Neid der Glücklichen, welche sich den Luxus eines Schlafwagens gestatten dürfen, und mit schmerzenden Gliedern uud müdem Haupte harrt man dem Morgengrauen entgegen. Wer aber wie wir Carsgenossen auf der Nachtfahrt über Tucson nach Bowie nicht geruht hat, das war der Wüstensand. Mehr als einen Monat lang war kein Regen gefallen. So leicht und flüchtig war dieser Feind menschlicher Ordnungsliebe geworden, dass er durch die gut verschlos-

senen Fenster und Jalousien gedrungen und uns sämmtlich in Müllersknechte metamorphosirt hatte. Eine jede vorspringende Ecke, jede Leiste, jede noch so glatte Fläche am Wagengetäfer, alles war von feiner flüchtiger Sanddecke belegt.

Unbekümmert um Staub und Regenaussichten beginnt mit der Sonne der in keinem amerikanischen Personenzug fehlende *railroad-boy* seinen Tageslauf. Er ist gewöhnlich ein junger, pfiffiger Bursche, der mit diesem Wandelgeschäft seine irdische Glücksjagd beginnt. Eine Gesellschaft liefert ihm die nöthigen zwei Koffern, einige Körbe Früchte, Zeitungen, Bücher. Der Sitz seines wandernden *store's* befindet sich in der Nähe des Trinkwasserbehälters. Von daselbst macht er seine regelmässigen Handelsreisen durch die Wagen. Erfahrung hat ihn gelehrt, wann die rechte Tageszeit für jeglichen seiner Artikel gekommen ist. Möglichst früh des Morgens tritt er an mit seinem Bündel *news*, Zeitungen, welche dem Amerikaner jedes Breite- und Längegrades vor Essen und Trinken gehen, jedenfalls aber unmittelbar nach dem Kautabak kommen. Dem ersten Gang folgt ein zweiter mit der Cigarrenbox und alsdann leibliche Erfrischung mit Bananen, Orangen, Feigen, Aepfeln und den unvermeidlichen *candis,* mit welchem Namen der Amerikaner alles mögliche Zuckerzeug belegt. In Gegenden, welche keine Speisestationen bringen, ist der *storekeeper* praktisch genug, mit Milch versehen seinen Tageslauf zu beginnen. Es braucht derselben nicht gerade sehr viel zu sein; der Wasserbehälter hilft nöthigenfalls strecken. Und der Amerikaner erträgt, scheint es, ohne Auflehnung auch ein sonst unstatthaftes Mass der Mehrung des Wassergehaltes in der Milch. Ich sah eine solche Streckung sonder Scheu vor aller Carwelt sich vollziehen. Es macht sich recht patriarchalisch gemüthlich, wie der fürsorgliche Jüngling seine alte, beulenreiche Kaffeekanne auf dem nicht minder bejahrten Wagenofen warm stellt und zum alten Satz eine Spur frischen Pulvers schüttet. Jedenfalls hat er an den zehn cents für jede Tasse mindestens Apothekerprocente reinen Profites. Freudige Abwechslung in das stundenlange Einerlei einer westlichen Fahrt bringt die Kreuzung mit dem aus dem Osten kommenden Zuge, welcher dem *railroad-boy* frische *news* zuführt. In kurzem hat sich alles um einen Nickel das Vergnügen des Zeitungslesens verschafft. Den Mangel an *newspapers* ersetzen den leselustigen Reisenden

andere periodische Blätter, sowie eine kleine Bibliothek. Durch Einschieben seiner grell illustrirten Journale in die kleinen Jalousien seiner Residenz weiss der junge Handelsmann seinen Fenstern das Aussehen von Schaufenstern eines Buchladens zu geben. Da hängen der *Puck* von New York, *Texas siftings, Munyons illustrated world, Harpers monthly magazine, The century illustrated monthly.* Seine Bibliothek besteht zum grossen Theil aus Sensationsromanen, deren Styl und Charakter zu errathen ist aus Titeln wie *A Texas cow boy, A fight for a fortune, Coward and Coquette, A wonderfull women.*

Nach St. Louis und heim. Nach abermaliger glücklicher Ueberwindung der Prärie gewannen wir am dritten April, einem wirklichen, vollglänzenden „Tag der Sonne" in der Nähe von Texarcana wiederum das Land der Pinien und Sägemühlen, wo der Boden bereits mit Grün überzogen war, und die Wälder den leuchtenden Schmuck der grossen, weissen *Dogwood*-Blumen *(cornus florida)* trugen. Die Chinesen haben die Bildfläche verlassen, und auf derselben erscheinen die Negercabinen mit ihren allezeit nichtsthuenden, und allezeit lachenden Bewohnern. Doch auch Neger haben Thränen, wie die schwarzwollige, ohrringbehangene Afrikanerin beweist, welche eben von der väterlichen Breterhütte dort am Hügelabhang Abschied genommen, um im Osten ihr Glück zu machen. Sie besitzt ein in Europa noch ungewöhnliches Mittel, das schmerzliche Zucken um Mund und Augen zu heilen. Mit einem kleinen, vorn breitgekauten Holzstäbchen tippt sie geliebte Tabakbrühe aus einem kleinen Büchschen in den grossen Mund. Sie hat sich schneller getröstet, als jener hochgewachsene Mann, dessen Weib und Kinder gebrochen abseits vom Bahnhof stehen und weinen, während er an meiner Seite lange, lange Zeit zu arbeiten hat, um den Kampf wider das hervorbrechende Augennass zu Ende zu führen. Unterdessen blühen die blauen und gelben ersten Frühlingsblumen dort draussen im lichten Eichwald lustig fort und kümmern sich nicht um den Schmerz der ringenden Menschen. An den Bahnhöfen dominirt und paradirt heute das wulstlippige Element in nichtsnutzigem, groteskem Flitter, und muthwillig winken die schwarzen grossen und kleinen Kinder dem Zuge nach, welcher nach den kurzen Unterbrechungen spärlicher Stationen schnell in Arkansas' Eichwäldern und schwarzgrauen Sümpfen sich verliert. Manchmal,

so besonders um Beebe, ist's Einem, als müsste man im „wonnesamen, trauten Mutterlaut“ angeredet werden. Gerade so, wie des Sonntags Abends zu Hause sitzen die Buben und Männer plaudernd und mit der kurzen Pfeife im Munde auf den Bahnschwellen herum. Mit dem Jüngsten im Arme hält dort die Mutter auf der Thürschwelle Sonntagsruhe, und wetten möchte ich, es sei ein deutsches Liedchen, was die blasse Frau ihrem Liebling vorsingt.

Dass man auf west-amerikanischen Bahnen nie sagen kann, dann und dann bist du da und da, erfuhr ich neuerdings in Newport am White River, wo man des Abends auf die Nachricht von einer Verspätung in einem nahen *saloon* sein *supper* einnahm, alsdann sich auf seinen Polstersitz zum Schlafe zurückzog und des Morgens, statt in St. Louis, in Newport erwachte. Es hatte auf unsrer Linie so ein Bischen amerikanische Güterzug-Entgleisung mit losgerissenen Schienen, umgeworfenen und zersplitterten Wagen und in die Erde gerannten Rädern gegeben, sonst nichts, so dass wir Montag Morgens gegen neun Uhr wieder ungehindert unsre Fahrt fortsetzen konnten. Wie ich aufhorchen musste, als vor Schlafengehen auf dieser unfreiwilligen Station junge Burschen aus dem Zug mit schweren Pfundnoten in die helle Nacht hinaussangen „Guter Mond, du gehst so stille durch die Abendwolken hin“, und in kaum rascherem Tempo die Liebesklage anschlossen „Ach, hätt' ich dich nicht gesehen, Wie glücklich könnt' ich sein; Aber leider es ist geschehen, Mein Herz ist ewig dein.“ Wer aber erklärt die bemühende Erscheinung, dass dieselben Männer, welche solche Heimatklänge anstimmen, nicht mehr Deutsch zu sprechen im Stande sind. Umsonst war mein Bemühen, einen der nächtlichen Sänger in ein Gespräch zu ziehen. Er hat, wie so Mancher unsrer Landsleute im Lauf der Jahre sich mit Erfolg bemüht, sein Deutsch zu verlieren. Der letzte Theil der Fahrt nach St. Louis, hart an den felsigen Ufern des Mississippi, gemahnt an die Bahnlinie am schweizerischen Wallenstattersee. Jetzt vorwärts stürzend, scheint die Lokomotive Einen ins Wasser hineinreissen zu wollen, dann wieder, als möchte sie mit dem Flusse Versteckens spielen, zieht sie plötzlich ihre Wagen hinter Felsen. Zahlreiche Dampfschiffe mit grossen Laternen ziehen stromabwärts. Dünner Wald und kleine Fischerhütten gleiten vorbei. Unzählige Lichter

funkeln Sternen gleich vom Ufer herüber. In langer Feuerlinie wälzt sich ein Grasbrand über das nächtliche Land. In der Nähe der Stadt St. Louis speien thurmhohe Giessschlöte glastende Feuergarben gen Himmel. Dem *Grand Union Depot,* in welches wir Nachts zehn Uhr einfuhren, darf man ein Wort widmen. Es ist ein namentlich in der Beziehung vortrefflich eingerichteter Bahnhof, dass Jeder sich rasch zurechtfindet. Von einer mittleren Halle mit den *offices* für *tickets, Palace cars, Sleeping cars, Accident tickets,* führen Thüren zur Rechten in den *Gentlemens-* und zur Linken in den *Ladies Waiting Room.* Gleich beim Eingang in den Wartsaal trifft man das Büreau zur Aufgabe seines Gepäcks, so dass man nicht genöthiget ist, zur Besorgung von Billets und Gepäck im Schweisse seines Angesichtes von Flügel zu Flügel zu rennen. Ist Zeit und Lust zur Einnahme von Erfrischungen vorhanden, so winkt im Wartsaal ein Buffet, wie es bei aller Billigkeit nicht reichlicher und appetitlicher ausgestattet sein könnte. Ein nicht minder reichhaltiges Tabakbüffet nahe beim Ausgang auf den Perron vermag jedem Wunsch und Geschmack zu genügen.

Der Morgen des fünften April führte mich aus einem Wirrsal von Geleisen, Brücken, schmutzigen Kanälen in einen Gürtel prächtigen, ebenen Landes hinaus. Ein Rückblick lässt die Stadt nicht anders, denn als eine qualmende Esse erscheinen. Eine ungeheure Rauchwolke hüllt sie ein. Hundert und hundert Schlöte werfen einen erstickenden Kohlenqualm aus. In der Nachttoilette darf sich die Stadt sehen lassen, des Tages aber ist sie, was meine Mutter uns Buben immer zurief, wenn wir mit überflüssiger Bemalung der Kleider heimkehrten, ein „Kaminteufel". Gottlob, dass ich heraus bin. Ich liebe sie nicht, diese modernen Riesenstädte und möchte um Alles sie nicht beschreiben müssen. Da streckt ja kein Erkerchen sein ziervolles Gesichtchen neugierig in die Gassen heraus. Da rankt sich nirgends die Poesie alterthümlichen Schnitzwerks zum schützend vorspringenden Giebel hinan. Nirgends eine lustig krumme, dunkle Gasse; weder ein sagenumsponnener Thurm, noch der Zauber einer alten Stadtlinde. Ich mag sie nicht mit all ihrem Lichtergefunkel und Waarenglanz. Es schwebt kein Geist der Vergangenheit über ihren abgezirkelten Strassen.

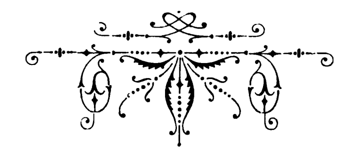
Wie so viel anmuthiger als ein erschlaffender Gang durch all ihr geschminktes Elend ist doch eine Fahrt durch die reichen Gefilde von Süd-Illinois. Aus stundenlangen, teppichsaubern Saatfeldern tauchen stattliche Kirchen mit schlanken Thürmen auf. Dörfer und Städtchen, denen man den Wohlstand und die Freude eines behaglichen Daseins selbst bei flüchtiger Durchfahrt deutlich ansieht. Prächtige Obstgärten umschliessen blüthenweisse Wohnhäuser und mächtige, lustig roth bemalte Scheunen, alles rund und nett und freundlich; ein Juwel unter Amerika's Länderschätzen.

Aus Morgen und Abend ward mein letzter Reisetag.

Längst war der Augenblick gekommen, da ich übermüde kein Auge mehr hatte für die fort und fort wechselnden Bilder im Rahmen meines Wagenfensters, auch keinen Gedanken mehr als den Einen, heim jetzt, nur heim.

Und dann endlich in silberheller Mitternacht stund's wieder vor mir mondbeschienen heimlich und traut mein Plätzchen, mein Häuschen.

Eine treue Hand zieht den Riegel und, umfangen von sorglicher Liebe, habe ich wieder meine theuerste irdische Ruhestatt.



III.

Im Lande der Maori.

Von Dr. Rudolf Häusler von Brugg.

Vor einigen Tagen erhielt ich die Ernennung zum Correspondirenden Mitglied der Mittelschw. Geographisch-Commerc. Gesellschaft und zugleich die Einladung, einen Beitrag für den nächsten Band der Fernschau zu liefern. Da der Postdampfer nächste Woche via Sandwich-Inseln abgeht und ich momentan mit Arbeiten auf den Goldfeldern des Chinemuri überhäuft und früh und spät im Sattel bin, müssen Sie dieses mal mit einem Auszug aus der Einleitung zu meinem Tagebuch vorlieb nehmen, nämlich mit einer kurzen Beschreibung der Maori.

Die Herkunft der Maori ist immer noch in tiefes Dunkel gehüllt. Nach ihren eigenen Traditionen wanderten sie vor wenigen Generationen (etwa 500 Jahren) von Hawaiki ein. Ein besiegter Häuptling, Ngahue (nach andern Kupe) war gezwungen, seine Heimat zu verlassen und landete in seinem Canoe Aotea in Neu Seeland, das er Aotearoa nannte. Von der Schönheit der Inseln entzückt, trat er die Reise nach Hawaiki an, um seine Stammesgenossen zum Auswandern zu bewegen. In 13 Kähnen erschienen die ersten Maori in Aotearoa und landeten an der Ostküste.

Ob Hawaiki mit Hawai oder Sawai gleichbedeutend ist, lässt sich nicht ermitteln. Die Uebereinstimmung der Sitten und Gebräuche (Tapu, Tätowiren, Kriegstänze, Canibalismus) und im Körperbau liefert genügende Beweise für den gemeinsamen Ursprung der polynesischen Racen von Neu-Seeland, Samoa, Tahiti und Hawai, die sich wahrscheinlich von der malayischen Halbinsel über die ganze Südsee verbreiteten.

Vor der Ankunft der Maori war Neu-Seeland spärlich bevölkert, entweder von den später nach den weiter südlich ge-

legenen Chathaminseln verdrängten Moriori, oder von einer melanesischen Race. Die charakteristischen Züge der Melanesier sind oft unverkennbar. Ich lernte zwei Mädchen kennen, die der Behandlungsweise nach zu schliessen, als den Maori untergeordnete Wesen angesehen werden und die als typische Papuas gelten können, und so viel ich in beiden Fällen ermitteln konnte, hatte eine Vermischung der Racen seit mehreren Generationen nicht stattgefunden. Ihre Vorfahren hatten unter den Maori gelebt, an ihren Canibalenfesten theilgenommen und waren schliesslich selbst aufgefressen worden.

Die Maori der 13 Kähne verbreiteten sich über ganz Neu-Seeland und wuchsen zu mächtigen Stämmen an, von denen die Ngapuhi im Norden, die Waikato im Waikatogebiet, die Ngatimanapoto am Waipa, die Arawa am Rota Rua, die Ngatiwhatua am Haurahigolf die berühmtesten waren. Die Stämme leiten ihre Abkunft von den 13 Canoes ab und auch die Stammbäume der Häuptlinge reichen bis zu jener Periode zurück.

Durch die Schilderungen der ersten Seefahrer kamen die Neu-Seeländer in den üblen Ruf, die wildesten Menschen und scheusslichsten Menschenfresser der Erde zu sein.

Die Ursache der wilden Sitten ist leicht zu finden. Neu-Seeland ist auffallend arm an Säugethieren. Die Kiorsratte und eine Fledermaus waren die einzigen allgemein verbreiteten Vertreter der Thierklasse. Die Vögel waren durch eine grosse Zahl Gattungen und Arten vertreten und namentlich die kolossalen Moa (Dinoris, Palaeopterix etc.) lieferten den ersten Menschen reichliche Fleischnahrung. Nach dem Aussterben der Riesenvögel war das Fleisch warmblutiger Thiere sehr schwer erhältlich. Müssen wir uns unter diesen Umständen darüber wundern, dass der Maori das Verlangen nach Fleisch mit den Körpern der Feinde befriedigte? So lange die Moa häufig waren, wurden Menschenopfer wahrscheinlich nur bei grossen Festen gebracht. Beim Tode des Häuptlings wurden seine Sklaven geschlachtet, um ihm in Te Reinga, dem Aufenthalt der Geister, zu dienen. Allmählig wurde die Sitte allgemein und beständige Kriege wurden geführt, des Menschenfleisches wegen. Die Häuptlinge tödteten Sclaven und selbst nahe Verwandte, um die Begierde zu befriedigen. So tief war die Sitte eingewurzelt, dass sich der berühmte Ranparaha — ein guter Christ — noch vor wenigen Jahrzehnten rühmen konnte, 500 Körbe

Menschenfleisch zu besitzen und der grosse Krieger Hongi, — der Freund der Missionäre — tödtete mit seinen wilden Ngapuhi auf den Streifzügen gegen Süden über 40,000 Menschen, Männer, Weiber und Kinder. Mehr als die Hälfte der Zahl wurde aufgefressen. Um die neuen Feuerwaffen zu prüfen, erklärte er dem guten Häuptling Hinaki von Hauraki Krieg, frass das Auge seines tapfern Gegners und trank sein Blut. 300 Krieger wurden auf dem Schlachtfeld gebraten. Die Missionäre rechnen es sich zum Verdienst, diesem fürchterlichen Zustand ein Ende gemacht zu haben. Alle Achtung vor den für ihre Sache begeisterten Pionieren des christlichen Glaubens, aber zur Bekehrung der Neuseeländer trugen andere Faktoren viel mehr bei als Bibel und Gebete.



Fig. 1. Alte Maoriveste an der Küste zwischen Waihi und Waiharakeki.



Fig. 2. Festungswerke auf dem Vulkan Maungakiekie.



Fig. 3. Festungswerke auf dem Maunga Mangere bei Onehunga.

Den in ihren, auf Hügeln gelegenen Pa eingeschlossenen Maori musste bei der eigenthümlichen, langsamen Kriegsfüh-

rung die Nahrung bald ausgehen und sie waren absolut gezwungen, Hunger und Durst mit dem Fleisch und Blut ihrer Gegner zu befriedigen. Selbst ein oberflächliches Studium der alten Maorifestungen zeigt, dass trotz der grossen Vorräthe, die in unsichtbaren weiten Gruben aufgespeichert lagen, eine starke Besatzung nicht genügend verproviantirt werden konnte, um eine monatelange Belagerung auszuhalten. Während des Krieges war an die Bebauung der im Thale liegenden Felder natürlich nicht zu denken. Der Weg zu den Flüssen und den Meeresfluten war durch die Erdwälle der Feinde abgeschnitten. Wochenlang fiel kein Regen und Wasser konnte nicht lange aufbewahrt bleiben. Den Belagerten blieben nur zwei Auswege offen: Uebergabe — und in diesem Fall waren Tod oder Sklaverei sicher — oder aber Bemächtigung der Körper der Feinde. Im hohen Norden und auf offener See werden Europäer zu ähnlichen Extremen getrieben. Die thierische Natur der Menschen lässt sich nicht verleugnen. Menschenfleisch soll nach Aussage der Maori nicht schlecht schmecken, einen angenehmen süsslichen Geschmack besitzen und sich leicht trocknen und so aufbewahren lassen. Das Fleisch der Europäer soll dasjenige der Eingeborenen übertreffen.

Während in ganz Neu-Seeland blutige Kriege wütheten, landete ein englisches Schiff mit Schweinen, die frei gelassen wurden und sich so rasch vermehrten, dass sie bald ein Hauptnahrungsmittel der Eingebornen bildeten. Andere europäische Säugethiere wurden von Zeit zu Zeit freigelassen und diesem Umstand ist es zu verdanken, dass der Canibalismus allmählig abnahm. Ich hörte in Europa und hier, und las in verschiedenen Schriften die Behauptung, dass sich die Maori scheuen, von den alten Zeiten der Menschenfresserei zu erzählen. Dem ist nicht so. Der berüchtigtste Canibale wird von den Maori hoch geachtet.



Fig. 4. Maoriwhare in Whiritoa.

Einst lebte der Maori glücklich in seiner einfachen Whare. Seine Bedürfnisse konnte er leicht befriedigen, der Boden versorgte ihn mit Kumara und Farnwurzeln, der Wald mit Holz und Palmblättern für seine Hütte, der Sumpf mit Flachs für Kleider und Decken, die Rinde der Bäume mit Farbstoffen und Arzneien, die See mit Fischen und Muscheln für seine Nahrung und Schmucksachen, der Grünstein der Südinseln mit Waffen und Ornamenten. Jede Quelle bot ihm gesundes Getränk. Die Gastfreundschaft der Maori machte Geld überflüssig. Der Krieg war seine Leidenschaft und der Tod auf dem Schlachtfelde war eher gesucht als gefürchtet. Den heimkehrenden jungen Krieger feuerten die Frauen und Mädchen durch Gesänge zu neuen Heldenthaten an.

Die Weiber bebauten die Felder, die Männer befestigten die Pa. Durch die körperliche Arbeit und die einfache naturgemässe Lebensweise wuchs eine kräftige, herrliche Race heran, die wir noch heute bewundern müssen.

Mit dem Erscheinen der Papeha begann eine neue Periode, die mit dem gänzlichen Verkommen und Aussterben der Eingebornen abschliessen wird. Der arme Wilde versuchte es den Weissen nachzuahmen, nahm seine Laster an und vergass die Tugenden seiner Väter. Um die neuen Bedürfnisse zu befriedigen, wurde Geld nothwendig und Geld führt den Maori zum Ruin. Aus Nachahmungssucht und Eigennutz ging der Maori zur Kirche, lernte die halbe Bibel auswendig und liess sich unter biblischen Namen taufen. Ich habe den religiösen Angelegenheiten besondere Aufmerksamkeit geschenkt und bedaure es gestehen zu müssen, dass alle Berichte über die Maori entweder erfunden oder gewaltig übertrieben sind. Mag der Maori äusserlich der beste Christ sein, im Innern ist und bleibt er ein Heide. Bei Tag betet er zum Gott der Christen, bei Nacht fürchtet er sich vor den Göttern der Maori. Am Morgen legt er sein christliches Glaubensbekenntniss ab, am Nachmittag zittert er beim Anblick einer Eidechse. Er citirt Bibelverse und stirbt aus Furcht, eine verhexte Kartoffel genossen zu haben. Die christlichen Maori nehmen an den heidnischen Festen, Tangi und Kriegstänzen so viel Antheil wie die Alten. Der Geistliche predigt gegen Polygamie. Der gute Maori wiederholt die Predigt seinen Weibern und alles bleibt beim Alten. Alle auffälligen Naturerscheinungen werden als War-

nungen oder Strafen der bösen Geister angesehen. Im Waikatokriege stopften die Maori die Blätter ihrer Bibeln in die Gewehrläufe.

Aus blosser Neugierde hören viele Maori den Reden der Geistlichen zu.

Es gab unter den Missionären gute und edle Männer, die ihr Leben im Interesse ihrer Mission opferten, aber leider richteten sie zu oft ein Auge zum Himmel und das andere in ihre Tasche. Für einige Wolldecken und bunte Fetzen erhielten sie Tausende von Jucharten Land und einmal im Besitz desselben boten sie Alles auf, um andere am Erwerb von Land zu verhindern. Am meisten Gutes stiften unzweifelhaft die katholischen Missionäre, nicht nur hier, sondern auch auf den übrigen Südseeinseln. Hut ab vor den Männern, die allein mit allen denkbaren Schwierigkeiten kämpfen, ihr Ziel verfolgen und den Maori mehr lehren, als Hymnen und Gebete, die diese nicht verstehen. Der Missionär, der den Maori Ackerbau, Gesundheitslehre, die Anfänge der mechanischen Wissenschaften lehrt, ist der Mann am rechten Platz. Der Missionär, der mit der Axt, dem Hammer, dem Ruder und der Flinte umzugehen versteht, gebietet über die Achtung und das Vertrauen der Eingebornen.

„Wir wollen keine Missionäre,“ hörte ich täglich bei den Hauhau. „Sie lehren uns gegen den Himmel zu schauen, und während wir hinauf schauen, nehmen sie uns das Land unter den Füssen weg.“ Die Missionäre schadeten ihrer Sache viel, als sie den englischen Truppen als Spione dienten und sie auf den schwer aufzufindenden Pfaden zu den Pa führten.

„Der Gott der Pakeha wird diese für ihre grossen, an uns begangenen Sünden strafen,“ wiederholte mir eine intelligente alte Frau, die sich meine Maorimutter nannte. „Wir sind arm, wir haben keine grossen Häuser, wir haben keine seidenen Kleider, wir haben kein Gold, wir waren gut, bis die Weissen kamen und unser Land wegnahmen. Wir brauchen das Land nicht. Hier ist Raum genug für die wenigen Maori, die noch übrig geblieben sind, wollen aber nicht, dass die Weissen auf unserm Lande wohnen.“

Ein alter Häuptling, der viel von den Weissen gehört hatte, liess sich auf einen Hügel führen, von wo er die Ansiedlungen der Fremdlinge überblicken konnte. Er kehrte

traurig zurück und erzählte seinem Stamme, dass die Weissen wie der Sand am Meere seien. Die bewunderungswürdige Tapferkeit, mit der ein Häufchen Maori ohne Nahrung den englischen Truppen Stand hielt, zeugt zur Genüge für den Hass der Racen. Die an den Waipa zurückgedrängten Waikato klagen um das ihnen weggenommene Thal wie eine Mutter um ihr geraubtes Kind. „Die Pakeha schicken uns die Bibel, die lehrt, dass Gott alles Land der Erde den Weissen gibt."

„Warum bleiben die Missionäre nicht in Europa, wo es mehr schlechte Menschen gibt als bei uns? Die Hölle ist für die Weissen. Die Maori sind nicht so schlecht, um diese Strafe zu verdienen."

Solche Aussprüche hörte ich täglich, und offen gestanden, war es mir unmöglich, dagegen zu reden. Die neue Religion der Hauhau ist ein merkwürdiges Gemisch von christlichem und heidnischem Glauben. Ich war während der Versammlungen angenehm überrascht von der Würde und dem Ernst des Gottesdienstes. Gebete und Gesänge enden mit einem tiefen Seufzer, in dem sich die wilde Natur ausspricht. Er erinnert am meisten an die rauhen letzten Töne des Gebrülls eines Löwen.

Die Maori sind sehr abergläubisch. Die verschiedenen Naturerscheinungen des Landes, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, das Spielen der Geysir, das unterirdische Rollen derselben, das Aufwallen der heissen Quellen und Schlammvulkane, die feierliche Stille des Urwaldes, das Donnern der Wellen am Strande, Bergstürze, Ueberschwemmungen u. s. w. tragen viel dazu bei. Selbst dem Reisenden wird oft recht unbehaglich zu Muthe beim Anblick der zerstörenden Kräfte der Natur, und wer allein im todtenstillen Urwald die Nacht zubringt, denkt unwillkürlich an die Geistergeschichten seiner Jugend, und das Krachen der Bäume oder selbst der eintönige Ruf der Eule ruft die Sagen der Heimat in sein Gedächtniss zurück.

Bei Nacht geht der Maori nicht allein aus, wenn er nicht dazu gezwungen ist, und in diesem Falle singt er aus Leibeskräften, um die bösen Geister ferne zu halten. Ich machte eines Abends die Bemerkung, dass meine Landsleute glauben, die Geister der Todten verlassen Nachts 12 Uhr ihre Gräber. Darauf wurde es in meiner Whare unheimlich stille und auf den Gesichtern meiner Freunde waren alle denkbaren Spuren

der Furcht bemerkbar. In Chinemuri plauderte ich mit einem Maori, als eben ein Geisteskranker vorbeiging. Mein Freund versteckte sich hinter mich und sprach eine halbe Stunde kein lautes Wort mehr. Die Furcht der Maori am Taupo vor dem bösen Wassergott Taniwha ist allgemein bekannt. An die riesigen Vulkane Tongariro und Ruapehu, an die Geysir im heissen Quellengebiet, an die wunderbar schöne Insel Mokoia am Roto Rua u. s. w. knüpfen sich unzählige Sagen. Ich erzählte am Waipa, dass ich oft Frösche gegessen habe, und dass diese bei den Wiwi (von oui oui), wie die Franzosen genannt werden, sehr gesucht seien. Der auf den Gesichtern meiner Zuhörer ausgesprochene Ekel machte mich laut auflachen. Eine Frau gab mir als Warnung folgende Geschichte zum Besten. Ein Maori hatte zufällig einen Frosch verschluckt, trotzdem er einen tiefen Brunnen austrank, musste er an Durst sterben.

Was der König Tawhiao in Whatiwhatihoe spricht, erfährt der Prophet Te Whiti gleichzeitig in Taranaki. Beim letztjährigen Ausbruch des Tarawera war das Donnern des Vulkans deutlich hörbar. Ich fragte die Maori, ob sie sich nicht fürchteten? Die Antwort lautete: Nein, der König war unter uns. Der Aberglauben der Maori wird durch die Furcht, mit Tapu belegten Osten zu nahe zu kommen, illustrirt, auch durch die Sorgfalt für die Todten. Die Tohunga oder Priester, die oft gute Bauchredner waren, verstanden es ebenso gut, sich den Aberglauben nutzbar zu machen, wie ihre Herren Collegen im Mittelalter in Europa.

Der kranke Maori ist ganz muthlos, weil er die Krankheit dem Einfluss eines höheren Wesens zuschreibt. Wohl aus diesem Grunde widmen ihm seine nächsten Verwandten wenig Aufmerksamkeit. Sich selbst überlassen, sitzt der Arme stundenlang allein, ohne einen Muskel zu bewegen, während sich seine Freunde am Feuer ausgelassener Fröhlichkeit hingeben. Nichts fiel mir mehr auf, als diese eigenthümliche Theilnahmslosigkeit. Während die Mädchen tanzten und sangen, kauerte wenige Schritte entfernt ein sterbendes, junges Weib im feuchten Grase. Niemand nahm sich des armen Wesens an. Ich setzte mich neben sie, erhielt aber auf meine Fragen nach ihrem Befinden keine Antwort. Bei Whakarewarewa brachte ich die Nacht in einem Zelte zu. Ein mit dem Tode ringendes kleines Mädchen röchelte die ganze Nacht. Seine Eltern und

die andern Bewohner des Zeltes schliefen ruhig. Ich schloss kein Auge, und war froh, als der Morgen graute, und die Sonne in das mit dem Dampf der Geyser und der kochenden Quellen erfüllte Thalbecken schien.

Die Maori sterben rasch aus und sind sich dessen bewusst, ergeben sich auch ruhig ins Unvermeidliche. „Wir sind wie der leichte Nebel im Thale, der von der aufgehenden Sonne aufgelöst wird.“ Im Kampf ums Dasein unterliegt der Maori, und es ist wohl möglich, dass sich auf das Bewusstsein dieser Thatsache die melancholische Gemüthsart zurückführen lässt. Inmitten der Fröhlichkeit ist der Maori zum Klagen bereit.

„Gott sagt, die Erde gehört dem Pakeha, der Afrikaner diene dem Pakeha, der Maori gehe (sterbe aus).“

„Die europäische Ratte vertreibt die Kiore, die Amsel vertreibt den Tui, der Pakeha verdrängt den Maori.“

An ihren Tangi und bei Begrüssungen lange abwesender Freunde lässt der Maori den Thränen freien Lauf. Ein grosses Tangi scheint auf ihn denselben Einfluss auszuüben, wie ein erschütterndes Trauerspiel auf den Weissen. Die Trauer der Maori ist aber nicht anhaltend. Wie ein Kind weint und lacht er im gleichen Augenblick.

Als das hübsch geschnitzte Haus für das Grab Tu Tawhiaos des Sohnes des Königs ankam, waren die Höhen um Whatiwhatihoe mit hunderten von Maori besetzt, die beim Anblick der Karavane in lautes Klagen ausbrachen. Ich sass neben einer Gruppe Frauen, die jammerten, die Hände rangen und Ströme von Thränen vergossen. Eines Abends sass ich in der Whare eines lieben alten Freundes mit seinen jungen Frauen und einer seiner bildschönen Töchter, mit der ich mich unterhielt und die ich wegen eines Häuptlinges neckte. Ich bemerkte ihr, dass sie die schönsten Zähne besitze, die ich in meinem Leben gesehen habe — die Bemerkung war wahr. Sie verzog ihren Mund so weit sie konnte, um die beiden Perlenreihen sehen zu lassen. Da ertönte in der Ferne der Klagegesang einer Truppe Maori, wir antworteten auf ähnliche Weise. Meine Freundin entdeckte unter den Angekommenen eine Bekannte. Die Beiden kauerten nieder, hielten sich die Hände, rieben Nasen und weinten und jammerten über eine Viertelstunde lang. Hierauf setzten wir uns wieder in die Hütte, wo das Häuptlingstöchterlein die alte Conversation fort-

setzte, als ob Nichts vorgefallen wäre. Dazwischen hatte sie eine Scene gespielt, die einem ganzen Theaterpublikum die Thränen in die Augen gebracht hätte. Sie zeigte mir ihre prächtigen Zähne und lächelte mich mit den schwarzen Augen, in denen noch die Thränen schimmerten an, dass ich verwundert den Kopf schüttelte, worüber sie herzlich lachte. Ich machte im Stillen meine Betrachtungen über die weibliche Natur. Sie erzählte mir noch verschiedene Geschichten von ihren Freundinnen und machte sich über ihre Herzensangelegenheiten, die nach europäischen Begriffen nichts weniger als lächerlich waren, lustig. Wenige Minuten nachher weinte und klagte sie wieder in herzzereissender Weise. Nach dieser zweiten Scene frug sie mich unbefangen um Rath wegen ihrer schönen schwarzen Haare, die im Ausgehen begriffen seien, zum Beweis zerrte sie, bis sie eine ganze Handvoll ausgerissen hatte. Ich rieth ihr an mit Whisky einzureiben, was sie für einen schlechten Witz hielt. O diese Weiber! ich muss hier noch bemerken, dass mich ihr Papa absolut zum Schwiegersohn haben wollte, dass mich auch seine Frauen (ein halbes dutzend Schwiegermütter in Aussicht!) freundlich einluden, mich bei ihnen niederzulassen.

Die Sitte des Nasenreibens und Klagens ist über ganz Neuseeland verbreitet und wird selbst da, wo europäischer Einfluss viele andere Gebräuche verdrängt hat, festgehalten.

Auch die Gesänge, namentlich die Liebeslieder, sind alle melancholischer Natur. Oft lauschte ich Abends, um sie zu Papier zu bringen, den weichen Altstimmen der Frauen und Mädchen, die zum hundertsten Mal dieselbe Melodie sangen.

Nach dem Abendessen fängt bei den Maori die Unterhaltung, bestehend in Gesängen, Tänzen, Reden etc., an. In den Tänzen der Mädchen sprechen sich alle Leidenschaften der menschlichen Natur aus. Ich hatte oft meine ganze Whare voll Gäste, mit denen ich politisirte oder Maorisprache und Sitten verhandelte, während in der Mitte die jungen Mädchen, beim Gesange und Musikbegleitung auf einem eisernen Becken oder Deckel, tanzten. Oft fand sich das halbe Dorf beisammen, so dass wir uns kaum rühren konnten, und dann gab ich einige Stücke aus Norma oder Regimentstochter, gelegentlich auch Volkslieder auf der Ocarina zum Besten. In warmen Nächten versammelt sich Alt und Jung im Freien, wie im schönen Aargau

die Bauern, raucht und verhandelt uralte und neue Neuigkeiten.

Die Maori haben eine grosse Schwäche für Reden. Bei jedem Anlass wird gerednert und wohl oder übel musste ich an den endlosen Korero theilnehmen. Einen alten, tätowirten Häuptling mit funkelnden Augen reden zu hören, ist ein Genuss. Mit grossem Interesse hörte ich dem guten Maorikönig zu. Tawhiao mit der Decke gekleidet, mit Nephritornamenten in den Ohren und am Hals ist als Redner eine imposante Erscheinung.

Oft kommen interessante Familienangelegenheiten zur Besprechung. Einer meiner Freunde hatte sich fest vorgenommen, sein Familienglück durch Einführen einer neuen Gemahlin zu vergrössern. Seine Mutter stimmte ihm bei, seine Frau war entschieden anderer Meinung. Der Häuptling, ein Riese mit ächter Menschenfresserphysiognomie, der das Lachen längst verlernt hatte, war Hauptredner, wurde aber bald durch das Gekreisch der Frau und durch das Geschnatter der alten Dame unterbrochen. Ich will der guten Alten, die mir stets besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, nichts Böses nachreden, aber ich muss gestehen, dass ich eine geläufigere Zunge in meinem Leben noch nie gehört hatte und nicht mehr zu hören hoffe. Sie brachte den grimmigen Häuptling zu unserer Freude ganz ausser Fassung, so dass er wie ein wüthender Löwe brüllte.

Die Maori sind keine grossen Gelehrten. Sie sind lernbegierig, haben aber keine Ausdauer. Die alten Häuptlinge sind mit der Geographie des Landes sehr gut vertraut und zeichnen genaue Karten in den Sand. Mehrere interessiren sich für europäische Politik und verlangten Etwas von den Häuptlingen der Deutschen, *Wiremu* (Kaiser Wilhelm) und *Pihimariki* (Bismarck) zu vernehmen. Ich musste ihnen den alten Kaiser und den eisernen Kanzler, auch Kaiser Franz oft zeichnen, ebenso russische und deutsche Soldaten, Kanonen etc. Eine Discussion über geographische Fragen ist sehr schwierig, da die Maori wegen ihres mangelhaften Alphabetes die Namen nicht aussprechen können. Ich brachte einen alten Politiker in nicht geringe Wuth, weil ich ihm über *Mekikaro* keinen Aufschluss geben konnte. Nach langem Fragen fand ich heraus,

dass er Mexico meinte. Neapel wird *Nepora,* England *Ingiranga,* Oesterreich *Oheria,* Auckland *Akarana* etc.

Bei diesen Gelegenheiten machte ich eine Beobachtung, die mich sehr überraschte. In den Malereien und Schnitzereien der Maori ist von Proportion keine Rede, und die nach der Natur gezeichneten Gegenstände sind kaum zu erkennen, dennoch copirten sie meine Skizzen ganz getreu. Beim Zeichnen der Pferde und Vögel fingen fast alle mit dem hintern Ende an.

Es ist gewiss auffallend, dass die feurigen Maori so wenige Zeichen gegenseitiger Liebe zeigen. Verliebte und Neuvermählte sitzen nebeneinander wie Fremde. Selbst die in Europa so weit verbreitete Sitte des Küssens ist unbekannt. Dennoch spielt die Liebe in ihren Liedern eine grosse Rolle. Ich erinnere nur an die schöne Hinenwa, die trotz des Verbotes ihres Vaters zu ihrem Liebhaber nach der Insel Mokoia schwamm. Diese treue Liebe wird in manchen Gesängen verewigt.

Jedem Besucher in den Maoridörfern fällt die kleine Zahl der Kinder auf. Vernachlässigung und Ueberfütterung mit unpassender Nahrung tragen dazu bei. Obschon alle Maori heirathen, sind grosse Familien selten und in mehreren Rainga schienen diese nützlichen Geschöpfe ganz zu fehlen. Wo Kinder existiren, fehlt es an Lärm nicht. Die Maori nehmen in dieser Richtung eine hohe Stelle ein, namentlich Nachts nimmt das Geschrei kein Ende. Manchem Schreihals gab ich durch einen derben Puff zu verstehen, dass es Zeit sei die Tonart zu ändern.

Die Frauen tragen die Kinder à la Hippopotamus am Rücken herum, wo sie sie mit der Decke festhalten. Ich möchte diese Sitte allen schweizerischen Müttern empfehlen. Die Frau hat beide Arme frei, so dass sie ungehindert alle Hausarbeiten verrichten kann, ohne von der Bürde auch nur etwas zu fühlen. Aus dem vergnügten Grinsen der weitmäuligen Jungen schliessen wir, dass sie sich in ihrer Position ganz behaglich befinden.

Die Maorikinder sind furchtsam und scheu. Meine Brille wurde von ihnen aus respektabler Entfernung angeglotzt. Auch mein unzweifelhaft etwas rother Bart flösste ihnen kein grosses Vertrauen ein. Ich war nicht wenig überrascht, zum ersten Male eine Mutter ihrem Sohne zurufen zu hören: Schweig, oder der Weisse frisst dich. Die Kinder werden nicht allzu

zärtlich behandelt. Väter und Mütter brüllen sie an, stossen sie. Ich sah, wie eine junge Mutter ihren etwa 7jährigen Buben beohrfeigte und ihn schliesslich mit einem gewaltigen Fusstritt in einen tiefen Graben spedirte, wo er ganz unsichtbar wurde. Als er wieder zum Vorschein kam, begrüsste er die erzürnte Mama, die immer noch aus Leibeskräften schimpfte, mit entsetzlichen Grimassen und warf Steine und Holz nach ihr. Oft begegnet man Maorifrauen zu Pferd mit 2—3 Kindern, die sich auf alle denkbare Weise festklammern, oder festgebunden sind. Die Kinder scheinen sich sehr gut zu unterhalten. Ihre Spielgenossen sind die Schweine, Hunde und Katzen. Ihre Kleidung ist natürlich nicht allzu schwer, die Haut vertritt die Stelle derselben bei warmem Wetter. Einige Worte über die Kleidung der Erwachsenen sind hier am Platze. Wenn das Sprichwort: Kleider machen Leute, wahr ist, so sind die halbcivilisirten Maori arme Leute.

Einst kleidete sich der Maori in aus Flachs bereiteten, mit farbigen Fasern, Federn und Haaren reichlich verzierten Decken. Bei festlichen Anlässen trug er wahre Wunderwerke. In seinen Federnmantel eingehüllt, mit dem Grünsteinbeil in der Hand, Steinkourou und Heitiki und Haifischzähne in den Ohren und Hujafedern im Haar ist der Maori eine prächtige Erscheinung und jeder Zoll ein Menschenfresser! In einem aus Kiwifedern bedeckten Mantel dürfte sich die grösste Dame Europas stolz sehen lassen. Warum die ersten Missionäre gegen diese Kleidungen eiferten, begreife ich nicht. Die einfache Flachsdecke war praktisch, billig, schön und vor allem der Gesundheit zuträglich. Im warmen Wetter luftig, absorbirte sie beim Regen kein Wasser und trocknete in wenigen Minuten, während die von den Weissen eingeführten Wollendecken, wenn dem Regen ausgesetzt, sich mit Wasser füllen, und so viele Krankheiten, namentlich die so verheerenden Lungenleiden verursachen.

Der Maori hat keinen Farbensinn. Die Weiber lieben möglichst schreiende Farben. Eine reisende Bande Maori trägt alle möglichen Farben des Regenbogens auf sich. Natürlich gibt es Ausnahmen von der allgemeinen Regel und diese gehören selbstverständlich dem schönen Geschlecht an. Mitten unter den in buntscheckigen Blousen und Decken gekleideten Frauen begegnet man namentlich im Innern des Landes in

einfache weisse Jacken und Röcke gekleideten Weibern. Der Contrast ist auffällig. So viel ich entdecken konnte, waren es in der Regel kürzlich verheirathete Frauen. In allen Fällen machte ich die Beobachtung, dass ihre Häuser überaus reinlich und geschmackvoll decorirt waren. Die jungen Mädchen, und selbstverständlich nicht die hässlichsten, beschäftigen sich gerade so gerne mit Toilettenfragen, wie ihre weisshäutigen Schwestern im fernen Norden, und es ist kein allzu seltener Fall, einem in elegante Kleider neuester Façon gehüllten Mädchen mit modernem Hut mit Straussenfeder und kleinen zugespitzten Glanzlederstiefelchen und weissen Handschuhen zu begegnen. Bei den Waikato wurde mir eine kleine Whare eingeräumt, in der zwei reichlich mit Spitzen, Volants und — horribile dictu — mit Tournuren versehene Kleider, das eine seidengelb, das andere himmelblau hingen. Sie gehörten der Tochter des Häuptlings, die beiläufig bemerkt, die schönste Frau des Stammes war und wohl aus diesem Grunde mit ihrem jungen Ehemann nicht im besten Einverständnisse lebte. Wir hatten ein grosses Korero, währenddem die Ehescheidung besprochen wurde.

Bei Ohinemuta wanderte ich langsam den Hügel hinauf und ging eben um eine Ecke, als ein Maorimädchen in vollem Galopp mich beinahe über den Haufen rannte. Nach der üblichen *Tena koe* folgte das ebenso übliche *Ho mai te mate*, gib mir ein Streichholz. Während ich in allen mit Steinen gefüllten Taschen nach solchen suchte, betrachtete ich die junge Amazone mit Musse. Sie war in grande tenue, in weissem Kleid, mit Spitzen und bunten Seidenbändern, die nagelneuen Stiefelchen hingen am Sattel. Ich gab ihr die Schachtel, die sie beinahe leerte, zu meinem grossen Aerger, denn ich hatte zwei Tagereisen vor mir und keine Gelegenheit, neue Vorräthe zu sammeln. Ich reklamirte. Sie blickte mich mit bezauberndem Lächeln an, wünschte mir glückliche Reise und gab dem Pferd die Sporren. Wenige Schritte weiter fand ich einen weissen Unterrock am Boden. Die Reiterin war längst verschwunden und ich hing den Artikel an einen Baum, wo er wie eine Fahne des Friedens flatterte. Die Stiefelchen am Sattel, und der verlorne Unterrock, den sie nicht vermisste, belehrte mich, wie unnöthig beide waren, aber sie sind bei den Blassgesichtern Mode. So sind die Weiber.

Es wird so viel über die Unreinlichkeit der Maori geschrieben. Ich muss das heikle Thema kurz behandeln. Die Maori sind gerade so reinlich wie andere Racen. Es gibt unter ihnen wie unter den Europäern Individuen, die wie Schweine leben.

In der Regel baden die Maori alle Tage und viele bringen ihr halbes Leben im Wasser zu, namentlich in den warmen Bädern der Vulkanzone. Die Frauen waschen ihre Decken häufiger als die Weissen es thun. Ein Maoridorf sieht immer unordentlich aus. Aber manches Haus, das aussen einem Krähenneste ähnlicher sieht, als einer menschlichen Wohnstätte, ist inwendig nett und sauber, und so reinlich gehalten, als es die Verhältnisse gestatten. Mit einem grossen Feuer in der Mitte und Haufen trockener Farrenkräuter auf dem blossen Boden können wir natürlich nicht die Eleganz eines Salons erwarten. Nur beim Kochen dürften sich die Maori grösserer Reinlichkeit befleissen. Um eine Maorimahlzeit mit Appetit zu geniessen, ist es rathsam, die Vorbereitungen nicht allzu genau zu beobachten. Dasselbe gilt übrigens auch für Europa.

Die Hütten sind alle im gleichen Styl gebaut, aus Holz, Raupo, Palmblättern, Tizweigen etc. Die Häuser grosser Häuptlinge, die *Whare rumanga* oder Versammlungshäuser sind dagegen oft reichlich verziert durch menschliche Figuren, Spirallinien u. s. w. Durch Anwendung verschiedenfarbiger Hölzer und Fasern erscheinen die Wände im Innern mosaikähnlich. Die Vorrathshäuser stehen oft auf hohen Pfählen und sind nur auf Leitern zugänglich. Die geschnitzten Figuren, die verstorbene Häuptlinge repräsentiren, erinnern an scheussliche Missgeburten. Die Köpfe sind unverhältnissmässig gross, die Zungen hängen einen Fuss weit hinaus, die Augen sind gross, schief und mit Perlmutter eingelegt. Die Linien des Moko (Tätowirens) sind dagegen naturgetreu wiedergegeben und sehr sorgfältig ausgesucht. Diese Figuren sind fast ausnahmslos so realistisch, dass sie nicht in öffentlichen Museen ausgestellt werden können.

Die grösseren Maoriwhare zerfallen in einen innern Raum und eine Laube. Ganze Familien oder mehrere Familien zusammen wohnen in derselben Hütte. Früher besass jedes Dorf ein geschnitztes Versammlungshaus, jetzt existiren nur noch

wenige. Die Holzschneidekunst war von jeher im Seegebiet zu Hause, von wo aus die Arawastämme ihre Produkte verschickten. Das neue Maorihaus an der Themsemündung soll gegen 6000 Pfund Sterling gekostet haben, und ein kleines Haus in Tapapa kostete 500 £.



Fig. 5. Meine Whare in Whatiwhatihoe.

In der Kochkunst haben es die Maori nicht weit gebracht. Von den einheimischen Pflanzen werden nur noch wenige gegessen. Die europäischen Fruchtbäume, sowie Kartoffeln, Mais, Melonen etc. werden überall gebaut. Leider sind die Eingebornen zu faul, um rationellen Landbau zu treiben; gut bebaute Felder findet man selten. Fische, Krebse und Muscheln werden massenhaft vertilgt. Eine besondere Vorliebe zeigt der Maori für die Haifische. Gekochter Hai ist ein ekelhaftes Gericht, der Gestank und das leimige Anfühlen nehmen mir stets den Appetit weg. Ein schmaler Streifen am Rücken kann im Nothfalle verschluckt werden, dagegen sind die getrockneten und in heisser Asche gebratenen oder im Maoriofen gekochten Patiki ausgezeichnet, wenn einmal der Widerwillen überwunden ist. Die Nähe der Maoridörfer wird durch den Geruch der an langen Stangen zum Trocknen aufgehängten Fische angekündet.

In jedem Maoridorf treiben sich ganze Rudel Schweine herum, die wie Familienmitglieder behandelt werden und überall Zutritt haben.

Beim Mittagessen wacht der Maori auf. Grosse Körbe voll Kartoffeln, Kumara, Fische, Schweinefleisch, werden auf den blossen Boden gestellt, und jeder bedient sich selbst mit den Fingern. Hunde, Katzen und Schweine drängen sich zu und reissen die besten Bissen aus den Händen der Essenden. Die

im Maoriofen, d. h. auf heissen Steinen, die mit Decken bedeckt und mit Wasser bespritzt werden, gekochten Gegenstände schmecken besser, als die nach europäischer Art präparirten Gerichte. Wilder Honig vertritt oft den Zucker.

Bei den grossen Festen werden kolossale Massen Kartoffeln, Fische und Schweine verbraucht, in Folge wovon ganze Stämme monatelang hungern müssen. Die gastfreundlichen Maori laden den Reisenden zu ihren einfachen Mahlzeiten ein und freuen sich, wenn ihm das Aufgetragene schmeckt.

Wie oft war ich den guten Wilden für ihr freundliches *Haere mai* dankbar, wenn ich den ganzen Tag auf dem Marsche gewesen war. Mehr als einmal musste ich mich mit Farrnwurzeln behelfen, wenn die Entfernungen der Maoridörfer zu gross waren. Diese Wurzeln, namentlich die tief in der Erde wachsenden, sind übrigens keine verachtenswerthe Kost. Nach Entfernung der zähen braunen Fasern schmeckt eine in der Asche gebratene Farrnwurzel ausgezeichnet. Die Maori denken, wie die Kinder, nur an die Gegenwart. So lange sie mit Vorräthen reichlich versehen sind, leben sie herrlich und in Freuden, und essen und trinken und laden ihre Freunde zu den Festen ein.

Zu den leider verschwindenden Sitten gehört das Tätowiren. Junge Männer tätowiren nicht mehr. Die Mädchen lassen sich gewöhnlich tätowiren und ein mit den tief eingegrabenen Linien tätowirtes Kinn trägt nur zur Schönheit der Frauen bei. Die blauen Lippen dagegen entstellen die freundlichen Gesichter vollständig. Den alten Häuptlingen geben die dunkeln Linien ein wildes Aussehen. Sie verdecken die Ausdrücke der Gemüthsbewegungen, so dass selbst beim Lachen die Züge wie in Erz gegossen erscheinen. Nur in den Augen sind Freude und Schmerz erkennbar. Sie verdecken auch die Runzeln des Alters und dienen ferner dazu, Stamm und Rang anzuzeigen. Das Gesicht des alten Maorikönigs ist über und über mit kunstvollen Linien und Furchen bedeckt, so dass es dunkelblau erscheint. Auf den Statuen der Todten sind diese Linien sorgfältig nachgeahmt. Oft sind auch andere Theile des Körpers tätowirt. Es ist sehr zu bedauern, dass in Folge des Umgangs mit den Weissen die Maori diese althergebrachten Gebräuche aufgeben.

Die Operation ist eine sehr schmerzvolle und nimmt Wochen in Anspruch. Die zuerst vorgezeichneten Linien werden mit einem scharfen Instrument aus Stein oder Muschelschalen eingemeiselt. Nach Versicherung der Alten bereiten die Linien auf der Nase und den Augenliedern den grössten Schmerz. Ein vollkommen tätowirter Häuptling im alten Maorimantel mit den aus Nephrit *(ponnamu)* geschnittenen Heitiki und Kourou auf der Brust und in den Ohren, mit Hujafedern im Haar und der Grünsteinkeule *(mere)* in der Hand ist eine Erscheinung, die sich nicht aus dem Gedächtniss verwischen lässt. Diese Typen des alten Maorithums sind bereits sehr selten und in wenigen Jahren wird der letzte Krieger der alten Garde mit seinen Steinwaffen und Schmuck zu Grabe getragen werden, um im Reiche der Geister den Verfall seiner Nation beklagen zu helfen. Selbst seine letzte Ruhestätte wird nicht geheiligt bleiben. Ueber sein Grab wird der Pflug des Fremdlings tiefe Furchen ziehen. Der Riese des Urwaldes, in dessen hohlem Stamm die geschabten und gemalten Knochen ruhen, wird den Streichen der Axt nachgeben, und die geheiligten Ueberreste werden von den Hunden der Ansiedler entweiht werden, bis einst im Kampfe der Elemente die Lavaströme und Aschenschauer sie mit den hilflosen Bleichgesichtern für alle Zeiten begraben werden. Von der dichten Maoribevölkerung sind nur noch 40,000 übrig und diese gehen raschem Aussterben entgegen. Das ganze Land ist mit alten Pa oder Festungen bedeckt und fusstiefe Ansammlungen von Muschelschalen und verkohltem Holz, und mit Menschenknochen ausgefüllte Höhlen geben Aufschluss über den einstigen Aufenthalt mächtiger Stämme. Die wichtigen Festungswerke auf den Vulkanen bei Auckland lehren uns, dass der Isthmus einst dicht bevölkert war. Diese Festungen sind wahre Kunstwerke und es ist unbegreiflich, wie ein mit den Gesetzen der Natur unbekanntes Volk mit den einfachsten Geräthen diese complizirten Werke ausführen konnte. Ganze Hügel sind mit Terrassen, tiefen Gruben und Gängen bedeckt.

Durch die jüngsten Kriege der kampflustigen Wilden, den Canibalismus, durch Einführen der Feuerwaffen wurden ganze grosse Stämme vernichtet. Der schon genannte Ngapuhihäuptling Hongi, der Napoleon der Südsee, durchzog die Insel bis zum Roto Rua und schonte weder Alter noch Geschlecht, bis

er selbst nach langen Leiden einer Schusswunde unterlag. Auf dem Todtbette ermunterte er seine Genossen, den Vernichtungskrieg fortzusetzen und seinen Tod zu rächen.

In den Kriegen mit den Weissen fielen Tausende nach heldenmüthigem Widerstande. In keinem andern Theil der Erde gaben Wilde den Waffen der Europäer so viel zu schaffen. Die armen Maori wehrten sich in ihren Pa wie die Löwen gegen die Uebermacht der Feinde. Frauen und Kinder vergossen ihr Blut im Kampfe gegen die Eindringlinge. Ohne Nahrung und Wasser hielten die verzweifelten Maori den Hagel von Geschossen aus und der Aufforderung der Engländer. sich zu ergeben, antworteten sie: Freunde! Wir wollen kämpfen, für ewig, für ewig. Unsere Frauen werden kämpfen, für ewig, für ewig. Das ist Alles, was wir zu sagen haben: Wir werden kämpfen, für ewig, für ewig.

Hevi ano, ka muttu, ka whawhai tonu matou ake, ake, ake. Ein Pa wurde am Sonntag erstürmt, weil sich die edlen Maori weigerten, am Tag des Herrn Blut zu vergiessen. Die Maori sandten ihren hungernden Gegnern Nahrung!

Die von den Weissen eingeschleppten Krankheiten vermindern die Eingebornen rasch. Branntwein und Tabak wirken schädlich auf alle wilden Völker. Europäische Kleider verursachen Lungenkrankheiten. Durch die Einführung der Pferde und ohne körperliche Anstrengung erhältliche Nahrungsmittel wird der Maori verweichlicht, die Mischlinge der Weissen und Maori sind eine schwächliche Race und sterben meistens jung.

Alle Racen der Südsee sterben aus, auch da, wo sie nicht mit Europäern in Contact kommen.

Wo heute den Reisenden das freundliche *E hoa, tenakoe* begrüsst, wird er in kurzer Zeit dem *good morning* des Ansiedlers begegnen und die Väter werden bald den neugierigen Kindern erzählen, dass Neu-Seeland einst von braunen Menschen bevölkert war. Die Hütten der Maori werden zerfallen, durch Einwirkung der atmosphärischen Kräfte und durch den Pflug der Weissen werden die Ueberreste der alten Vesten spurlos verschwinden.

Auf den Ruinen wird der letzte der Maori ausrufen: „Die Freunde meiner Jugend, wo sind sie?“ Das Echo lautet: „wo sind sie?“ Der letzte Piwakawaka wird ihm sein Sterbelied

singen und über seinem leblosen Körper wird in der stillen Mondnacht die letzte Kouroueule den Todtengesang erschallen lassen. Die Wälder aber werden alsdann nur noch von den bekannten Tönen der europäischen Amseln, Drosseln, Finken und Lerchen widerhallen.



Fig. 6. Whare in Whiritoa.



IV.

Vom Congo zum Zambesi.

Bericht über die österreichische Congo-Expedition in den Jahren 1885–1887.

Von Professor Dr. Oscar Lenz in Prag.

Im Nachstehenden gebe ich einen kurzen Bericht über eine Reise, welche sich von der **Congomündung** bis zur **Zambesimündung** erstreckte, also eine einheitlich ausgeführte Durchquerung des tropischen Afrika in der Richtung von West nach Ost. Ehe ich aber zur Schilderung der Reise gehe, mag es gestattet sein, einige Worte über meine Begleiter zu sagen. Ich bin immer von der Ansicht ausgegangen, dass zahlreiche Europäer bei einer Expedition eher ein Hinderniss sind als ein Vortheil, und mir haben immer Reisen vorgeschwebt, wie diejenigen von Barth, Livingstone, Rohlfs, Nachtigal, Schweinfurth, Cameron etc., die nur aus einem oder zwei Europäern bestanden; auch meine Timbuktu-Reise habe ich seinerzeit allein ausgeführt und schreibe diesem Umstande meinen Erfolg zu. So entschloss ich mich auch diessmal nur einen Theilnehmer zu acceptiren und wählte Herrn O. Baumann aus Wien. In bereits veröffentlichten Briefen habe ich wiederholt darauf hingewiesen, wie werthvoll mir dessen Hilfe gewesen ist und wie äusserst wichtig dessen sorgfältige und exacte Kartenaufnahmen sind. Es war denn auch für mich ein sehr schmerzlicher Verlust, als Herr Baumann an den Stanley-Fällen schwer an Dysenterie erkrankte und umzukehren genöthigt war. Wie eifrig derselbe arbeitete, geht daraus hervor, dass Baumann, kaum an der Küste etwas hergestellt angekommen, auf der Insel Fernando Po ergebnissreiche Untersuchungen anstellte, die leider wiederum durch heftige Fieberanfälle unterbrochen wurden.

Als ich am Stanley Pool ankam, traf ich mit dem damaligen Gouverneur des Congo-Staates, Sir François de Winton, zusammen, der mir dadurch ein Zeichen seines Wohlwollens für unsere Expedition gab, dass er mir einen Beamten des Congo-Staates während der Dauer der Reise zur Verfügung stellte. Herr Bohndorf hatte viele Jahre in den oberen Nilländern zugebracht, bald im Dienste Gordon Pascha's, bald alleinreisend, zuletzt als mehrjähriger Begleiter Dr. Junker's. Mit Land und Leuten, besonders auch mit der Sprache derjenigen Länder vertraut, deren Erreichung mir vorschwebte, musste ich dieses Anerbieten des Gouverneurs als sehr günstig für uns bezeichnen; als dann Verhältnisse eine Aenderung des ursprünglichen Planes nöthig machten, als besonders Herr Baumann mich verlassen musste, verblieb Herr Bohndorf bis zum Schlusse der Reise bei mir, wenn derselbe auch auf der zweiten Hälfte des Weges von einer schweren Erkrankung erfasst wurde und erst am indischen Ocean angekommen wieder genas.

An der Westküste Afrika's ist es wohl kaum möglich, eine grössere Anzahl von Trägern für eine auf Jahre berechnete Expedition zu finden, wie es an der Ostküste der Fall ist. Ich musste mich daher darauf beschränken, eine kleine Anzahl Diener zu engagiren. Ich fand einige junge Burschen vom Stamme der Why, die eine kleine Colonie in der Nähe von Monrovia bilden, bereit, mit mir zu gehen; einige derselben fielen einer Pockenepidemie in den Ländern zwischen Congo und Tanganjika zum Opfer; der Rest erreichte mit mir die Ostküste, von wo ich dieselben mit nach Aegypten nahm, und dann über Triest und Wien nach Hamburg beförderte, von wo sie sich nach Liberia eingeschifft haben. Briefe von dort haben mir gezeigt, dass diese Diener wohlbehalten in ihrer Heimat angekommen sind, wo sie als weitgereiste Männer hoffentlich die richtige Würdigung erfahren. Es ist das erste Mal, dass Neger von diesen Theilen Westafrikas derartige Reisen unternommen haben; im Interesse späterer Expeditionen liegt es, dass diese Leute Vertrauen in die Worte des weissen Mannes haben und so legte ich grossen Werth darauf, dass meine Diener in jeder Weise befriedigt zu ihren Verwandten zurückkehrten. Die Whyboys sind gute, unerschrockene Diener und können vielleicht noch mancher von Westafrika ausgehenden Expedition nützen.

Interessant ist es, dass der Stamm der Why eigene Schriftzeichen (eine Art Geheimschrift) hat, die kein anderer Negerstamm zu lesen im Stande ist. Meine Diener haben nicht nur während der Reise eine Art Tagebuch geschrieben, sondern auch Briefe in ihre Heimat geschickt, so oft sich Gelegenheit bot. Die letzte Briefsendung derselben schickte ich von Zanzibar aus über Capstadt und Madeira nach Monrovia an den dortigen deutschen Consul mit der Bitte, die Schriftstücke an den Häuptling der Why, King John, zu übergeben. Als ich mit meinen Burschen in Wien ankam, fand ich Briefe von Monrovia vor mit den Antwortschreiben der Verwandten dieser Neger, worüber letztere natürlich eine grosse Freude hatten. Solche Erlebnisse tragen dazu bei, das Vertrauen der Schwarzen zu dem Europäer zu erhöhen; sind die Leute auch ausserordentlich weit von ihrer Heimat entfernt, so wissen sie doch jetzt, dass sie nicht völlig abgeschieden von den Ihrigen sind, und wenn der europäische Herr so etwas berücksichtigt, so kann er sicher sein, anhängliche und ergebene Diener zu erhalten.

Wir benutzten ein Hamburger Schiff und kamen nach angenehmer Fahrt Mitte August 1885 an den Congo. Nur kurze Zeit blieben wir hier in der Faktorei eines grossen holländischen Hauses, von welchem ich die zahlreichen verschiedenen Waaren, welche an Stelle des Geldes im Innern cursiren, bezog; diese Waaren wurden in Trägerlasten, etwa 65 — 70 Pfund schwer verpackt und dann mittels eines kleinen Flussdampfers bis zur holländischen Faktorei Ango-Ango gebracht, das uns als Ausgangspunkt für die Landreise zum Stanley Pool empfohlen war. Der untere Congo ist nur bis zu diesem Punkte oder richtiger bis zu der damals noch existirenden, etwas flussaufwärts gelegenen Station Vivi schiffbar; eine Strecke, welche die kleinen Dampfer gewöhnlich in einem Tage zurücklegen. Dort beginnt jenes grosse Gebiet der Stromschnellen und Katarakten, welche sich mit Unterbrechungen bis Stanley Pool erstrecken. Eine solche Unterbrechung findet zwischen den ehemaligen Stationen Isangala und Manyanga statt und wird dieselbe vielfach mit Hilfe grosser Boote zurückgelegt.

Die Beschaffung von Trägern in unserer Station war durchaus nicht leicht. Das Gouvernement in Vivi war nicht in der Lage, uns Leute zu verschaffen, da man dort selbst Mangel hatte und grosse Waarenmassen aufgespeichert lagen; ebenso-

wenig konnten uns die englischen Missionäre helfen, und so blieb nichts übrig, als dass Herr Baumann mit nur wenig Mann in das Innere ging, um daselbst Leute zu engagiren. Mit Ueberwindung grosser Schwierigkeiten gelang ihm das endlich, besonders durch die Hilfe eines grossen und einflussreichen eingebornen Händlers, Namens Makitu, der uns gegen 80 Leute verschaffte, welche die Waaren bis etwa auf den halben Weg nach Stanley Pool zu tragen bereit waren. Es vergingen aber doch zwei volle Monate, ehe wir von **Ango Ango** aus den Marsch antreten konnten.

Die ersten Tage der Reise waren beschwerlich; die Gegenden bei Mpalla Mpalla, Congodialemba, Banzamateke etc. sind gebirgig; tiefe und steile Einschnitte trennen die einzelnen vorherrschend aus Quarzit und krystallinischen Schiefern bestehenden Höhenrücken von einander; die schmalen Fusspfade sind mit scharfen, glänzend weissen Quarzbruchstücken bedeckt, selten gewähren ein paar Bäume den unter ihrer Last keuchenden Trägern etwas Schatten, und nur hohes hartes Gras konnte die dürftige Humusdecke zwischen den rauhen Felsenmassen hervorbringen. Die kleinen von Bananenbäumen umgebenen Dörfer der Eingebornen liegen weit voneinander entfernt, oft aber recht malerisch auf den felsigen Plateaus; die einem wüsten Fetischismus ergebenen Bewohner sehen streng darauf, dass der Europäer nicht gewissen, für sie heiligen Orten zu nahe kommt.

Späterhin wurde das Terrain günstiger; grössere Ebenen, von Hügelketten durchzogen, traten auf, die Landschaft nahm mehr einen parkartigen Charakter an und zahlreiche kleine Bäche brachten eine reichere Vegetation hervor. Am 9. November erreichten wir die Station des Congostaates Lukunga; der Fluss gleichen Namens bildet ein breites fruchtbares Thal; der erste Platz seit unserer Abreise von Ango Ango, wo Anpflanzungen in grösserem Massstabe möglich sind, wie das schon die Gartenanlagen des damaligen Stationsvorstandes zeigten. Ein dreitägiger Marsch brachte uns von hier zu der englischen Missionsstation Ngombe, in dessen Nähe sich das Dorf des grossen Elfenbeinhändlers Makitu befindet. Bis hierher waren unsere Träger engagirt; es war aber sehr leicht, neue Träger bis zum Stanley Pool zu bekommen; schon nach wenig Tagen hatten wir eine Carawane von über 90 Mann bei-

sammen und konnten am 17. November die Weiterreise antreten. In sechs bequemen Tagemärschen erreichten wir die weite Fläche des Stanley Pools. Je weiter man in das Land dringt, um so besser wird dasselbe; der Wald wurde häufiger und dichter, die Bevölkerung zahlreicher, und man merkt, dass man sich einem Punkte nähert, der in vielfacher Beziehung der wichtigste des ganzen Congo-Staates ist. Die Berge treten immer mehr zurück, heisse, feuchte, bewachsene Ebenen sind zu durchwandern, die Stromschnellen verschwinden und die breite, gewaltige Masse des Stanley Pooles zeigt sich in überraschender Schönheit. Im Grossen und Ganzen hat das Congobecken nicht viele landschaftlich schöne Punkte. Stanley Pool ist einer derselben.

Diese Strecke nun, von Vivi resp. Ango Ango bis zum Pool ist es, welche bisher für die Entwickelung des Handels und etwaiger Plantagenwirthschaft äusserst hinderlich ist. Wir haben allerdings drei Wochen gebraucht, um diese Gegend zu durchwandern, die schwarzen Briefboten können dieselbe Tour in weniger als der Hälfte Zeit zurücklegen, aber Waarentransporte werden immer 15—18 Tage brauchen. Einen solchen Landtransport aber durch menschliche Träger vertragen weder die einheimischen Produkte noch die importirten Waaren; die Kosten sind zu bedeutend, die Regelmässigkeit des Verkehrs eine zu geringe und die Unzuverlässigkeit der Träger eine zu grosse. Allerdings können die Transporte des Gouvernements die Route etwas abkürzen, indem sie von Vivi bis Isangala am Nordufer des Flusses gehen, dann den Strom benutzen, und etwa von Lukunga an den Südweg gebrauchen; aber auch das ist wegen des öfteren Wechselns der Träger nicht für die Dauer durchführbar und so hat man denn schon lange in den massgebenden Kreisen die Frage wegen des Baues einer Eisenbahn ventilirt. Es hat diese Frage vielfach zu nicht immer sehr mässig geführten literarischen Streitigkeiten geführt. Ich verkenne keineswegs die Schwierigkeiten, welche sich diesem Bau entgegenstellen; ebenso fest bin ich überzeugt, dass dieselbe für die erste Zeit sich in keiner Weise rentiren wird; auch wird die Bahn viel Geld und vermuthlich manches Menschenleben kosten; aber andrerseits sind technisch viel schwierigere Aufgaben schon gelöst worden und dann steht für mich fest, dass der Congostaat ohne eine geeignete Kommunikation zwischen Vivi

und Stanley Pool überhaupt nicht lebensfähig ist. Es wird mit Vollendung eines solchen Schienenweges ein grosser Umschwung in den ganzen Handelsverhältnissen am unteren Congo eintreten; das grosse Waaren-Entrepôt, welches sich jetzt in Banana befindet, wird an den Stanley Pool verlegt werden, die Faktoreien werden daselbst ihre Flussdampfer haben und können von hier den auf mehr als 1000 Kilometer schiffbaren Congo und besonders die südlichen Nebenflüsse befahren. Es ist wohl keine Frage, dass die Buschbewohner in den gewaltigen Urwäldern an beiden Seiten des Hauptstromes und der Nebenflüsse im Stande sind, noch für eine längere Zeit Produkte zu liefern; es wird allerdings eine Zeit kommen, wo das Elfenbein selten wird und vielleicht ganz aufhört; bis dahin aber werden die Neger gelernt haben, andere Artikel für den europäischen Händler zu beschaffen (Kautschuk, Palmöl, Erdnüsse etc.).

Es scheint, dass jetzt die finanziellen Bedingungen für den Bau dieser Congobahn gegeben sind und es wird damit zweifellos ein bedeutendes Stück Culturarbeit geschaffen, die freilich erst ihre Zinsen in der Zukunft tragen wird. Aber der ganze Congostaat ist ja überhaupt für die Zukunft berechnet, und man kann von einem Lande, welches man erst seit einem Decennium kennt, nicht schon goldene Berge erwarten.

Am Stanley Pool befindet sich die grosse Station Leopoldville und nicht weit davon in einer hübschen Gegend die Station Kinchassa; ausserdem gibt es hier zwei Baptistenmissionen, deren jede einen kleinen Dampfer besitzt. Auch der Congostaat hat eine Anzahl Flussdampfer und kurz vor unserer Ankunft war erst der neue Dampfer „Stanley“ fertig geworden, dessen Benutzung für unsere Expedition zugesagt war. Die genannten Stationen befinden sich am Südostufer des Pooles, das Nord- und Nordwestufer gehört zu Frankreich und befindet sich daselbst die französische Station Brazzaville, und in einiger Entfernung davon eine katholische Mission.

Der Pool selbst bildet eine seeartige Erweiterung des Congo von nicht bedeutender Tiefe; zahlreiche Fische, Krokodile und Flusspferde beleben denselben und auf den flachen mit Borassuspalmen bedeckten Inseln findet man eine grosse Ausbeute von Wasservögeln. Ziemlich mächtige, früher noch kriegerische Stämme bewohnen die bewaldeten Ufer; zu unserer Zeit standen

dieselben alle auf bestem Fusse mit den Europäern und versorgten die Stationen reichlich mit Lebensmitteln. Die Neger hier am Pool bilden im Handel nur die Unterhändler mit weiter im Busch wohnenden Volksstämmen, wo sich noch Elfenbein findet; dieses selbst geht durch viele Hände, ehe es in die Faktoreien der Europäer kommt und wird infolge dessen sehr vertheuert. Ein Handel mit anderen Produkten hat sich bisher noch nicht entwickelt; dieselben vertragen den langen Landtransport noch weniger als die werthvolleren Zähne der Elephanten.

Der Dampfer „Stanley" war bei unserer Ankunft noch nicht bereit, um die Reise nach den Stanley-Fällen anzutreten, und so waren wir genöthigt bis Ende Dezember zu warten, während welcher Zeit wir die Gastfreundschaft der Beamten des Congostaates genossen. Leider erkrankten hier während unseres Aufenthaltes mehrere Europäer sehr heftig; das Klima im unteren Congobecken wie überhaupt im ganzen äquatorialen Afrika ist doch ein schlechtes; länger als einige Jahre halten es wenige Europäer aus, dann müssen dieselben auf einige Zeit nach Europa; aber auch nur solche Europäer können hier leben, die vermöge ihrer Stellung in der Lage sind, sich der schweren Handarbeiten zu enthalten; es werden diese Länder nie geeignet sein für mittellose Ackerbauer und Colonisten, die mit ihrer Hände Arbeit den Boden bebauen müssen. Es wird eben Aufgabe der dort lebenden Europäer sein, die Neger zur Plantagenwirthschaft anzuhalten, und an regelmässige Arbeit zu gewöhnen. Wie schwer das ist, weiss jeder Reisende und manche sind der pessimistischen Ansicht, dass dies nie möglich sein wird. Wenn ich nun auch keine allzugute Meinung von dem afrikanischen Neger habe, so ist doch die Thatsache nicht zu leugnen, dass durch den intimeren Verkehr der Neger mit den Europäern die Bedürfnisse der ersteren steigen, und zur Befriedigung dieser Bedürfnisse wird endlich nichts anderes übrig bleiben als die Arbeit. Vorläufig kann der Neger noch durch den sehr beliebten Zwischenhandel seine ihm begehrenswerth und nöthig gewordenen europäischen Artikel erhalten; späterhin wird er es durch Ackerbau thun müssen, denn die Zukunft des tropischen Afrika beruht nicht auf dem jetzt üblichen primitiven Tauschhandel, sondern auf gross angelegter Plantagenwirthschaft.

Am 29. Dezember 1885 war der Dampfer „Stanley" endlich soweit, um seine erste Reise zu den Stanley-Fällen antreten zu können. Das Schiff war sowohl mit Menschen wie mit Lasten überladen; musste doch die wichtige Fallstation, die seit vielen Monaten vom unteren Congo aus nicht mit Provisionen und Waaren versorgt worden war, reich ausgestattet werden; der neue Stationschef, sowie sein Untergebener waren mit an Bord, dazu eine Menge Haussa-Soldaten, unsere Expedition mit allem Gepäck, sowie den Dienern und noch einige Beamte des Congostaates für andere Stationen.

Die Fahrt durch den Stanley Pool ist recht schön. Die imposante Wasserfläche, umrahmt von bewaldeten Bergen, die langgestreckten palmenreichen Inseln, einzelne Negerdörfer an den flachen Stellen des Ufers, dazu hin und wieder ein grosses Canoe voll von Eingebornen, die stehend zu rudern gewohnt sind, und ihre Arbeit mit monotonen Gesängen begleiten, das alles von einer heissen Tropensonne beleuchtet, gibt ein interessantes afrikanisches Bild, von dem der moderne europäische Dampfer merkwürdig absticht. Diese Flussdampfer können nur des Tages über verkehren, da gegen Abend an einer geeigneten Stelle gehalten werden muss, um Feuerholz zu schlagen; es geht infolge dessen die Reise nicht sehr schnell und wir brauchten 48 Tage, um die Strecke von Stanley Pool zu Stanley-Falls zurückzulegen, allerdings inclusive eines mehrtägigen Zeitverlustes durch Aufenthalt in einigen Stationen und durch kriegerische Ereignisse am Aruwimifluss.

Am 1. Januar des neuen Jahres erreichten wir eine kleine Station an der Mündung des Kwaflusses (also der Vereinigung der beiden grossen südlichen Congozuflüsse Kassai und Kuangwo). Am 4. Januar kamen wir an die jetzt verlassene Station Bolobo; von hier an beginnt der Congo sich ungemein zu verbreitern und enthält zahlreiche Inseln. Solcher grosser, lang gestreckter schmaler Inseln gibt es Hunderte und reicht diese Neigung zur Inselbildung bis hinauf zu den Stanley-Fällen. Nirgends hat man hier einen Ueberblick über die ganze Breite des Stromes; diese letztere ist sehr bedeutend und dürfte stellenweise der Breite des Stanley Pooles nicht nachstehen; dagegen sind die Canäle zwischen den einzelnen dicht bewaldeten Inseln oft recht schmal. Am 13. Januar trafen wir auf der Aequatorstation ein, von der es damals hiess,

sie solle, wie so manche andere Station, aufgelöst werden. Die Fahrt durch diese dichten Urwaldlandschaften ist grösstentheils monoton und traurig, insbesondere fällt der Mangel an Dörfern auf; die Mehrzahl derselben liegt landeinwärts und man glaubt durch völlig unbewohnte Gegenden zu fahren.

Als Geld dient hier beim Verkehr mit den Eingebornen theils dicker Messingdraht, in Stücken von 56 Centimeter Länge, sogenannte *mitakos,* oder auch bunte Taschentücher; einige Tagereisen oberhalb der Aequatorstation gibt es Stämme, die gern Kaurischnecken nehmen und beim Volk der Bangala waren merkwürdigerweise neben den genannten Artikeln auch leere grosse Glasflaschen, besonders ungefärbte, recht beliebt. Diese wichtige Station Ibogo im Bangalaland erreichten wir am 20. Januar. Die Leute sind sehr tapfer und kriegerisch und gelten heute noch, wohl mit Recht, als Menschenfresser. Der neue Commandant der Station Stanley-Falls machte hier den Versuch, Bangalas als Arbeiter zu engagiren und es gelang ihm in der That, einen Trupp von einigen 40 Leuten zu bewegen, die Reise mitzumachen. Oberhalb der Bangalaneger beginnen nun die stark mit Pallisaden befestigten Negerdörfer; es sind ziemlich wilde und kriegerische Nationen, die da wohnen, besonders die Eingebornen in der Nähe des Aruwimiflusses, und hier war es auch, wo Stanley seinerzeit Gefechte zu liefern hatte. Der an Bord befindliche neue Stationschef von Stanley-Falls hatte vom Gouvernement auch die Ordre bekommen, das Aruwimivolk zu züchtigen und es geschah denn auch mit Zuhilfenahme der Haussa-Soldaten und der Bangala in ausgiebiger Weise.

Am 14. Februar trafen wir endlich in der Station Stanley-Falls ein. Es befanden sich daselbst zwei Europäer, ein Schwede und ein Engländer; ein anderer Schwede hatte kurz vorher die Station verlassen, um über Zanzibar nach Europa zurückzukehren.

Die Falls-Station machte einen hübschen Eindruck. Es ist ein ebenes Terrain mit Gartenanlagen, etwas über dem höchsten Niveau des Stromes gelegen, und einigen allerdings sehr einfachen Wohnhäusern. Der Fluss mit den gewaltigen Katarakten gibt ein landschaftlich hübsches Bild, und die zahlreichen in lange weisse Gewänder gekleideten Araber und Zanzibariten, welche zu des grossen Händlers Tippo Tip Gefolge

gehören, stachen merkwürdig von der im Grossen und Ganzen hässlichen Negerbevölkerung ab. Während sich die Falls-Station (die bekanntlich infolge von Streitigkeiten zwischen Tippo Tips Leuten und den Eurpäern zerstört worden ist) unterhalb der Fälle am rechten Ufer des Congo befindet, haben sich die Araber auf einigen Inseln und am linken Ufer des Flusses oberhalb der Fälle festgesetzt. Die wichtigste Person unter diesen Leuten ist zweifelsohne Tippo Tip, oder, wie sein eigentlicher Name ist, Muhamed ben Muhamed, der glücklicherweise bei meiner Ankunft anwesend war. Es ist ein Mann von etwa 50 Jahren, von schöner kräftiger Gestalt, aber kein reiner Araber, sondern von ziemlich dunkler Hautfarbe, ohne den eigentlichen Negertypus zu besitzen. Sein Benehmen ist nicht unsympathisch, ein gewisses Selbstbewusstsein ist nicht zu verkennen, aber am meisten fällt auf bei der Unterhaltung mit ihm ein gewisses unstetes Wesen, ein plötzliches Abspringen von einem Gegenstand auf den anderen. Er spricht mit Vorliebe Kisuaheli (also Zanzibar), obgleich er auch arabisch versteht, aber bei unserem Verkehr mit ihm bediente er sich stets seines gut arabisch sprechenden Sekretärs, eines äusserst verschmitzten und habgierigen Menschen, der mit grösster Vorsicht zu behandeln ist.

Tippo Tip kam schon am Tage nach unserer Ankunft auf die Station, um den neuen Dampfer zu besehen, und ich benutzte sofort die Gelegenheit, um mein Anliegen betreffs einer Reise nach Norden vorzubringen. Die Aussichten dafür waren nicht günstig. Von den hier lebenden Negerstämmen ist wohl Niemand zu bewegen, eine längere Tour in Gegenden zu unternehmen, deren Bewohner man fürchtet. Tippo Tip selbst war nicht in der Lage, nur eine genügende Anzahl von Trägern und Soldaten zu stellen, da er die Aufforderung vom Sultan von Zanzibar bekommen hatte, möglichst bald an die Küste zu kommen. Tippo Tip will sogar schon vor längerer Zeit einen grossen Trupp seiner Leute nach Norden geschickt haben, um in das auch von ihm ersehnte Bilad Munsa, d. i. die Monbuttuländer zu gelangen, aber er habe seit 10 Monaten keine Nachricht von seiner Expedition erhalten. Er erklärte, ohne sehr grosse Escorte könne man nicht dahin gehen, andere Träger als seine Leute gäbe es nicht, und so müsse ich entweder auf meinen Plan verzichten, oder warten, bis er von

Zanzibar zurückkomme, was übrigens unter anderthalb Jahren kaum möglich war. Der Stationschef von Stanley-Falls bot mir sogar einmal seine 30 oder 40 Bangala-Leute an, um wenigstens eine kürzere Tour nordwärts zu unternehmen, aber so verwegen sich diese Leute auch sonst zeigten, dorthin wollten sie nicht. Um nicht unnöthigerweise durch Warten Zeit zu verlieren, entschloss ich mich einfach den Congo aufwärts nach Nyangwe und Kasongo zu fahren, den beiden wichtigsten Araberstädten am Lualaba-Congo, wo auch Tippo Tip sein eigentliches Hauptquartier hat. Ich siedelte infolge dessen von der Fallstation auf Tippo Tips-Insel über, nachdem ich mich von meinem bisherigen Begleiter Herrn Baumann getrennt hatte; die Schwäche desselben infolge eines heftigen Dysenterie-Anfalles war derart, dass er meiner Ansicht nach die beschwerliche Canoefahrt während der gerade herrschenden Regenzeit nicht hätte überstehen können.

Es verging noch einige Zeit, bis die für mich nöthigen Canoes und Rudersclaven herbeigeschafft werden konnten. Tippo Tip hat mir übrigens dieselben für eine mehr als vierzigtägige Canoefahrt den stark strömenden Congo aufwärts so gut wie umsonst gegeben; denn die Geschenke, die ich ihm zu geben in der Lage war, waren verschwindend klein gegenüber den Summen, die Tippo Tip von Stanley, Wissmann und anderen Reisenden erhalten hat.

Die mächtigen, aus hartem rothem Sandstein bestehenden Stanley-Fälle bieten ein sehr pittoreskes und interessantes Phaenomen. Inmitten der schäumenden Wassermassen haben die dort lebenden Eingebornen gewaltige Holzgerüste aufgerichtet, an denen sie die grossen Körbe zum Fangen der Fische befestigen. Fischfang ist die Hauptbeschäftigung dieser Leute; mit getrockneten Fischen treiben sie eine Art Tauschhandel mit den mehr landeinwärts wohnenden Eingebornen und ihre eigene Hauptnahrung sind Fische. Am häufigsten ist in diesen Gewässern eine grosse, wohlschmeckende Welsart. Die Araber dagegen haben überall, wo sie sich ansiedelten, Reis angebaut; Reis mit Huhn, Fleisch oder Fisch bildet die tägliche Nahrung derselben. Kaffee, Thee und Gewürze beziehen sie aus Zanzibar, ebenso den grössten Theil der Stoffe, mit denen sie Elfenbein einkaufen.

Der Chef der Fallstation hatte die Ordre, die Araber am weiteren Vorrücken den Congo abwärts zu verhindern, und glaubte dies durch Aufstellung einiger Kanonen und mit Hilfe einiger 40 Haussa-Soldaten ausführen zu können. So lange ich an der Fallstation verweilte, brachen keine Streitigkeiten aus, obgleich kleine Reibereien schon vorkamen. Tippo Tip erklärte, er wolle mit den Europäern in Frieden leben. Kurz nach meiner Abreise verliess auch Tippo Tip seine Insel, und als ich lange Zeit später in Zanzibar ankam, erfuhr ich, dass der Krieg zwischen Arabern und Europäern ausgebrochen sei, dass, wie gar nicht anders zu erwarten, die letzteren vertrieben und die Station niedergebrannt worden sei. Dem Tippo Tip war diese Nachricht offenbar unbequem und bei seiner Anwesenheit wäre es wahrscheinlich nicht so weit gekommen. Dass er sich an dieser Affaire unschuldig fühlt, beweist der Umstand, dass er unbedenklich mit Stanley an den Congo ging, zu dem Gouvernement sogar in ein gewisses Dienstverhältniss getreten ist und bereit erscheint, die guten Beziehungen zwischen Arabern und Europäern wieder herzustellen. Bei den jetzigen Verhältnissen ist der Congostaat absolut nicht im Stande, den Arabern bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen, und so war es das einzig Richtige, einen so einflussreichen Mann wie Tippo Tip für sich zu gewinnen.

Das ganze Leben und Treiben an der Fallstation wird in erster Linie durch die zahlreichen Zanzibariten beeinflusst; Alles ist schon grundverschieden von den westafrikanischen Zuständen, ostafrikanischer Einfluss ist vorherrschend; man sieht von Arabern importirte Pflanzen, die im Westen unbekannt sind, die Schafe und Ziegen haben einen anderen Typus, Rinder aus Ostafrika sind eingeführt, Reisfelder erblickt man, kurz man nähert sich jener grossen Grenzscheide zwischen Ost- und Westafrika, die im Terrain durch eine Reihe gewaltiger Binnenseeen dargestellt ist.

Am 30. März endlich des vorigen Jahres waren auf Tippo Tips-Insel die Vorbereitungen für meine Reise vollendet. Er hatte für mich drei grosse und schwere Canoes herrichten lassen, die in der Mitte ein zeltartiges Segeltuch hatten gegen Sonne und Regen. Die noch vorhandenen Waaren wurden entsprechend vertheilt und jedes Canoe erhielt 6—8 Ruderer, die theils vorn, theils rückwärts stehend, die schwere Arbeit

verrichteten. Es ist hier nicht der Raum für eine ausführliche Erzählung der langwierigen, mühesamen Canoefahrt, besonders in der ersten Zeit war es schlimm, da häufig Regen fielen. Die durchnässten Waaren mussten ans Land zum Trocknen gebracht werden, die Zelte und Decken waren durchnässt, die Gewehre rosteten, Provision und Munition verdarb und allerhand Unannehmlichkeiten kamen dazu. Dazu enorme Schwierigheiten bei Passirung der Katarakten und das Arbeiten gegen die heftige Strömung. Das Rudern war in diesem Falle meist unmöglich; die schweren Canoes wurden mühsam an Sträuchern und Bäumen vorwärts gezogen, an das Land gehen war unmöglich, da bei dem hohen Wasserstande des Congo die Ufer weit hinein unter Wasser standen. Oefters wurde es finstere Nacht, bis wir nur ein trockenes Fleckchen am Ufer fanden, um Feuer anzuzünden und dann musste man gewöhnlich erst einen steilen nassen Lehmabhang hinaufklettern. Am 15. April endlich erreichten wir die arabische Ansiedlung Kibonge, und hatten damit eine der schlimmsten Partien hinter uns. Der Ort, sehr ausgedehnt, liegt auf dem flachen rechten Ufer des Congo etwa unter 1° s. Breite, ist vielfach Ueberschwemmungen ausgesetzt, deshalb ungesund, aber sehr gut für Reiscultur, wie die grossen Reisfelder zeigen.

Ein mehrtägiger Aufenthalt war hier dringend geboten. Am 21. April ging es weiter und am 2. Mai erreichten wir nach einer verhältnissmässig bessern Fahrt eine zweite grosse Araberniederlassung, Riba Riba, die erst vor fünf Jahren gegründet worden ist. Von hier ab waren wieder Katarakte zu überwinden und erst am 16. Mai spät Abends landeten wir bei dem viel genannten und berühmten Nyangwe. Ich hatte demnach volle 48 Tage Canoefahrt gebraucht, um stromaufwärts fahrend die Strecke Stanley Pool bis Nyangwe zurückzulegen.

Nyangwe liegt auf einem allmälig ansteigenden, schwach hügeligen Terrain, das von einigen unbedeutenden Bächen durchzogen ist. Der Ort bildet keinen zusammenhängenden, stadtartigen Häusercomplex, sondern besteht aus zahlreichen Einzelgehöften, die zum Theil von Gärten umgeben sind, so dass der Raum, welchen Nyangwe einnimmt, ein sehr grosser ist. Weit ausserhalb der letzten Häuser beginnen dann die grossen Reisfelder und Bananenplantagen. Bewohnt wird Ny-

angwe von einer verhältnissmässig geringen Anzahl von arabischen Kaufleuten, von denen jeder ein mehr oder weniger grosses Gefolge von Zanzibariten und Negersclaven bei sich hat. Jeder dieser Händler besitzt einen grossen Complex von Lehmhäusern, die er mit seinen Leuten bewohnt; dazwischen befinden sich noch Hütten von Eingebornen, die für die Araber arbeiten. Die Zahl der Bewohner auch nur annähernd anzugeben, ist wohl nicht gut möglich, da täglich Veränderungen infolge der Handelsreisen eintreten.

Der Platz hat übrigens viel an Bedeutung verloren, seitdem das einige Tagereisen südöstlich gelegene Kasongo so gross geworden ist. Ich blieb auch nur einige Tage in Nyangwe und erreichte bald das jetzt viel wichtigere Kasongo, wo Tippo Tip und zahlreiche andere arabische Händler ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben. Ich erreichte diese Stadt, welche nicht am Congo liegt, sondern etwa 15 Kilometer landeinwärts, am 23. Mai 1886 und damit hatte die beschwerliche Flussfahrt ihr Ende erreicht.

Im Gegensatz zu Nyangwe macht Kasongo mehr einen stadtartigen Eindruck, da die Häuser in Strassen angeordnet sind; der Raum in dem verhältnissmässig engen Thale ist hier beschränkt und die Gärten und Felder liegen ausserhalb auf den umgebenden Höhen. Es ist ein wichtiges Centrum für Elfenbein, und seine Lage von den Arabern geschickt gewählt. Selbst wenn sich die Macht des Congostaates befestigt und vergrössert, wird Kasongo für längere Zeit unabhängig bleiben; ebensowenig können die Europäer von Zanzibar aus Einfluss auf die hiesigen Verhältnisse ausüben.

Hier befand ich mich etwa in der Mitte des Continentes, gleich weit entfernt vom atlantischen wie vom indischen Ocean und es war interessant, zu erfahren, wie von hier die Communicationsverhältnisse mit Europa sind. Es gingen ungefähr zu gleicher Zeit zwei kleine Carawanen Tippo Tips von hier ab; die eine mit Elfenbein nach Zanzibar, die andere mit Waaren und Provisionen zu den arabischen Niederlassungen in Singitini (Stanley-Falls). Der letzteren Carawane gab ich Briefschaften nach Europa mit, und eine Copie derselben auch den nach Zanzibar ziehenden Arabern. Es hat sich später herausgestellt, dass die über Zanzibar gehenden Briefe etwas früher in Europa eingetroffen sind, als diejenigen, welche den Congo hinab an die Westküste Afrikas gingen.

Neben Tippo Tip leben hier noch eine Reihe von grossen arabischen Händlern, echte Maskater-Araber von weisser Hautfarbe, worauf sie sehr stolz sind. Ich will nur erwähnen die Namen Chalfan ben Saher (oder Musungera), Said ben Muhamed Mesrueh (oder Kasuenda), Said ben Habib, Said Soliman u. A. m., die durchaus nicht immer als gute Freunde Tippo Tips zu betrachten sind; nur können sie gegen seinen Einfluss und seine Macht jetzt nicht viel thun.

Von Kasongo musste ich nun den Landmarsch nach dem Tanganjika unternehmen und bedurfte dazu Träger. Die Araber versprachen mir auch, natürlich gegen Bezahlung, solche zu liefern, aber es vergingen Wochen, ehe ich mit der Zusammenstellung der Carawane zu Ende kam. Der Aufenthalt in Kasongo erwies sich nachgerade als unangenehm und ungesund; wenn wir auch von keiner schweren Krankheit erfasst wurden, so fühlten wir uns doch in den dem Luftzuge sehr ausgesetzten Wohnhäusern aus lufttrockenen Ziegeln recht unbehaglich; wiederholt wurden wir durch ganz in der Nähe ausbrechende Feuersbrünste erschreckt, das Bedenklichste aber war die hier herrschende Pockenepidemie. Weit ausserhalb der Stadt erblickt man zahlreiche elende Strohhütten, in denen die Kranken ohne Pflege lagen und meistens starben. Aber auch in der Stadt hatten wir täglich Todte und schliesslich brachen die Pocken bei meinen Dienern von der Westküste aus. Der Diener Bey war der erste, der von der Krankheit erfasst wurde und der auch starb. Wenige Tage vor meiner Abreise wurden zwei andere Diener krank, und da ich unmöglich in dem ungesunden Orte warten konnte, liess ich dieselben unter verhältnissmässig guter Pflege zurück; sie sind auch genesen und mir später nachgekommen.

Für den Landmarsch zum Tanganjika hatte ich einige 80 Träger engagirt, es liefen aber noch eine ganze Anzahl Burschen mit, so dass wir eine ziemlich grosse Carawane bildeten.

Mittwoch den 30. Juni konnte ich endlich den mir recht unsympathisch gewordenen Ort verlassen. Für die Zurücklegung der Strecke zwischen dem Congo und dem Westufer des Tanganjika brauchte ich 40 Tage; das Terrain, welches wir in südöstlicher Richtung durchzogen, bildet eine nach Osten zu ansteigende Plateau-Landschaft, durchsetzt von

einzelnen Höhenzügen, deren Höhe zunimmt, je mehr man sich dem Tanganjika nähert: der Abfall der Berge nach dem See zu ist ein ziemlich steiler. Es ist eine Waldlandschaft, aber nicht in dem Sinne, wie die undurchdringlichen feuchten Urwälder im Congothal, sondern ein hübscher, offener Hochwald, von stellenweise parkartigem Charakter. Infolge der bis zu mehreren Tausend Fuss steigenden Seehöhe ist die Temperatur erträglich und der Marsch nicht besonders beschwerlich. Auffallend ist nur der Mangel an Bevölkerung. Um einen sicheren Carawanenweg für ihr Elfenbein vom Congo bis zum Tanganjika zu haben, ist von Arabern das ganze Terrain von den Buschvölkern gesäubert worden, die jetzt weit weg in den bewaldeten Bergen wohnen. Von Zeit zu Zeit findet man einen kleinen von den Arabern befestigten Ort, ein sogenanntes Fundi, mit einigen Zanzibariten als Garnison, deren Aufgabe es ist, den Weg bis zum nächsten, meist einige Tagereisen entfernten Fort sicher zu halten. Denn manchmal versuchen doch einige der wilden Negerstämme (allgemein Wajensi genannt), aus den Bergen herabzukommen und eine Carawane anzugreifen. Im Anfang der Reise stiessen wir fast täglich auf ein solches Fundi; später wurden sie seltener und einmal hatten wir vier volle Tage zu reisen, ohne einen Menschen zu sehen. Diese Menschenleere ist für die Reisenden sehr unangenehm wegen der Ernährung der Träger; die Leute müssen neben ihrer Last auch noch eine Menge Lebensmittel tragen, mit denen sie übrigens nie sparsam umgehen, so dass ich in den letzten Tagen häufig Klagen über Hunger hörte.

Zu all dem trat nun noch etwas ein, was mir diese Tour zu der unangenehmsten während der ganzen Expedition machte: die schon in Kasongo herrschende Pockenepidemie trat auch unter meinen Leuten auf. Die wenigen von der Westküste mitgenommenen Diener wurden krank und einer davon, Thomas, starb, wärend ein anderer nur mit genauer Noth dem Tode entging. Von den Trägern fehlte fast jeden Tag einer und es müssen gewiss gegen 30 Leute von meiner Carawane gestorben sein. Die Leute schleppten ihre Last so lange es nur anging, den ganzen Körper mit Blattern bedeckt, und vergeblich waren meine Bemühungen, die kranken von den gesunden zu trennen; die Gleichgültigkeit und der Stumpfsinn der Leute war zu gross. Wegen der dünnen Bevölkerung und

dem Mangel an Lebensmitteln war es auch gar nicht möglich, längere Zeit an einem Orte zu halten, um die Genesung der Kranken abzuwarten; die Gesunden würden sich entschieden geweigert haben, ohne genügende Nahrung auch nur einen halben Tag im Busch zu warten. Verschiedenen Carawanen, denen wir begegneten, ging es übrigens nicht besser, alle führten Blatternkranke mit sich. Tippo Tip hat Kasongo etwa eine Woche vor mir verlassen mit einer sehr grossen Carawane und er soll mehr als hundert Menschen verloren haben. Bei einem solchen Landmarsche ist es fast unmöglich, die Träger zusammenzuhalten. Wenn die Leute wissen, dass der Weg sicher ist, so löst sich das Ganze in eine lange Kette auf und während die Ersten bereits an dem Platze sind, wo für die Nacht ein Bivouak hergestellt werden soll, dauert es manchmal ein paar Stunden, bis die Letzten kommen. Gestohlen wird übrigens von diesen Trägern nichts; es sind fast alle Sclaven der Araber und sie fürchten die Strafe zu sehr.

Am 8. August langte ich endlich am Westufer des Sees an in der Nähe des Ortes Mtowa. Früh Morgens hatte ich die Höhen erstiegen, welche den See vom Mutondothale trennen und hatte hier allerdings einen entzückenden Anblick auf die gewaltige Wasserfläche, die sich nach Osten und Süden hin ausbreitete, auf die Höhenzüge im Westen und die kleinen Felseninseln, und auf freundliche Ortschaften inmitten von Getreidefeldern und Bananenhainen.

Auf einer dieser Felseninseln, Namens Kavala, die man in kleinen Booten in 3—4 Stunden von Mtowa aus erreicht, wohnt seit Jahren ein englischer Missionar mit Weib und Kind, Mr. Hore, von der Londoner Mission Society, der vortheilhaft bekannt ist wegen der gründlichen Kenntniss des Tanganjikasees und der sorgfältigen Aufnahmen dieses Sees. Mr. Hore beschäftigte sich zur Zeit mit dem Zusammenstellen eines kleinen Seedampfers „Good-Hopes“, unterstützt von seinem Collegen Mr. Swann. Es ist kein schöner Aufenthalt, diese Felseninsel, wo kaum genügender Raum ist, um Häuser zu bauen oder Gärten anzulegen; die Missionsstation war früher am Festlande bei Mtowa, aber es soll dort weniger gesund sein als auf der Insel, man findet aber hier wie dort Grabstätten von Europäern. Von den zahlreichen Missionaren, die seinerzeit hierhergeschickt worden waren, ist Mr. Hore der einzige, der noch geblieben

ist: die anderen sind theils gestorben, theils schwer krank nach Europa zurückgekehrt. Mr. Hore, der diese Insel zum Aufenthalt gewählt hat, weil hier genügend tiefes Wasser und eine geschützte Bucht für den Dampfer ist, sollte meiner Ansicht nach bald nach Europa zurückkehren; ich fand seinen Gesundheitszustand nicht besonders und er hat genug gearbeitet in Afrika, um sich aus diesem doch für die Dauer unerträglichen Klima zurückziehen zu dürfen.

Von dieser Insel Kavala fuhr ich nach der nordöstlich gelegenen vielfach bekannten Stadt Udschidschi am Ostufer des Sees, um mit den Arabern, speciell mit Tippo Tip, über eine eventuelle Reise nach Norden zu conferiren. Die Ueberfahrt kann man mit dem um diese Zeit herrschenden Südwind in 20—24 Stunden zurücklegen; umgekehrt brauchte ich später einmal bei der Rückkehr von Udschidschi nach Kavala vier volle Tage!

Udschidschi ist eine hübsche grosse Stadt in derselben Weise angelegt wie Nyangwe, d. h. nicht mit strassenartiger Anordnung der Häuser, sondern es sind grosse Gehöfte, zwischen denen sich Gärten und Felder finden, so dass Udschidschi einen grossen Raum bedeckt. Ich erhielt, dort angekommen, von einem Halbblut-Araber, Namens Hassan, dem Eigenthümer der von mir benutzten Segelboote, ein grosses Haus; auch liess er es sich nicht nehmen, uns während der ganzen Zeit mit reichlicher und vortrefflicher Nahrung zu versehen; diese Kosten hat er dafür natürlich durch enorm hohe Bootspreise reichlich herausgeschlagen, aber das Prestige der muhamedanischen Gastfreundschaft war doch gewahrt.

Die Nachrichten, die ich hier vorfand, waren nicht erfreulicher Natur. Ich erfuhr die Ermordung des Bishop Hannington, und die Kriege der Waganda mit dem Land Unioro, die Vertreibung der europäischen Kaufleute aus Tabora und Aehnliches; Tippo Tip war schon abgereist und hatte mich seinem Geschäftsfreund Muhamed ben Chalfan empfohlen. Dieser hatte aber gleichfalls schon die Stadt verlassen, als er meine Ankunft vernahm und es machte mir den Eindruck, die Leute seien mir aus dem Wege gegangen, um mir einen Wunsch nicht abschlagen zu müssen. Ich erfuhr dann bei näherer Erkundigung, dass der Weg vom Tanganjika nach Norden zu überhaupt nicht offen ist, und dass Muhamed ben Chalfan eben im Begriff stehe, einen grossen Kriegszug in das Land

Ruanda zu unternehmen, von wo er schon zweimal mit Verlusten zurückgeschlagen worden war. Bei diesen Kriegszügen lieben die Araber die Anwesenheit von Europäern offenbar nicht.

Nachdem die Versuche, nordwärts vorzudringen, sich unter den für mich gegebenen Verhältnissen weder von den Stanley-Falls, noch vom Tanganjika als realisirbar zeigten, musste ich einen ganz anderen Plan entwerfen, um die noch vorhandenen Mittel und Zeit möglichst nutzbringend anzuwenden. Ein monatelanges Warten auf Aenderung der Verhältnisse hätte doch zu nichts geführt, ein langer Aufenthalt an einem Orte schädigt nur die Gesundheit, und darauf musste ich besonderen Werth legen, da hier in Udschidschi mein Begleiter Bohndorf von einer schweren Krankheit erfasst wurde, an der er monatelang litt und die ihn zu Allem unfähig machte. Trotz des fast 4000 Fuss über dem Meere gelegenen Terrains sind diese Gebiete doch für die Europäer ungesund. Wie an den Küstenregionen, so können die Weissen auch hier im besten Falle nur ein paar Jahr aushalten und dann müssen sie zurück. Die ungeheure Entfernung von der Küste und der beschwerliche Marsch bringen es mit sich, dass die meisten Europäer schon krank und erschöpft hier ankommen und dann von den klimatischen Krankheiten heftiger angegriffen werden als anderswo.

Da der gewöhnliche Carawanenzug von Udschidschi über Tabora nach Zanzibar schon oft zurückgelegt worden ist, so entschloss ich mich, eine weniger bekannte Route zu wählen, und zwar die Route vom Südende des Tanganjikasees zu dem Nyassasee; von da den Nyassasee abwärts bis dahin, wo der Schirefluss demselben entströmt; diesen Fluss abwärts fahrend, kann man dann in den Zambesi kommen und von da aus die Ostküste des afrikanischen Continentes erreichen.

Die Fahrzeuge, welche am Tanganjika gebräuchlich sind, bestehen aus einem grossen von den Negern construirten Canoe, welches durch zanzibaritische Zimmerleute durch Ansetzung von Planken, Anbringung einer Steuervorrichtung und eines Halbdeckes zu einem ziemlich grossen Boot umgewandelt wird. In der Mitte befindet sich ein verhältnissmässig hoher Mast mit einem colossalen viereckigen Segel. Bei Windstille wird gerudert und ist jedes Boot demzufolge mit 16—20 Negern

oder Zanzibariten bemannt. Die Fahrt in diesen Canoes ist nicht ungefährlich; die Stürme auf dem See sind oft sehr heftig, die Bewegung des Wassers eine grosse, so dass in diesen Fällen die Leute irgend eine passende Stelle am Ufer aufsuchen, um besseres Wetter abzuwarten. Mein Gastfreund Hassan in Udschidschi lieferte mir ein solches Boot mit 18 Mann zu der Fahrt den Tanganjika entlang bis zum Südufer des Sees, wofür ich denselben in Waaren (americani) bezahlte, die an Ort und Stelle einen Werth von 5—600 Dollars repräsentiren.

Nachdem ich in Udschidschi Alles erledigt hatte, kehrte ich mit dem gemietheten Boot in das gastfreundliche Haus des Mr. Hore in Kavala zurück, wo die in Kasongo wegen Pockenkrankheit zurückgebliebenen Diener von mir unterdess eingetroffen waren und am 8. September war Alles zur Abreise bereit. Unser Ziel ist die Bai von Niormkolo am Südufer des Sees, wo für einige Zeit eine englische Mission sich befand; der dort lebende Missionar ist gestorben und sein Grab steht daselbst einsam inmitten der Wildniss, weit entfernt von bewohnten Ortschaften. Mit mir zugleich verliess der früher erwähnte Mr. Swann Kavala, aber schon am zweiten Tage unserer Seefahrt wurden unsere Boote in der Nacht durch einen heftigen Sturm getrennt und wir fanden uns erst viele Wochen später am Nyassa-See wieder zusammen.

Die Fahrt dauerte 11 Tage, allerdings nicht ununterbrochen, da wir öfters an irgend einer Stelle des Ufers längere Zeit anlegen mussten, um günstigen Wind zu erwarten. Am 13. September erreichten wir die ehemalige belgische Station Karema, an der Ostseite des Sees, die wie das am gegenüberliegende Westufer gelegene Mpalla von dem belgischen Capitän Storms gegründet und wiederholt gegen die räuberischen Einfälle von wilden Bergbewohnern vertheidigt worden ist. Der Congostaat hat diese Stationen aufgegeben und das gesammte Terrain mit den stark befestigten Gebäuden einer französischen Missionsgesellschaft überlassen. Diese Gesellschaft hat am Tanganjika drei Stationen und versucht jetzt auch am unteren Congo sich festzusetzen.

Die Negervölker, welche die Randgebirge zwischen Udschidschi und Karema bewohnen, sind sehr unbändig und noch nicht einmal von den Arabern gezähmt worden; die friedlichen Be-

wohner bei Karema leben alle in stark befestigten Dörfern, da Ueberfälle gar nicht so selten sind.

Am 18. September frühzeitig erreichten wir nach ziemlich stürmischer und unbequemer Fahrt den hinter einer kleinen Reihe Felseninseln versteckten Hafen von Niormkolo. An dem öden, unbewohnten Strand wurden nun Zelte errichtet und einige nothdürftige Hütten für meine Diener construirt; denn das Boot mit den Zanzibariten fuhr noch denselben Tag, als es uns abgesetzt hatte, wieder nach Udschidschi zurück. Auf den kleinen benachbarten Inseln lebt eine unangenehme, hässliche Negerbevölkerung, deren Häuptlinge unter sich in beständiger Fehde liegen und die nur von Seeraub und Fischfang leben. Die Inseln sind zu felsig, um etwas anbauen zu können, Fische sind fast die einzige Nahrung dieser Leute, die mit Vorliebe schwach bemannte vorüberfahrende Canoes anfallen und plündern.

Es galt nun für mich Träger zu gewinnen für den Landmarsch zum Nyassa-See und ich schickte täglich in die verschiedenen, viele Stunden entfernten Dörfer herum, aber oft vergebens. Es meldeten sich immer nur einige wenige Leute, die mit einer Art Häuptling ankamen, der Geschenke erpresste, und erst nach 10 Tagen höchst lästiger Werbungen fand ich eine Anzahl Menschen, die bereit waren, mein Gepäck nach dem 2—3 Tage entfernten Orte Fambo zu tragen. Es waren aber bei weitem nicht genügend und die Tour hätte mehrmals gemacht werden müssen. Den ersten Transport schickte ich unter Aufsicht meiner Diener, die aber nur bis zum Orte Mpensa kamen und dort aufgehalten wurden, da die Leute von Mpensa mit denen von Fambo im Kriege lebten. Einige Tage später ging ein zweiter Transport mit Bohndorf ab, der in der Hängematte getragen werden musste, wozu die Neger schwer zu bewegen waren. Unterdess kam plötzlich ein Trupp Mpensa-Leute an, die den Rest meiner Sachen nahmen und nach allerhand Mühseligkeiten und Erpressungen dieser boshaften Negerbevölkerung war ich endlich am 29. September in dem mit dichten und hohen Holzpallisaden eingeschlossenen grossen Dorfe des Sultans Mpensa installirt. Von hier bis zum Orte Fambo waren nur einige Stunden Weges, zwischen beiden Orten liegt nur ein Berg. Die Mpensa-Leute erklärten sich uns bereit, mein Gepäck bis auf den halben Weg, etwa $1^1/_2$ Stunde

weit zu tragen. So geschah es auch; als wir den Pass des Gebirges erreicht hatten, warfen sie die Lasten in den Busch und rannten eiligst in ihr befestigtes Dorf zurück. Ich schickte nun einige meiner Diener nach Fambo und nach einigen Stunden kam auch ein Trupp Fambo-Leute, nahmen die Waaren und liefen eiligst in ihr gleichfalls befestigtes Dorf. Die Neger hier leben in beständiger Fehde, jedes Dorf abgeschlossen für sich, ohne Verkehr mit einander.

In dem reizend gelegenen Doppeldorf Fambo traf ich endlich einen etwas vernünftigeren Chef, der mir Träger versprach und zwar direkt bis zum Nyassa. Ich engagirte gegen 60 Mann in der Weise, dass ich ihnen einen kleinen Vorschuss an Waaren gab und den Rest der Bezahlung am Nyassa zu erlegen zusicherte. Ich fand auch bald genügend Leute, aber schon nach den ersten zwei Tagen war mehr als die Hälfte derselben davongelaufen. Bis an den Nyassasee brachte ich nur einige zwanzig Mann, und die mit grosser Mühe; sie hatten Angst, dass sie bei der Rückkehr angefallen und ausgeraubt, wenn nicht gar zu Sclaven gemacht werden könnten.

Der ganze Landmarsch von Niormkolo zum Nyassa dauerte 22 Tage und ich fand hier immer nur Träger, die 2 bis 3 Tage weit gingen; es war oft recht mühsam, neue Träger zu bekommen, da die Furcht der Leute vor einander zu gross war. Besonders schwierig war es, Träger für die Hängematte Bohndorfs zu erhalten, da sich die Neger vor dem schwer kranken Europäer fürchteten. Diese Art von Transport vertheuert natürlich das Reisen beträchtlich und ich hatte schliesslich bei meiner Ankunft am See nicht Stoffe genug, um die mir treu gebliebenen Fambo-Leute zu bezahlen.

Es ist ein schönes und interessantes Stück Land, diese Gegend zwischen den beiden gewaltigen Seebecken, gegen 4000 Fuss hoch gelegene Plateaus mit schönem nicht zu dichtem Hochwald bewachsen, von parallelen Gebirgsketten durchzogen, mit zahlreichen, frisches, stark strömendes Wasser führenden Bächen und Flüssen, aber dünn bevölkert. Wilde Bergstämme kommen öfters in die Ebenen herab, zerstören die Dörfer, tödten die Männer und führen Frauen und Kinder in die Sclaverei. Verschiedene dieser zerstörten und verlassenen Ortschaften passirten wir. Die Temperatur auf diesen Plateaus war angenehm, in den frühen Morgenstunden ge-

wöhnlich sehr kalt, und im Grossen und Ganzen schien mir diese Landschaft die gesündeste von allen bisher durchzogenen Gebieten zu sein. Die Berge nehmen an Höhe zu, je mehr man sich dem Nordufer des Nyassasees nähert und bei Miniawanda erreichen die höchsten Spitzen gewiss 8—9000 Fuss. Krystallinische Schiefer und besonders mächtige Quarzitmassen, auch Granite herrschen vor, aber ebenso trifft man Eruptivgesteine. In der Nähe des Nordufers des Sees treten sogar Sedimentärformationen auf, geschichtete sandige Kalksteine mit sehr undeutlichen Muschelabdrücken, so dass es kaum möglich erscheint, das geologische Alter dieser Ablagerung zu bestimmen.

Am 4. Oktober passirten wir eine nach meinen Beobachtungen 5300 Fuss hoch gelegene offene Plateaulandschaft, die eine interessante Wasserscheide bildet; der kleine Fluss Saisi mit einigen Bächen geht nordwärts in den noch wenig bekannten Leopoldsee, die darauf folgenden Flüsse gehen südwärts und vereinigen sich zum Chambesi. Da dieser in den Bangweolosee mündet und dieser See selbst am Südwestufer einen Ausfluss hat, der mit dem Luapula in Verbindung steht, dieser Luapula aber später nach seiner Vereinigung mit dem Lualaba den Congo bildet, so hatten wir eines der Quellgebiete des mächtigen Congostromes passirt.

Auf dieser Reise, die nur durch die fast sich jeden zweiten Tag wiederholende Trägerfrage einige Unannehmlichkeiten bot, hatte ich noch das Unglück, einen dritten meiner von Westafrika mitgenommenen Diener zu verlieren, der seiner hochgradigen Schwindsucht nach Monate langen Leiden erlag.

Am Sonntag den 17. Oktober gegen Abend kam ich endlich in der Station Nkonde am Nordwestufer des Nyassasees an, nachdem ich noch einen ermüdenden Marsch von 3 Uhr früh bis Nachmittags 5 Uhr zurückgelegt hatte. Nkonde ist eine Handelsstation der African Lakes Company, einer schottischen Gesellschaft, die in engster Verbindung steht mit der am Nyassa wirkenden schottischen Missionsgesellschaft Livingstonia. Ein hervorragendes Mitglied dieser Handelsgesellschaft und ein eifriger Förderer von Missionsbestrebungen hat vor einer Reihe von Jahren Ingenieure hierher geschickt, um eine Strasse zwischen Tanganjika und Nyassa zu bauen; man hat eine wirkliche Kunststrasse über die hohen Berge zwi-

schen Nkonde und Miniawanda gebaut, aber ein Ingenieur nach dem andern starb, und die Tausende von Pfund Sterling, die dafür verausgabt wurden, sind doch jetzt fast verlornes Geld; denn wenn die Strasse nicht erhalten wird, muss sie bald zu Grunde gehen. Es ist ungefähr der zehnte Theil der ganzen Strecke zwischen den beiden Seen, über welche diese Strasse führt, oder richtiger, wo man noch Spuren derselben sieht; jetzt hat man die ganze Sache fallen lassen.

Ich fand in der Station eine Reihe von Europäern, vorherrschend schottische Missionare, und auch das kleine Boot, die „Ilala", war anwesend. Nkonde besteht erst seit kurzer Zeit, aber es hat sich dort bereits ein sehr lebhafter Elfenbeinhandel entwickelt, der noch bedeutendere Dimensionen annehmen könnte, wenn die Station genügend mit Waaren versehen wäre. Interessant war es mir hier bereits Araber zu treffen, die von Zanzibar über Unianembe und Tabora bis hierher vorgedrungen waren und ihr Elfenbein statt nach Zanzibar zu schicken, an die Engländer verkauften.

Die Fahrt den Nyassasee hinab vom Nordufer bis zu der am Südende gelegenen ehemaligen Missionsstation Livingstonia nahm fünf Tage in Anspruch. Etwa auf der Mitte des Weges findet sich am Westufer die Missionsstation Bandana, eine ziemlich gross angelegte Niederlassung mit schönen grossen Wohnhäusern, die unter der Leitung von Dr. Laws steht. Derselbe lebt schon seit einer Reihe von Jahren am Nyassa und hat sich um die Verbesserung der dortigen Verhältnisse sehr verdient gemacht.

In den Bergen landeinwärts wohnen die Mangoni, ein äusserst wilder und verwegener Stamm der Sulu-Kaffern, die oft verheerend unter die armselige Seebevölkerung einfallen und rauben und morden, was ihnen unter die Hände fällt. Es ist ein tapferes Volk, welches es verabscheut, Gewehre im Kampfe zu benutzen; sie haben nur Assagai und Schild, sind aber allgemein gefürchtet. Sie kommen öfters in grossen Trupps die Berge herab und schlachten die Bewohner eines Dorfes ab aus blosser Mordsucht, ohne Sclaven zu machen. An vielen Punkten des Nyassa sieht man daher echte Pfahlbauten, auf welche sich die wehrlose Bevölkerung der Ufer flüchtet, wenn die Mangoni im Anzuge sind. Die kleinen Felseninseln am Westufer des Sees sind gleichfalls mit den

dürftigen Hütten der Eingebornen besetzt, um vor den Kaffern Schutz zu finden. Erst kurz vor meinem Besuch in Bandana war ein Trupp dieser Leute bis nahe an die Missionsstation gekommen und hatte eine Anzahl Weiber und Kinder abgeschlachtet. Jetzt versuchen die schottischen Missionare unter diesem Volk Stationen anzulegen, um durch ihren Einfluss diese Art von Ueberfällen zu verhindern. Europäer sind übrigens von den Mangoni bisher noch nicht getödtet worden, sie wollen nur die unglücklichen Seebewohner vernichten. Es ist, wie erwähnt, ein Stamm der Sulu-Kaffern, der weit aus dem Süden kommend, sich seit einer Reihe von Jahren hier festgesetzt hat.

Die Station Livingstonia, wo ich am 23. Oktober eintraf, hat eine sehr schöne Lage, am Fusse eines hohen Berges inmitten einer reichen Vegetation. Aber der Ort hat sich als ungesund und besonders als glühend heiss erwiesen, und so verfallen jetzt die hübschen Häuser der Missionare; man hat Alles nach Bandana verlegt, ein Ort, der vielleicht weniger heiss ist, aber einen unfruchtbaren sandigen Boden besitzt, so dass die Anlage von Gärten grosse Mühe verursacht. Gegenüber der Station Bandana, am Ostufer des Sees, befindet sich auf einem kleinen Eilande eine andere englische Mission, der University-Mission-Society gehörig, die gleichfalls einen kleinen Seedampfer besitzt.

Am 25. Oktober verliessen wir die ehemalige Missionsstation Livingstonia und fuhren in den Schirefluss ein, der einen Ausfluss des Nyassasees bildet und sich weiterhin mit dem mächtigen Zambesi verbindet. Nach nur mehrstündiger Fahrt erweitert sich der Schire nochmals zu dem kleinen äusserst flachen Pamololo-See, der stellenweise kaum vier Fuss Wasser hatte und aus dem während der trockenen Zeit ausgedehnte Sandbänke hervorragen. Die Gegend ist ziemlich gut bewohnt, Fischfang, Jagd und etwas Ackerbau bilden die Hauptbeschäftigung der hier wohnenden Negerstämme. Der schmale Schirefluss bildet zahllose sehr scharfe Biegungen; er ist angefüllt mlt Flusspferden und von den zahlreichen Flüssen Afrikas, die ich schon gesehen habe, ist mir keiner so reich an diesen gewaltigen Thieren erschienen wie der Schire; ebenso sieht man zahlreiche Krokodile.

Am 26. Oktober Abends erreichten wir die Station Matope, wo die African-Lakes-Company ein kleines Stationshäuschen hat. Unterhalb Matope gibt es Stromschnellen, die Murchisonfälle, nicht sehr bedeutend, aber doch hinreichend gross, um die Schifffahrt unmöglich zu machen. Es mussten nun die Waaren ausgeladen und mit Hilfe von Trägern nach dem zwei kleine Tagereisen entfernten Orte Mandala geschafft werden.

Mandala ist die Hauptstation der African-Lakes-Company; dicht dabei ist die grosse Missionsstation Blantyre, genannt nach dem kleinen schottischen Dorfe, in welchem Livingstone geboren wurde. Die hoch und anscheinend recht gesund gelegenen Handels- und Missionsstationen sind vorzüglich eingerichtet; die Gegend ist überaus schön, eine herrliche ebene Parklandschaft, umrahmt von pittoresken Bergen und durchflossen von kühlen krystallklaren Bächen, und dabei mehr als 3000 Fuss über dem See gelegen.

Auf Drängen der Lakes-Company und der Missionare hat die englische Regierung sogar einen besoldeten Consul hierher versetzt. Da das Land politisch Niemand gehört, die Meeresküste aber, von wo aus man es am schnellsten erreicht, portugiesischer Besitz ist, so scheint der englische Consul nur hierher versetzt worden zu sein, um den Transport von Sklaven an die Küste zu verhindern. Der Sitz des Consuls war bisher Mandala, seit kurzem aber hat man einen drei kleine Tagereisen nördlicher gelegenen Punkt, zwischen Schire und Schirwa-See, gewählt, wo jetzt mit bedeutenden Kosten ein Consulatsgebäude errichtet wird. Der Ort liegt noch bedeutend höher und soll sehr kühl sein; in der Nähe haben einige Engländer Zuckerrohr- und Kaffeeplantagen angelegt.

Mandala ist also der Centralpunkt der schottischen Handelsgesellschaft und hier kommen die Produkte aus den Faktoreien zusammen, um an die Küste befördert zu werden. Es sind dies vorherrschend Zähne von Elephanten und Flusspferden, Kautschuk, Sesamöl, Erdnüsse, Felle. Neuerdings hat man auch Kaffeeplantagen angelegt, es muss sich aber erst zeigen, ob das rentabel ist.

In der prachtvoll eingerichteten Mission Blantyre mit ihren schönen luftigen, aus gebrannten Ziegeln gebauten Häusern befindet sich ein reizend gehaltener grosser Ziergarten,

grosse Alleen von Eucalyptus-Bäumen, Gemüsegärten, Getreidefelder; selbst ein Arzt befindet sich daselbst, so dass die Missionare in dieser verhältnissmässig gesunden Gegend mit allem europäischen Comfort ausgestattet ein recht bequemes Leben haben. Dagegen ist die Negerbevölkerung in der Umgegend eine wenig sympathische; selbst die mehrere Tagereisen weit entfernten Mangoni standen schon einmal mit einem grossen Trupp wilder Krieger dicht vor Mandala und konnten nur mit Mühe zum Rückzug veranlasst werden.

Da ich von Mandala und der African-Lakes-Company spreche, muss ich auf einen Umstand aufmerksam machen, der wohl den meisten Reisenden, besonders denjenigen, welche von der so überaus gastfreien afrikanischen Westküste kommen, unbekannt sein dürfte. Der Aufenthalt in den Faktoreien dieser schottischen Handels- und Missionsgesellschaft, sowie die Fahrt auf deren Schiffen muss bezahlt werden, und ich erhielt vor meiner Abreise von Mandala eine Rechnung von mehr als 200 Pfund Sterling. Ich will durchaus nichts gegen diese Einrichtung und die Höhe der Summen sagen, nur halte ich es für angezeigt, dass die Agenten in Nkonde den Reisenden hierüber informiren. Man ist in Westafrika ganz andere Verhältnisse gewöhnt und Mancher würde wohl seine Reise anders einrichten, wenn ihm bekannt wäre, dass eine Person 50 Pfund Sterling nebst einer sehr hohen Summe für das Gepäck nebst „boarding“ zu zahlen hat, um vom Nyassa an die Küste zu gelangen.

Von der grossen Mandala-Station mussten nun die Waaren wieder durch Träger nach der zwei kleine Tagereisen entfernten Station Katunga's am Schirefluss gebracht werden, durch welchen viertägigen Landmarsch die Murchisonfälle umgangen werden. Von hier fährt dann der bekannte ehemalige Missionsdampfer „Lady Nyassa“ den Schire und Zambesi abwärts. Am 8. November unternahm ich diese Tour und traf am folgenden Tag gegen Mittag in Katunga's Dorf ein, wo nur ein kleines Stationshaus sich befindet. Die Gegend hier am Schire, besonders aber am rechten Ufer in der weiten Ebene, die sich bis zum Zambesi erstreckt, ist ungemein wildreich, überhaupt eine der wildreichsten Partien Afrikas, die ich je gesehen. Zahlreiche Herden von den verschiedenartigsten Antilopen, Zebras, Leoparden und selbst Löwen kommen vor, und etwas

unterhalb unserer Station ist eine grosse sumpfige Landschaft, in der wir mehrere grosse Elephantenherden in geringer Entfernung erblickten; auch ist es hier, besonders im hügeligen Terrain, wo das merkwürdige Gnu, wenn auch selten, vorkommt.

Am 19. November traf der erwähnte kleine Flussdampfer vom Zambesi in unserer Station ein, aber es waren leider unterdessen Verhältnisse eingetreten, die ein sofortiges Abreisen meiner Ansicht nach nicht rathsam erscheinen liessen. Ich muss diese Verhältnisse hier vorbringen, da sie auf der einen Seite zeigen, wie man selbst so nahe der Meeresküste noch wochenlang an der Weiterreise verhindert sein kann, und da andrerseits hierbei ein unglücklicher Oesterreicher eine Rolle gespielt hat.

Die am Schirefluss lebende Negerbevölkerung steht unter etwa sechs Häuptlingen, deren ältester und angesehenster Kazizi heisst, ein alter Mann, der in seiner Jugend Livingstone auf einem Theile seiner Reisen begleitet hat. Etwas weiter flussabwärts wohnte der Häuptling Chipotolo, der vor einigen Jahren im Streit von einem englischen Händler erschossen wurde, worauf man später den betreffenden Engländer, Namens Fennik tödtete. Seit dieser Zeit herrschte in dieser Dorfgruppe Chipotolo's Sohn, Namens Chikusi, ein junger Mann, der als Kind in der Missionsanstalt Blantyre erzogen wurde, dann dieselbe verliess und späterhin ein wüstes Leben begann, besonders ein grosser Trinker wurde. Etwa ein halbes Jahr vor meiner Ankunft in jenen Gegenden fuhr ein europäischer Händler mit einigen Bootsladungen voll Waaren den Schirefluss hinauf, um Handel zu treiben, besonders Elfenbein zu kaufen. Es war dies der Kaufmann Hinkelmann aus Wien. Er hatte sich im Dorfe Chikusi's einquartiert und mit demselben schon Geschäfte abgeschlossen, als beide eines Tages Streit bekamen und Chikusi den Europäer auf die grausamste Weise ermorden liess. Chikusi raubte dann alle Waaren (darunter viele Gewehre), so dass die Firma, von der Hinkelmann die Waaren bezog, auch grosse Verluste hatte. Weder die portugiesischen Behörden an der Küste, noch die Engländer konnten in dieser Angelegenheit etwas thun und so schien es, als sollte diese Schandthat ungerächt bleiben. Wenige Tage aber vor meiner Ankunft in Katungas-Station

hatte der oben erwähnte alte Häuptling Kazizi dem jüngeren Chef Chikusi den Krieg erklärt, angeblich um ihn für die Ermordung des Europäers zu bestrafen. Beide Theile hatten namhafte Streitkräfte, jeder mindestens einige Tausend Mann, fast alle mit Gewehren bewaffnet, und unsere Station mit dem kleinen Dampfer lag mitten zwischen beiden streitenden Parteien. Wäre ein genügend hoher Wasserstand im Schirefluss gewesen, so wäre es ein Leichtes gewesen, mit dem Dampfer den Fluss hinabzufahren; so war aber der Fluss sehr seicht und voller Sandbänke, der schwer beladene, kleine, abgenutzte, Dampfer fuhr, wie verschiedene Probefahrten ergaben, nach jeder kurzen Strecke fest auf den Sand, so dass alle Mannschaft ins Wasser steigen musste; diese Mannschaft selbst aber bestand aus wenigen neu aufgenommenen Negern, die mit dem Dampfer nicht umgehen konnten. Unter diesen Umständen, und da Chikusi die Absicht ausgesprochen hatte, den Dampfer anzugreifen und auszuplündern, hielt ich es für das Beste, einige Zeit zu warten. Ich wollte nicht den Verlust meiner Sammlungen und Tagebücher, so nahe der Meeresküste riskiren, nachdem ich dieselben glücklich durch den ganzen Continent geschleppt hatte. Kazizi zerstörte denn auch im Laufe der nächsten Tage einige grosse Dörfer Chikusis; am 3. Dezember erfuhren wir, dass letzterer von den feindlichen Truppen so gut wie eingeschlossen sei, und so verliessen wir denn auch an diesem Tage die Station Katunga's. Nach höchst unbequemer, unangenehmer Fahrt erreichten wir nach 7 Tagen die kleine Station Visentis, welche schon unterhalb der Einmündung des Schire in den Zambesi am letzteren Flusse liegt. Bald darauf wurde das Gerücht verbreitet, dass Chikusi von Kazizi gefangen und getödtet worden sei.

Die Mündungen des mächtigen Zambesiflusses sind sehr seicht und versandet, es können in der Regel keine Dampfer von dort aus aufwärts fahren und es liegt auch keine grössere Stadt daselbst. Der nächste grössere Ort, der am Meere liegt, und den ich von Visentis zu erreichen suchen musste, war die portugiesische Stadt Quilimane an dem Quaquafluss. Von Visentis mussten wir also die Wasserscheide zwischen Quaqua und Zambesi überschreiten, eine kaum 40 Minuten breite mit Gras bewachsene Ebene, die in der Regenzeit unter Wasser steht, so dass sich die Gewässer beider Flüsse vereinigen. Am

Quaqua angekommen, fuhr ich dann in kleinen Canoes den Fluss hinab, und gelangte nach mehrtägiger Fahrt, furchtbar gepeinigt von Hitze und Moskitos, am 13. Dezember vorigen Jahres in der portugiesischen Stadt Quilimane am Indischen Ocean an. Am 13. August 1885 traf ich bei der Herausreise in Banana an der **Congomündung** ein, am 13. Dezember 1886, also nach genau 16 Monaten an der **Zambesi-** resp. Quaquamündung.

Ueber Mozambique, Zanzibar und Aden trat ich dann in Begleitung des wieder genesenen Mr. Bohndorf, dessen schwarzen Dieners und der mir verbliebenen 3 Weiboys die Heimreise an.

Ein freundliches Geschick hat es gestattet, dass ich während der ganzen langen Reise, einige unbedeutende Fieberanfälle am unteren Congo abgerechnet, von jeder ernsten Krankheit verschont geblieben bin. Wenn die Expedition auch den ursprünglich geplanten Verlauf nicht genommen hat, so muss man sich damit trösten, dass das bei Reisen in Afrika schon oft dagewesen ist und wohl auch noch öfters vorkommen wird. Ein einheitlicher, ununterbrochener Zug von der Congomündung bis zur Zambesi-Mündung ist übrigens noch nicht ausgeführt worden; es konnten Itinerarien von verschiedenen weniger bekannten Partien hergestellt werden, und neues geographisches Material gewinnt die Wissenschaft hierbei stets. In Bezug auf naturhistorische, ethnographische und politische Verhältnisse wurde soviel als möglich beobachtet, Sammlungen wurden mitgebracht, die für Wien wenigstens neu waren und alles gethan, um auch Informationen über die commerciellen Zustände zu gewinnen.

Es war dies meine dritte, und aller Voraussicht nach letzte afrikanische Expedition. Meine Reisen haben mich durch einen grossen Theil des afrikanischen Continentes geführt; 1874—77 bereiste ich den Ogowe-Strom, dessen Erforschung nach mir de Brazza in so erfolgreicher Weise fortsetzte. 1879—81 durchwanderte ich Marokko, überstieg Atlas und Anti-Atlas, durchquerte auf neuen Wegen die westliche Sahara und erreichte das viel erstrebte und so selten erreichte Timbuktu. Von hier aber zog ich gleichfalls auf neuen Wegen

durch den westlichen Sudan nach Senegambien. Auf der jetzigen Reise endlich 1885 und 1886 lernte ich die grossartige Schöpfung des Königs der Belgier, den Congostaat in seiner ganzen Ausdehnung kennen, durchzog die imposanten Landschaften am Tanganjika und Nyassa und stieg hinab in das feuchtheisse Thal des Zambesi, um dann noch die wichtigsten Plätze Ostafrikas zu besuchen. Ich war in den klimatisch schlechtesten Gebieten Afrikas und bin glücklich den klimatischen Krankheiten entronnen, habe aber auch Gegenden passirt, die allgemein mit Recht als gefährlich gelten, ohne während der fast siebenjährigen Reisezeit einmal genöthigt gewesen zu sein, den Eingebornen gegenüber von der Waffe Gebrauch zu machen!

Das Vordringen der Europäer und der Einfluss derselben in Afrika nimmt neuerdings immer grössere Dimensionen an, kaum ein Küstenpunkt am ganzen Continent existirt, wo nicht eine europäische Flagge weht, und im Osten wie im Westen, im Süden wie im Norden, dringen die Fremdlinge immer weiter vor; erst die Reisenden und Missionare, dann die Händler — und dann die Soldaten! So sagen wenigstens die Eingebornen.

Möge der Einfluss, den die Europäer in Afrika gewinnen, von guten Folgen für die Eingebornen begleitet sein; nie wird der Neger in Afrika verschwinden, wie etwa die Eingebornen von Nordamerika oder von Australien; das tropische Afrika wird immer den Afrikanern bleiben. Zu wünschen ist nur, dass die Neger eine Reihe von Sitten und Gebräuchen ablegen, die mit unseren Anschauungen nicht übereinstimmen, und dass unsere Cultur bei den Eingebornen Eingang finden möge, soweit es die Fassungskraft der Neger, sowie Land und Klima erlauben.

Prag, September 1887.



V.

Die Einverleibung der Ashanti-Provinz Okwawu in die englische Colonie.

Von Herrn Missionar Ramseyer.

Der letzte Samstag, der 5. Mai, war ein grosser und ein epochemachender Tag für unser Okwawu-Ländchen, denn an diesem Tage ist nun endlich unsere Asante-Provinz in aller Form in die engl. Colonie aufgenommen und unter die englische Gerichtsbarkeit gestellt worden.

Schon gleich nach unserer Ankunft in Okwawu im Jahre 1876 und später zu wiederholten Malen hatten der hiesige König mit seinen Häuptlingen durch die Vermittlung der Missionare die englische Regierung um Einverleibung ihres Landes in das Protektorat gebeten, aber jedesmal war die Antwort gewesen: dies sei nicht möglich, das Land sei zu weit im Innern. Doch wurden die Okwawuer von der englischen Regierung immer freundlich behandelt, dem König hie und da ein Geschenk geschickt und immer wieder ermahnt, sie sollten sich nur immer freundlich und freundschaftlich zu den Nachbarstämmen verhalten. Okwawu hatte nun in diesen 12 Jahren eine eigenthümliche Zwitterstellung, die den Leuten einerseits zusagte, andererseits aber sie der Streitsucht und Habgier anderer Stämme preisgab. Gerne betheuerten sie, dass sie der engl. Regierung unterthänig seien und wenn es in frühern Jahren den Anschein hatte, als ob die Okwawuer mit ihren frühern Meistern, den Kumasern, liebäugelten, so waren es nur ein Paar Häuptlinge, die, darüber unzufrieden, dass sie nicht wie früher als Tyrannen über die Leute verfügen und mit Nasen-, Ohren- oder Kopfabschneiden strafen können, sich „die gute alte Zeit“ zurückwünschten. Das Volk aber für sich wollte nichts mehr von Kumase hören.

Wenn sie aber betheuerten, der engl. Regierung treu bleiben zu wollen, so waren sie doch darüber nicht unzufrieden, dass, Dank ihrer sonderbaren unabhängigen Stellung, ihnen die Sklaverei nicht verboten war. Auf der andern Seite waren sie aber schutzlos gegen alle, die, die Gutmüthigkeit unserer Okwawuer ausbeutend, von ihnen in Folge irgend eines Zwischenfalls Geld erpressten.

In den letzten Jahren, da die englische Regierung keine Anklage von einem Okwawuer annahm, hatten sich einige Häuptlinge unter den Schutz des Akropong-Königs, später des Akem-Königs gestellt und manche Streitigkeiten wurden vor diese Könige zum Schlichten gebracht, wodurch natürlich beträchtliche Schulden auf die Leute kamen. Wie oft auch erschien so ein weggelaufener Polizist oder ein englischredender Taugenichts, die sich für Beamte ausgaben und von diesem oder jenem Strafgeld zu erheben versuchten. Vor einem Jahre wagten sogar eine Anzahl Asanter von Köforidua, bewaffnet nach Okwawu zu kommen, um in einer sehr zweifelhaften Geschichte von den Okwawuern Geld zu erpressen; damals hat es wenig gefehlt, dass es zu einem Kampf kam. — Als Missionare haben wir uns natürlich ferne von der Politik gehalten, als aber solche sogenannte „gebildete“ Vagabunden vom Protektorate heraufkamen, um die Okwawuer auszusaugen, sind wir den Eingebornen beigestanden und haben jeweilen solche Leute weggewiesen.

Von dieser Zwitterstellung haben wir Missionare nie etwas zu leiden gehabt, im Gegentheil, wir sind stets mit wahrer Ehrerbietung und Freundlichkeit von Jedermann behandelt worden (was auf dem Protektorate nicht immer der Fall ist), und wenn es je einmal zu einer kleinen Differenz kam, z. B. wegen eines Landkaufs, so war es nur vorübergehend und wir haben desshalb nie den humanen Schutz der englischen Regierung vermisst. Wenn wir nun je eine geregeltere Stellung gewünscht haben, so war dies blos um der Eingebornen willen.

Die Okwawuer hatten sich in diesen 12 Jahren an die Lage gewöhnt und dachten nicht, dass diese sich sobald ändern würde, als plötzlich ein Schreiben vom District-Commissär in Begoro hier eintraf, welches die Okwawu-Häuptlinge aufforderte, ihren Weg an die Küste (bis halbwegs Amjinam) neu zu reinigen. Drei Wochen vorher war auch eines Tages ein Akra-Händler, der sich früher in Mpraeso aufgehalten hatte, aufge-

taucht, diesmal aber mit Hängmatte und Gefolge, der sich als Governors Gesandter angab. Einige Tage später erklärte er vor den versammelten Häuptlingen, er sei vom Governor geschickt, um den König oder einige seiner Häuptlinge nach Akra einzuladen. Die Sache machte Rumor und die Leute wussten nicht, was von diesem Menschen denken, um so mehr, da er kein Schreiben des Governors mitbrachte; dass er aber mit Hängmatte kam, imponirte ihnen nicht wenig. Da ich der Sache nicht traute und im Voraus sah, dass der Mensch bald anfangen würde, Geld von den Leuten zu erpressen, was auch später geschah, erlaubte ich mir, mich direkt an den Governor zu wenden und Aufschluss über diesen Gesandten zu erbitten. Die Antwort kam umgehend und lautete: Seine Excellenz habe zwar gelegentlich mit diesem Akra-Mann gesprochen, er sei aber der Ueberbringer von keiner Botschaft des Governors. Eine weit wichtigere Mittheilung war die, dass Dr. Smith, Distrikt-Commissär von Ost-Akem nächstens nach Okwawu, kommen werde, um mit den Okwawuern einen Vertrag behufs ihrer Einverleibung ins Protektorat zu schliessen; das war eine Ueberraschung! Wenige Tage später, als die Leute gerade am Wegemachen waren, hiess es schon: der kleine Governor (der Distrikt-Commissär) kommt, und in der That, am 29. April traf Dr. Smith (ein sehr liebenswürdiger Herr, Mulatte, von Sierra Leone, Dr. Med., aber in England erzogen), mit 26 Haussas hier ein. Er stieg im Missionshaus ab, seine Haussas fanden aber im Knabenanstaltsgebäude und sonst bei Christen Unterkommen.

Samstag den 5. Mai war vom Distrikt-Commissär als der Tag festgesetzt worden, an welchem er allen Häuptlingen von Okwawu die Botschaft des Governors mittheilen wolle; früh Morgens 6 Uhr sollte die Versammlung stattfinden.

Wie ich unsere Okwawuer kenne, zweifelte ich sehr, ob sie alle für den bestimmten Tag kommen würden, doch zu meinem Erstaunen kamen schon einige am Tage vorher und Samstag Morgens langten noch die Häuptlinge von Obo und Aduamoa an. Ersterer wollte, wie wir später erfuhren, aus Angst sich krank stellen und einen Stellvertreter schicken, doch konnte er bewogen werden, in eigener Person zu erscheinen; es ist merkwürdig, welche Angst in die Leute gefahren war.

Die Versammlung konnte nicht um 6 Uhr abgehalten werden, aber doch etwa 6 Stunden später, gegen 1 Uhr.

Dr. Smith und seine Haussas und wir mit den Catechisten und Christen begaben uns in die Stadt, aber hier war noch grosse Unordnung; der König von Okwawu mit dem Abetifi-Häuptling hatte zwar schon Platz am Eingang der Stadt genommen, es liefen aber noch manche dieser „Grossen“ herum, die einen in Tragkörben, die andern in Tragstühlen unter grossen Schirmen und von einer Menge Leute gefolgt, die ihre Plätze noch nicht eingenommen hatten. Endlich nach 1 Uhr war Alles ziemlich in Ordnung; das Ganze mit dieser grossartigen Entfaltung von afrikanischem Pomp war, aber in verjüngtem Massstab, eine lebhafte Erinnerung an die Scenen, die wir in frühern Jahren in Kumase so oft mitmachen mussten. Die Versammlung, die wohl über 5000 Menschen zählte, bildete eine halbe Ellipse mit dem König Kofi Boateng, dessen Haupt mit einer Mütze von Leopard-Fell geschmückt war und mit dem Abetifi-Häuptling im Centrum. Die beiden Seiten der Ellipse oder des halben Kreises bildeten die Häuptlinge von Obo und Obomeng, Sakaraka u. s. w. auf dem rechten Flügel, und die Häuptlinge von Aduamoa, Nkwatia und Mpraeso auf dem linken Flügel mit ihren Unterhäuptlingen; diese Ordnung, die auch die Schlachtordnung des Heeres ist, behalten sie sogar beim Wegemachen. Ich hörte, dass letzthin Obo, Obomeng u. s. w. die rechte Seite; Aduamoa, Nkwatia u. s. w. die linke Seite des Weges zu machen hatten, während Abetifi, Kyeneduruase u. s. w., die das Centrum sind, die Bäume, deren immer viele quer über dem Wege liegen, wegzuschaffen hatten.

Ueber allen Häuptlingen, die natürlich reichlich mit Goldspangen, Ringen und Amuletten geschmückt waren und meistens in schönen Asante-Kleidern prangten, ragten die traditionellen Baldachine in allen möglichen Farben. Jeder dieser „Grossen“ hatte vor sich eine Reihe Herolde mit massiven Goldplatten auf der Brust, Schwertträger, deren Schwertknäuel mit Gold überzogen, Gerichtsdiener mit kleinen Mützen aus Affenfell und sonst Diener mit Elephanten-Schwänzen, das Sinnbild der Macht! Vor dem Abetifi-Häuptling, als dem Heerführer, stand sein Schwertträger mit goldenem Schwertgriff und auf dem Kopf eine Mütze mit Adlerfedern fächerartig ausgebreitet. Das Ganze war wirklich malerisch und hatte einen gewissen wilden

Reiz; hiezu muss man sich noch den Lärm der vielen Trommeln, Blashörner und der ausgehöhlten Elephantenzähne denken, was dem Ganzen etwas recht Wildes verleiht.

Als endlich jedermann seinen Platz gefunden hatte, wurde Dr. Smith und wir, die bis dort in etlicher Entfernung gestanden waren, gerufen. Nachdem wir nach der Landessitte vor Allen defilirt und einen jeden Häuptling gegrüsst hatten, durften wir auch Platz nehmen und zwar mitten im Halbkreis gegenüber von König Boateng. Der Distrikt-Commissär und sein Dolmetsch hinter einem kleinen Tisch, wir Europäer an seiner Linken, unsere Catechisten und Christen an seiner Rechten. Den Akra pseudo „Gesandten," der in rothem Anzug sich ihm anschliessen wollte, wies er unwillig von sich, wollte überhaupt vorderhand nichts von ihm wissen.

Nach dem Gegengruss, bei welchem einzelne Häuptlinge Dr. Smith zu Ehren zu tanzen begannen und bei der darauf folgenden Bitte um Mittheilung der Botschaft des Governors, stand der District-Commissär auf und theilte in englischer Sprache mit: wie auf mehrmaliges Ersuchen des Okwawu-Volks, der Governor die Bewilligung Ihrer Majestät der Königin Viktoria erlangt habe, das Land Okwawu unter den Schutz der englischen Regierung an der Goldküste zu stellen. Er sei daher der Ueberbringer eines Vertrags, den er jetzt lesen und dann dem König und seinen Häuptlingen zum Unterschreiben vorlegen werde. Folgte nun das Lesen und Uebersetzen des Vertrags, dessen Hauptartikel sind:

I.

Der König des Okwawulandes für sich selbst und seine Nachfolger, zugleich mit den Häuptlingen der Provinz, deren Namen und Siegel hier unten stehen, für sich selbst, ihre Nachfolger und das Volk von Okwawu, stellen sich unter den Schutz von Grossbritannien und erklären, dass sie in keinem Vertrag mit irgend einer andern europäischen Macht stehen.

II.

Der Governor der Goldküste-Colonie nimmt hierbei das Land Okwawu unter den Schutz von Grossbritannien.

III.

Der König, die Häuptlinge und das Volk von Okwawu versprechen in Streitigkeitsfällen, sich, behufs freundlichen Ver-

gleichs, an den Governor der Goldküste-Colonie zu wenden, ehe sie sich in einen Kampf einlassen.

IV.

In Anbetracht des Beistandes seitens des Governors der Goldküste-Colonie, versprechen der König, die Häuptlinge und das Volk von Okwawu für sich selber, ihre Erben und Nachfolger:

dass sie sich keine Menschenopfer zu Schulden kommen lassen werden;

dass sie den Handel begünstigen und den Händlern alle möglichen Erleichterungen verschaffen werden;

dass sie weder ihr Land abtreten oder den Schutz einer andern europäischen Macht annehmen werden, ohne vorher mit der Regierung Ihrer Majestät durch den Governor der Goldküste-Colonie conferirt und ihre Genehmigung erhalten zu haben.

V.

Der Vertrag tritt vom heutigen Tage in Kraft.

Dr. Smith fügte noch die Bemerkung hinzu, der Governor lasse sagen: dass jedesmal, wenn er einen Boten senden werde, er der Träger eines Briefes mit Siegel oder eines Abzeichens der Regierung sein werde: Wer ohne dies komme, sei nicht von ihm geschickt.

Nachdem der Dolmetsch Alles übersetzt hatte, verging eine Viertelstunde, bis nach ihrer Sitte der Sprecher jedem Häuptling die Botschaft mitgetheilt hatte; nun kam die Antwort der Häuptlinge: „sie sprächen ihren Dank dafür aus, dass der Governor sie nun auch in die Colonie aufnehmen wolle; ehe sie aber unterschrieben, möchten sie noch fragen, ob der District-Commissär nicht noch Näheres mitzutheilen habe über die englischen Gesetze.“ Auf die Erwiderung Dr. Smiths, dass er ihnen nichts Anderes zu sagen habe, als was im Vertrag stehe, gingen dann sämmtliche Häuptlinge einige Schritte abseits, um sich zu berathen. Dass die Sklavereifrage, über welche ihnen

nichts bemerkt wurde, sie vor Allem beschäftigte, ist begreiflich; auf der andern Seite wussten sie ganz gut, dass die Sklaverei in der Colonie abgeschafft sei; desshalb kamen sie zuerst mit der Bemerkung: sie seien Kinder und wie man einem Kind das Laufen lehren muss, so möchte man ihnen sagen, wie sie sich nun zu benehmen hätten. Sie versuchten zuerst den Distrikt-Commissär zu bewegen, ihnen einige Tage Bedenkzeit zu geben; als er ihnen bestimmt erklärte, dass dies unmöglich sei, verbrachten sie noch eine ganze halbe Stunde im Berathen. Die Sache fing an mir unheimlich zu werden, denn wie ich meine Okwawuer kenne, fürchtete ich, sie könnten am Ende vorher noch eine Besprechung mit dem Governor beantragen; doch nein! sie kamen und baten unsere 2 Catechisten Kwabi und Boateng, die doch mehrere Jahre unter ihnen wohnen, sie möchten ihnen ihre Meinung sagen. Das war mir recht und ich bat Catechist Kwabi, ihnen das recht einzuschärfen, dass sie selber darum gebeten hätten und dass es sich darum handle, ob sie heute das Anerbieten des Governors annehmen wollten oder nicht, das Anerbieten werde niemals mehr stattfinden.

Nach einer weitern Viertelstunde war endlich die Berathung zu Ende und die Häuptlinge kamen zurück: sie würden nun den Vertrag unterschreiben. Unsere Catechisten erzählten uns, dass, als sie zu ihnen kamen, alle ausser 2, darunter der Häuptling von Obo, fest entschlossen waren, den Vertrag zu unterschreiben; jener hatte aber Bedenken wegen dem Akem-König, mit welchem er, als ihm unterstellt, Fetisch getrunken hatte. In Betreff der Sklaverei, über welche sie gefragt wurden, sagte ihnen Kwabi offen, dass das Gesetz über Sklaverei-Emancipation für die ganze Colonie gelte, also auch für Okwawu; dass er ihnen dies offen erklärte, freute mich.

Sämmtliche Häuptlinge kamen nun vor den Tisch und der Reihenfolge nach legten sie vor ihren Namen den Zeigefinger auf das Siegel, als Zeichen der Unterschrift; wir schrieben auch unsere Namen darunter als Zeugen. Sobald der Vertrag unterschrieben war, liess der Distrikt-Commissär seine Haussas paradiren und einen Tusch blasen und dann stand die ganze Versammlung auf, um ein dreimaliges Hurrah zu Ehren der Königin auszurufen.

Während des Unterschreibens hatte heftiger Donner zur Eile gemahnt; kaum war das Hurrah erschallt, als das Ge-

witter sich entlud und die grosse Menge nach verschiedenen Richtungen zersprengte.

Da die Versammlung sich so schnell auflösen musste, lud Dr. Smith die Häuptlinge ein, sich noch am Montag Morgen zu versammeln, er habe ihnen noch einige Worte zu sagen. So geschah es auch. Montag den 7. Mai um 10 Uhr war wieder grosse Versammlung, der wir auch beiwohnten; vorerst hatte aber der Distrikt-Commissär eine unangenehme Aufgabe zu erfüllen. Der oben erwähnte Akra pseudo-„Gesandte," den Dr. Smith kurz vorher ins Verhör genommen, musste vortreten, dann sagte der Distrikt-Commissär mit lauter Stimme und sich zu den Häuptlingen wendend: „ihr sehet hier einen Betrüger, der sich für den Governors-Gesandten ausgegeben hat; damit ihr sehet, wie die englische Regierung mit solchen Leuten verfährt, verhafte ich ihn vor euren Augen." Er gab Befehl und sogleich wurden dem armen Mann von den Haussas die Handschellen angelegt. Er wurde dann nach der Station geführt, wo ihm zwar die Eisen weggenommen wurden, er aber immer noch unter Bewachung zweier Haussas blieb.

Dieser Auftritt war uns höchst peinlich; als der arme Mann vortreten musste, konnten wir nicht anders, als uns umdrehen. Es war mir aber lieb zu hören, dass seine Verhaftung nicht auf Grund unserer Mittheilungen geschah, sondern daraufhin, dass er auf der Durchreise in Begoro von Dr. Smith selber Geld verlangte und im Namen der Regierung, als Regierungsbeamter, erhielt, während Alles Betrug war. Im Laufe des Tages musste der Distrikt-Commissär noch vielfach hören, wie der Betrüger von Mehreren Geld erpresst hatte, obschon die Okwawuer von Anfang an durch mich vor ihm gewarnt worden waren.

Nach diesem peinlichen Auftritt, der auf die Leute nicht wenig Eindruck machte, besprach Dr. Smith den Punkt der Menschenopfer; ich hatte nämlich dem Governor den Fall von Bepong mitgetheilt, wo ein armer Mann, weil seiner Familie verhasst, auf seiner Plantage bei der Arbeit todtgeschossen worden war. Ausserdem hatte der Distrikt-Commissär Auftrag, sich über einen angeblichen Mord am Fuss des Okwawu-Bergs zu erkundigen; der Obo-Häuptling, der darüber gefragt wurde, kam ganz ausser sich vor Furcht; er beteuerte zwar, nichts zu wissen, es war aber leicht zu sehen, wie sein böses

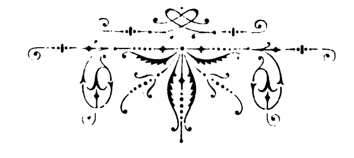
Gewissen (vielleicht nicht in diesem fraglichen Fall) ihn beunruhigte. Es fiel ihm daher ein Stein vom Herzen, als Dr. Smith der Sache ein Ende machte, indem er erklärte: was vorbei ist, soll nicht mehr untersucht werden, von nun an werden solche Fälle mit aller Schärfe behandelt. Ich erlaubte mir auch den Häuptling von Bepong auf diese Warnung aufmerksam zu machen, der natürlich sehr beschämt zu Boden schaute, als ich ihn frug, ob er gehört hätte. Nachdem Dr. Smith im Auftrag des Governors den Leuten noch einige Samen, darunter eine neue Art Baumwolle-Samen ausgetheilt hatte, wurde die Sitzung aufgehoben.

Damit war die Mission des Distrikt-Commissärs zu Ende; sehr erfreut über das glückliche Resultat derselben, machte er sich am 9. auf den Weg, um über Obo und Mpraeso auf dem nun gereinigten Weg nach Begoro zurückzukehren. Etliche Gesandte des Königs und der Häuptlinge begleiten ihn nach Akra, wo sie wohl einige Geschenke für den König erhalten werden.

Eine neue politische Aera ist nun für unser Okwawu-Volk angebrochen. Der Herr, der Alles regiert und der uns in seinem Worte sagt, dass Alles zu unserm Besten dienen soll, wolle geben, dass dieses Ereigniss zu einem wahren Fortschritt führe und zum Segen werde für unser Volk und für unser Werk, obschon wir dies mehr als je festhalten, dass wir uns nicht auf Menschenhilfe verlassen sollen.

Die Sklaven-Emancipation wird wohl im Anfang unangenehme Ueberraschungen zur Folge haben (es sind schon einige Sklaven entflohen), aber wir hoffen zum Herrn, dass die Okwawuer auch bald einsehen werden, dass ihnen diese Annexion zum Segen gereicht.

Dr. Smith ging mit einem sehr guten Eindruck von Okwawu und seinen Einwohnern zurück. Sie haben sich auch wirklich sehr gastfrei gezeigt.



VI.

Ueber die gegenwärtigen ökonomischen und commerciellen Verhältnisse Aegyptens,

in besonderem Hinblick auf den Sudan.

Von Kaufmann Andreas Bircher in Cairo aus Aarau.

Es ist schon viel über Aegypten geschrieben worden und das Nilland gehört, wenigstens was den untern und mittlern Theil desselben anbelangt, zu den erforschten und bekannten Ländern Afrikas.

Die gegenwärtigen commerciellen und ökonomischen Verhältnisse des Landes sind jedoch meist nur ungenügend bekannt; denn seit dem Bombardement von Alexandrien am 11. Juli 1882 ist dorten so Vieles anders geworden, dass es nicht möglich ist, sich auch nur einigermassen ein klares Bild von den heutigen Zuständen zu machen, wenn man die Ereignisse nicht mit ganz besonderem Interesse ins Auge gefasst hat.

In Folge der durch Arabi hervorgerufenen Rebellion wurde Aegypten nach dem Bombardement von Alexandrien und der Niederlage Arabi's durch England besetzt.

Im Jahre 1882 umfasste es das eigentliche Aegypten, bestehend aus:

Unter-Aegypten oder Bahari (d. h. der am Mittel-Meer gelegene Theil),
Mittel-Aegypten oder Wastani,
Ober-Aegypten oder Saïd,

also dem untern Nilthal, nebst den Oasen Siwah, im Alterthum des Jupiter Ammon genannt, Baharich, Farafrah, Dachel und Chargeh, der arabischen Wüste, die sich längs der Küste des rothen Meeres hinzieht bis Ras Benas; ferner

gehörte dazu Nubien, Sennaar, Taka (Kassala), die Küstengebiete von Suakin und Massawa am rothen Meer bis über Berbera am Golf von Aden hinaus, die Provinz Harrar, die Länder Kordofan und Darfor im Westen, die Verwaltungsbezirke Faschoda, Bahr-el-Ghazal und die Aequatorial-Provinz Hat el Estiva.

Diese letztern unter Mohamed Ali und dessen Nachfolgern eroberten Gebiete (Provinzen) sind seitdem verloren gegangen.

Das gegenwärtige Aegypten besteht somit nur noch aus Unter-, Mittel- und Ober-Aegypten mit der Grenze bei Wadi Halfa; alle weiter südlich gelegenen Besitzungen sind seit der Revolte des Mahdi, Mohamed Ahmet, von Aegypten aufgegeben worden und bilden, mit Ausnahme von Suakin, das noch gehalten wird, und mit Ausnahme von Massaua, Berbera und Harrar das gegenwärtige Gebiet des Nachfolgers des Mahdi, Saïd Halifa.

Ungefähr zu derselben Zeit, wie Arabi im eigentlichen Aegypten, trat Mohamed Achmet im Sudan auf und sandte im Juli 1881 Briefe an seine Fukara-Collegen (Einzahl Fakir, wörtlich Arme; hier aber bedeutet es eine Art niederer armer Geistlichkeit). Diese Briefe enthielten die Botschaft, dass er der erwartete letzte Prophet sei, der Mahdi, berufen den Islam von seinen Verunstaltungen zu heilen und seine Herrschaft über die ganze Welt zu verbreiten. Er erzählte prahlerisch, dass er durch den Erzengel, der ihm im Traume erschienen, zum Propheten berufen sei und forderte die Zuhörer auf, ihn als Mahdi anzuerkennen, indem er Alle, seien sie Heiden, Christen oder Mohamedaner, mit Vernichtung bedrohte, wenn sie seinem Rufe nicht Folge leisteten. Zugleich schickte er zahlreiche Emissäre aus, welche diese Botschaft verkündeten und ihm neue Anhänger zuführten.

Mohamed Achmet war ein Nubier aus der Provinz Dongola. In seiner Jugend war er Lehrling bei seinem Onkel, der Bootszimmermann war. Bald verliess er aber sein Handwerk und besuchte eine Schule in Chartum, wo er den Koran (arabisch Medressa) lesen lernte. Bei Berber vollendete er seine Studien und liess sich darauf in Kawa am weissen Nil als Fakir nieder. Bald darauf siedelte er nach der Insel Aba im gleichen Flusse über, und begann das Leben eines Asceten. Durch Heirat verband er sich mit dem Baggara-Stamme, im

Süden von Kordofan, auf den er einen grossen Einfluss ausübte. Nachdem er auf diese Weise Alles vorbereitet hatte, erklärte er sich, wie bereits erwähnt, für den erwarteten letzten Propheten, den Mahdi.

Er fand um so mehr Gehör bei den Sudanesen, da er dieselben aufforderte, der Regierung keine Steuern zu zahlen und ihr den Gehorsam zu verweigern.

Schon lange herrschte tiefer Hass gegen die Aegypter, der noch dadurch gesteigert wurde, dass Christen mit der Leitung von Regierungsgeschäften im Sudan beauftragt wurden. Rauf Pascha, der damals Gouverneur im Sudan war und von dem Gebahren des angeblichen Mahdi Kenntniss erhalten hatte, schickte einen Commissär, um den falschen Propheten nach Chartum zu bringen. Diese Schritte hatten jedoch ebenso wenig Erfolg, als eine Expedition von 300 Mann, welche von den Baggara-Beduinen niedergemacht wurde. Die Aegypter waren unfähig, der Bewegung Herr zu werden, wenn sie auch aus noch so kleinen Anfängen empor wuchs. Rauf Pascha beauftragte darauf den Gouverneur von Kordofan mit einer Expedition gegen den Mahdi. Dieser entwischte aber nach den Bergen von Takale.

Von hier aus verbreitete er seinen Einfluss immer weiter, ernannte Generäle für die verschiedenen Theile des Sudan und umgab sich mit 4 Männern, denen er den Titel Chalife gab, dem Beispiel Mohameds folgend.

Der Mudir von Faschoda unternahm einen Kriegszug gegen den Mahdi, wurde aber mit seinen 420 Mann vernichtet. Das gleiche Loos theilte eine 3000 Mann starke Abtheilung Aegypter unter Jussuf Waled Schelāli.

In diese Zeit fällt der Militär-Aufstand von Arabi in Unter-Aegypten, wo natürlich Niemand daran dachte, Hilfe nach Chartum zu senden. Der Aufstand im Sudan hatte sich unterdessen nach Sennaar verbreitet, wo jedoch Abdel Kader Pascha, welcher auf Rauf Pascha gefolgt war, das Land von den Rebellen säuberte.

Leider wurde dieser Erfolg nicht ausgenutzt und der Aufstand verbreitete sich weiter über Darfor und Kordofan. Sogar der mächtige Stamm der Hadendoa am rothen Meere erklärte sich für die Sache des Mahdi. Nach längerer Belagerung der Hauptstadt von Kordofan, el Obeïd, fiel dieselbe

ebenfalls in die Hände des Mahdi. Als am 13. September 1882, nach der Affäre von Tell el Kebir, die Engländer in Cairo eingerückt waren, wurde Lord Dufferin als High Commissioner nach Aegypten gesandt, um Reformen einzuführen. Derselbe war der Ansicht, dass Aegypten die Länder Darfor und Kordofan aufgeben und sich mit den Provinzen Chartum und Sennaar begnügen sollte; denn seit 1½ Jahren waren im Kriege mit dem Sudan bereits 9000 Aegypter und 40,000 der Aufständischen gefallen. Dieser Rath wurde aber von den ägyptischen Ministern nicht angenommen, sondern es wurde beschlossen, die aufgelösten Truppen Arabis nach Chartum zu senden und denselben europäische Offiziere beizugeben. Colonel Hicks, ein pensionirter indischer Offizier, wurde zum Chef erwählt.

Die Rebellen standen 6000 Mann stark am weissen Nil, um in Sennaar einzufallen. Colonel Hicks, dem der Pascha-Titel beigegeben worden war, kam im März 1883 in Chartum an und nachdem er die Stärke seines Corps auf 5000 Mann gebracht hatte, rückte er vor. Am 29. April kam es bei Marabieh zum Kampf. Die Aegypter formirten ein Carré gegen die auf sie einstürmende, mit Lanzen bewaffnete Reiterei, welche zum grössten Theil aufgerieben wurde, obschon dieselbe mit bewunderungswürdiger Todesverachtung kämpfte. Die Folge dieses Sieges war die Pacification der Provinz Sennaar und von Chartum.

Viele der rebellischen Häuptlinge kehrten zu ihren friedlichen Beschäftigungen zurück. Hätte man sich damit begnügt, so wäre wahrscheinlich der Sudan nicht verloren gegangen, Aegypten beschloss aber die Wiedereroberung von Kordofan. Hicks Pascha wurde zum Commandirenden des Expeditionscorps ernannt, welches sich am 9. September 1883, etwas über 10,000 Mann stark, von Chartum aus gegen Kordofan in Bewegung setzte.

Die Rebellen hatten aber die Brunnen auf dem Wege zerstört. Trotzdem die Expedition von 5000, theilweise wassertragenden Kameelen begleitet wurde, machte sich doch bald ein grosser Wassermangel fühlbar.

Längere Zeit blieb man ohne Nachricht von der Expedition, endlich kam aber die Hiobsbotschaft, dass dieselbe bei Kaschgil und Melbas fast bis auf den letzten Mann vernichtet worden

sei. Somit war die letzte Armee, die Aegypten ins Feld stellen konnte, dahin. Chartum, das nur 2000 Mann Besatzung zählte, war gefährdet. Der Ruf und das Ansehen des Mahdi war gestiegen und das Land südlich von Chartum war in seiner Gewalt. In Suakin schloss sich Osman Digma dem Aufstande an. Er wurde vom Mahdi zum Emir ernannt und unternahm im August 1883 einen Angriff auf die ägyptische Festung Sinkat in der Nähe von Suakin. Auch Tamanib und Tokar wurden von ihm belagert. Eine kleine Abtheilung Aegypter, die sich zur Befreiung von Tokar aufmachte, wurde von ihm geschlagen und von da an wagte er sich sogar bis an Suakin heran.

Da beschloss die ägyptische Regierung, ein besonderes Corps unter General Baker zu organisiren. Derselbe langte am 17. Dezember 1883 in Suakin an und machte sich mit etwa 4000 Mann auf den Marsch nach Tokar. Auf halbem Wege zwischen Trinkitat, dem Landungsplatze und Tokar, in der Nähe der Brunnen von El-Teb, wurde er von Osman Digma angegriffen und in die Flucht geschlagen. Er verlor über 2000 Mann und Suakin selbst war bedroht, so dass England für gut fand, britische Marinesoldaten landen zu lassen, um die Stadt zu schützen. Von da an nahm die Intervention Englands ihren Anfang. Der Khedive wurde gezwungen, den Sudan aufzugeben und Vorkehrung zu treffen, die noch an verschiedenen Orten befindlichen Besatzungen, im Ganzen circa 32,000 Mann, zurückzuziehen.

Man suchte nun einen Mann, der die Fähigkeit hätte, diese schwierige Aufgabe zu lösen und General Gordon, der schon früher Gouverneur im Sudan gewesen war, wurde gewählt. Er wurde vom Khedive zum Hokmdar bestellt und mit bedeutender Machtvollkommenheit ausgerüstet. Zugleich wurde ihm von der englischen Regierung unumschränkte Vollmacht gegeben. Im Januar 1884 schiffte er sich nach Aegypten ein und am 21. Januar reiste er von Cairo nach Chartum, wo er am 18. Februar ankam. Dort wurde er von der Bevölkerung enthusiastisch aufgenommen. Bald aber wurde Chartum von den Mahdisten belagert. Er hatte mit unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen; die Engländer, welche ihn unter General Wolseley befreien wollten, kamen zu spät. Chartum wurde am 26. Januar 1885 überrumpelt und die Bewohner grösstentheils umgebracht. Gordon war einer der ersten unter den Todten.

Somit war Nubien, Sennaar, Kordofan und Darfor für Aegypten verloren, wie auch südlich von Chartum die Provinzen Faschoda Bahr-el-Ghazal und Hat-el-Estiwa (die Aequatorial-Provinz). Diese letztere wird zwar immer noch von deren Gouverneur, Dr. Emin Pascha, gehalten, er ist aber von Aegypten abgeschnitten und hält sich seither mit einer circa 2000 Mann zählenden Abtheilung Negersoldaten. Dieselben sollen, nach seinen eigenen Berichten, ganz zuverlässig sein.

Der Verlust des Sudan ist für den ägyptischen Handel, besonders für Kairo, sehr fühlbar. Es ist traurig, dass es nicht möglich war, den Aufstand des Mohamed Achmed zu unterdrücken, denn nun ist dieses grosse Land für europäische Civilisation und den Handel auf unbestimmte Zeit geschlossen.

Der Mahdi, sowie auch sein Nachfolger Saïd Khalifa haben jeden Verkehr mit Aegypten untersagt. Strenge Gebetsübungen sind den Gläubigen geboten, Nichtmohamedaner sind nicht geduldet. Tabakrauchen ist bei harter Strafe verboten, im Wiederholungsfalle sogar bei Todesstrafe. Sogar Kaffee darf nicht getrunken werden. Uebrigens wird die Communication auch durch räuberische Beduinen verhindert.

Im Mai dieses Jahres sind endlich positive Nachrichten über das Schicksal der Europäer, welche sich in Chartum in der Gefangenschaft des Mahdi befinden, in Kairo eingetroffen. Dieselben lauten sehr traurig. Lupton Bey, der frühere Gouverneur der Provinz Bahr-el-Ghazal, muss wie ein gemeiner Araber im Arsenal arbeiten, Slatin Bey, früher Gouverneur von Darfor, muss dem Mahdi als Sais dienen, d. h. vor dessen Pferd herlaufen und ihm beim Auf- und Absteigen den Steigbügel halten. Dazu wird er bei jeder Gelegenheit vom Mahdi insultirt. Neufeld wird misshandelt. Die Griechen, Syrier und Aegypter leben in sehr elenden Verhältnissen und müssen sich den niedrigsten Arbeiten unterziehen. Vor wenigen Tagen wurde der Tod Lupton Bey's gemeldet.

Die Missionare und Schwestern müssen ihr Leben durch Zubereitung von Speisen und deren Verkauf auf den Strassen und andere Arbeit kümmerlich fristen.

Diesen Nachrichten zufolge herrscht in Chartum grosses Elend. Zwischen den Anhängern des Mahdi und denjenigen anderer hoher Persönlichkeiten seien Streitigkeiten entstanden.

Dr. Junker hält dafür, dass es für ganz Europa und besonders für England, das gegenwärtig die Geschicke Aegyptens lenkt, eine Schande sei, den gegenwärtigen Zustand des Sudan zu dulden, zuzugeben, dass ein Land, das seit 30 Jahren dem Handel und einer gewissen Civilisation geöffnet war, der Barbarei überlassen werde, währenddem mit etwas gutem Willen es leicht wäre, dasselbe wieder zu erobern und eine Anzahl Europäer aus elender Gefangenschaft zu befreien.

Folgende Notizen, die ich meinen vieljährigen ziemlich genauen Aufzeichnungen entnehme, geben Ihnen einen Begriff vom Handel, der von Cairo aus mit dem Sudan unterhalten wurde.

Der Export vom Sudan nach Aegypten belief sich:

1877/78	auf	circa	Fr.	5,800,000.
1878/79	"	"	"	6,800,000.
1879/80	"	"	"	5,200,000.
1880/81	"	"	"	6,600,000.
1881/82	"	"	"	6,000,000.
1882/83	"	"	"	2,500,000.
1883/84	"	"	"	5,600,000.
1884/85	"	"	"	4,300,000.

Diese zwei letzten Jahre zeigen desshalb einen so grossen Betrag, weil die Regierung ein grosses Quantum Elephantenzähne verkaufte, die ihr aus dem Sudan zugekommen waren, für welchen Artikel sie seit einigen Jahren das Monopol hatte.

Vom Jahre 1885 an ist nur sehr wenig mehr angekommen, nur noch einige in Ober-Aegypten zurückgebliebene Partien. Jetzt sind die Ankünfte sozusagen Null.

Die Folge davon war, dass einige Artikel im Preis enorm stiegen, z. B. Gummi. Aechter Arabicum Kordofan ist um mehr als das Zehnfache gestiegen. Er galt 1882 P. c 225. — (Piaster corrent). Der Cantar (= 44½ Kg.) = ca. Fr. 80, die 100 Kg., während dem letzthin für eine kleine Partie P. c. 2700 und sogar P. c. 3000 per Cantar oder Fr. 925 bis 950 per 100 Kg. bezahlt wurde. Jetzt ist sozusagen keiner mehr vorhanden und wird bald um keinen Preis mehr erhältlich sein, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse den Sudan wieder eröffnen.

Der Handel mit diesem Lande war bis 1882 in steter Zunahme begriffen. So betrug z. B. der Export von Gummi im Jahre 1877/78 96,227 Cantar à 44½ Kg., wovon 57,672 aus dem

Kordofan, und stieg im Jahre 1881/82 auf 162,244 Cantar, wovon 127,044 aus dem Kordofan. Das Waaren-Geschäft war im Aufblühen begriffen, währenddem der Sklaven-Handel in Aegypten sozusagen gänzlich aufgehört hatte und die Gallabs (Nubier), die sich früher mit Sklaven-Handel beschäftigt hatten, gewöhnten sich nach und nach daran, statt deren die reichen Produkte des Sudan auf den Markt nach Cairo zu bringen, sie da zu verkaufen und dagegen europäische Industrieprodukte, wie Manufakturen, Kurzwaaren, Glasperlen etc. einzuthun und nach dem Sudan zu bringen. Somit betrug der jährliche Umsatz (Export und Import) 1881/82 über 12 Millionen Franken, und ich bin überzeugt, dass der Handel von Jahr zu Jahr zugenommen hätte (er war ja erst im Entstehen begriffen, d. h. im Begriff in regelmässige Bahnen gelenkt zu werden), zum Wohl des ganzen Landes.

Was nun das eigentliche Aegypten anbetrifft, so ist dessen Ausdehnung circa 1 Million Quadratkilometer (während die verlorenen Gebiete des Sudan gegen 2 Millionen □-Kilom. betragen). Es sind im eigentlichen Aegypten circa 6 Millionen ägyptische Feddan (à 4200 □-meter) angebaut. Die Kultur ist im Zunehmen begriffen, wozu nicht wenig beiträgt, dass die Regierung kultivirbares Land zu billigem Preis abgibt und es den Pensionirten des Staates anheimstellt, gegen Verzicht auf ihre Pensionen Land zu empfangen mit der Verpflichtung, es zu bebauen.

Ein grosser Theil des Areals ist von der Wüste eingenommen.

Die Alten verstanden unter Aegypten nur das Nil-Land, d. h. das Nil-Thal von Syene, dem heutigen Assuan, bis zum Gabelpunkt am Delta, und das letztere selbst. Dieser Begriff war den aus der Anschauung sich ergebenden Verhältnissen entsprechend, denn längs des Nil ziehen sich an beiden Seiten des Streifens schwarzer angeschwemmter Erde, welcher blos 4—6 Kilometer breit ist und den grössten Theil des Jahres hindurch im üppigsten Grün der Durrha-, Zuckerrohr-, Baumwoll-, Mais- und Waizen-Felder prangt, mit seinen Städten und Dörfen, seinen Palmhainen und Sykomoren und Akazien-Gruppen, die Kalk- und Sandstein-Felsen der arabischen Wüste auf der östlichen und diejenigen der libyschen Wüste auf der westlichen Seite hin. Sie begrenzen das grüne Thal, indem sie sich

in Höhen von 70 bis 200, mitunter selbst bis 350 Meter über den Spiegel des Stromes erheben und zuweilen einen recht malerischen Anblick bieten, besonders auf der Ostseite, wo sie bedeutend höher sind als auf der Westseite.

Der Nil bildet die Lebenskraft Aegyptens, ohne ihn wäre das ganze Land öde Wüste. Die Araber nennen ihn mit Recht Abu-el-Baraka, Vater des Segens. Bei seinen regelmässigen jährlichen Anschwellungen tränkt und düngt er das Land. Die spärlichen Regen fallen nur in Unter- und Mittel-Aegypten und nur während der kühleren Jahreszeit (von Ende November bis Anfangs Mai), und je weiter die Gegend nach Süden gelegen ist, desto seltener.

Da während eines Theils des Jahres Wasserüberfluss und während eines anderen Theiles Wassermangel herrscht, so ist es natürlich, dass der Anlage, Erhaltung und Vervollkommnung des Bewässerungssystems von jeher die grösste Aufmerkkeit geschenkt wurde. Kanäle durchziehen nicht nur das ganze Delta, sondern sind auch in Mittel- und Ober-Aegypten überall angelegt, um das Wasser bis an den Rand der Wüste zu führen. Sie müssen jedes Jahr von dem in denselben abgelagerten Schlamme gereinigt werden, was früher im Frondienst geschah, indem jeder Schech-el-Belid (Dorfschulze) die Leute seiner Ortschaft dazu anhalten musste, diese Arbeit zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes zu verrichten. Dieser Frondienst ist jetzt abgeschafft, dagegen müssen die Bauern eine Abgabe zahlen und die Arbeiten werden auf Staatskosten ausgeführt.

Im Juni fängt der Nil regelmässig an zu steigen und erreicht im Oktober seine höchste Höhe. Da dieses jährlich sich regelmässig wiederholende Anschwellen des Stromes, von den in den Aequatorial-Ländern, wo sich seine Quellen befinden und den in seinem Flussgebiet liegenden Sudan-Ländern und Abessinien regelmässig eintretenden Regen herrührt und dieselben natürlich nicht jedes Jahr in gleicher Menge fallen, so sind auch die durch dieselben verursachten Ueberschwemmungen nicht jedes Jahr gleich stark.

Es ist deshalb für die Wohlfahrt des Landes von grösster Wichtigkeit, dass Dämme und Canäle in gutem Stand erhalten werden und dass während der Ueberschwemmung das Steigen des Wassers stets überwacht wird, denn sonst können bei einer starken Ueberschwemmung Dammbrüche stattfinden, in Folge

deren die Pflanzungen zerstört und ganze Dörfer von den Wellen fortgerissen werden, wobei Menschen und Vieh ums Leben kommen. Das ist an verschiedenen Stellen im Jahre 1878 vorgekommen, sowie letzten Herbst. Der höchste Wasserstand, der im Jahre 1878 am Nilmesser in Rodah, einer Insel im Nil gegenüber Alt-Cairo, beobachtet wurde, war circa 22 Meter, am 5. Oktober, währenddem er zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes Ende Juni nur circa 13 Meter hatte, also ein Unterschied von circa 9 Meter.

Letztes Jahr mass er Ende Juni circa $13^1/_2$ Meter und erreichte am 25. September seinen höchsten Wasserstand, nämlich $20^3/_4$ Meter. Bei der schwachen Ueberschwemmung vom Jahre 1885 betrug seine Höhe Ende Juni 12 Meter und erreichte Mitte Oktober $19^1/_4$ Meter; Ende Oktober mass er $17^1/_2$ Meter, war also um $1^1/_4$ Meter gesunken.

Dieses Jahr steigt der Nil sehr langsam und die Ueberschwemmung ist verspätet und schwach. Die Baumwollernte in der Behera (Unter-Aegypten) könnte darunter leiden, denn Anfangs August war nicht genug Wasser vorhanden, um die Pflanzungen reichlich genug zu bewässern.

Unglücklicher Weise fiel dasselbe Mitte September statt zu steigen, was besonders für Ober-Aegypten böse Folgen haben wird, denn man kann jetzt schon rechnen, dass 200 bis 250 tausend Feddan nächstes Jahr in den Provinzen Esne, Kenek und Girgeh nicht bebaut werden können. Diese letztere Provinz einzig wird circa 100,000 Feddan weniger anbauen können als letztes Jahr.

Im August, September und Oktober glich letztes Jahr das Nilthal oberhalb Cairo einem immensen See, im Westen von der libyschen Wüste, im Osten von den Kalksteinfelsen des arabischen Gebirges begrenzt, aus dem nur der Damm der Eisenbahn nach Ober-Aegypten als eine dunkle Linie auftauchte.

Im November hat sich das Wasser gewöhnlich zurückgezogen, der Fellah besäet das mit Nilschlamm bedeckte Feld und wenige Tage nachher fängt dasselbe an zu grünen und im Dezember schweift der vergnügte Blick über die mit saftigen Kleefeldern bedeckte Ebene, auf der Herden von Büffeln und Schafen, Kühe, Pferde und Kameele weiden. Ende Mai muss der Klee andern Pflanzungen Platz machen, der Durrha

sefi *(sorghum vulgare)* etc. Die Getreide- (Weizen und Gerste) und Bohnen-Ernte findet schon im April statt. Die Pflanzen nebst der Durrha liefern die Hauptnahrung der Bewohner, sowohl für Menschen als Vieh.

Die Bohnen werden in einem Gefässe mit Wasser die ganze Nacht hindurch bei schwachem Feuer gekocht und bilden so, mit etwas Zitronensaft und Butter gemischt, die wohlschmeckende Speise des Arbeiters; mit einer aus zwei Steinen bestehenden Handmühle gebrochen und mit zerhacktem Stroh gemischt bildet die Bohne (arab. *ful*) während ca. 8 Monaten des Jahres die Hauptnahrung für Büffel, Kühe, Esel, Maulesel und Kamele, indessen Pferde während dieser Zeit hauptsächlich mit Gerste und gehacktem Stroh ernährt werden. Die übrigen 4 Monate des Jahres (vom Januar bis Ende April) wird das Vieh mit Klee (arab. *bersim*) gefüttert

Mohamed Ali hat sich durch Wiederherstellung des Kanalsystems, das viele Jahrhunderte lang vernachlässigt worden war, grosse Verdienste erworben. Er liess den Mahmudieh-Kanal herstellen, wodurch Alexandrien mit Nil-Wasser versorgt wird und welcher auch der Schifffahrt treffliche Dienste leistet, auch setzte er den Josephs-Kanal, welcher Fajum bewässert, wieder in Stand. Ausserdem liess er ca. 2½ Stunden unterhalb Cairo das grosse Dammwerk errichten, wodurch das Nilwasser gestaut und beliebig in den Arm von Rosette oder denjenigen von Damiette geleitet werden kann. Dieses grossartige Werk wird jetzt reparirt und vollendet. Es wird schon seit bald zwei Jahren daran gearbeitet und viele Millionen Franken sind schon dafür ausgegeben worden.

Man beschäftigt sich auch mit dem Gedanken, den Möris-See in der süd-östlichen Ecke von Fajum wieder graben zu lassen. Derselbe wurde vom König Möris zur künstlichen Bewässerung dieser oasenartigen Provinz und der entfernteren Landestheile von Memphis angelegt. Er hatte ca. 18 Meilen Umfang und eine Tiefe von 14 — 16 Fuss. Nach und nach ging er in Folge des jährlich auf seinem Grunde sich ablagernden Nilschlammes ein. Das jetzige trockene Bett ist öde und unangebaut. Es würden laut Berechnungen, die Herr Whitehouse angestellt hat, durch Wiederherstellung des Sees Hunderttausende von Feddan wieder fruchtbar gemacht werden können. Herr Whitehouse ist damit beschäftigt, zur Ausführung

des Projektes eine Actien-Gesellschaft zu bilden. Die ägyptische Regierung scheint dem Plane günstig zu sein.

Durch Trockenlegung der vielen Seen im Norden des Deltas, dem Mittelmeer entlang (Mareotis, Etko, Burlos und Mensaleh), welche einen grossen Raum einnehmen, könnte der Cultur ein ausgedehntes Terrain gewonnen, eigentlich zurückgewonnen werden. Der Anfang ist bereits gemacht, indem eine englische Gesellschaft angefangen hat, den kleinsten dieser Seen, denjenigen von Abukir (14,000 Hektar messend), trocken zu legen.

Der geologische Bau des Landes ist äusserst einfach; Kalksteinfelsen bilden die Küste westlich von Alexandrien. Das Delta ist angeschwemmtes Land und südöstlich davon zieht sich das flachhügelige, im wesentlichen aus Sandstein und Grobkalk bestehende Plateau des Isthmus von Suez bis zum rothen Meere. In der Gegend von Cairo beginnt in den Höhenzügen zu beiden Seiten des Nil das ausgedehnte Gebiet des Nummuliten-Kalkes, welches bis gegen Siut reicht. Der Mokattam bei Cairo bildet den nördlichsten Vorsprung der arabischen Gebirgskette. Er erhebt sich etwa 150 Meter über das Mittelmeer und gehört der tertiären Bildung an. Dieses Gebiet ist vor kurzer Zeit von einem Schweizer Gelehrten, Herrn Mayer-Eymar aus Zürich, besucht worden. Er hat die Schichten des Mokattam untersucht und dabei die Uebereinstimmung des ägyptischen Grobkalkes und des Pariser Grobkalkes in ihrer Zusammensetzung aus 2 mal 5 Abtheilungen erkannt. Er hat auch die vielen dort vorkommenden Petrefakten bestimmt.

Im arabischen Gebirge finden sich auch Gypslager. Einige Exemplare Fasergyps und krystallisirter Gyps aus der Nähe von El Ayat befinden sich im Naturhistorischen Museum in Aarau. Von Siut bis Esne bestehen die das Nilthal umfassenden Felsketten aus Kalkstein, welcher nicht mehr der Nummulitenformation angehört. Er ist an vielen Orten sehr hart.

Bei Esne hat das Gebiet des Kalksteins seine Grenze und es beginnt das grosse Sandsteinlager, welches sich bis Nubien fortsetzt. Bei Assuan findet sich auch Granit und Syenit, ein Durchbruch plutonischen Gesteins durch den Sandstein.

In der arabischen Wüste, theilweise die Küste des rothen Meeres bildend, erstreckt sich ein Gebirgsrücken aus Granit,

Gneis, Porphyr und Diorit bestehend. Auch hier finden sich stellenweise grosse Gypslager.

Das eigentliche Aegypten zählte im Jahre 1883 6,798,230 Einwohner, bestehend aus ca. $5^3/_4$ Millionen Mohamedanern und ca. 1 Millionen Christen und Juden, nämlich ca. 750,000 Kopten und einheimische Juden und ca. 250,000 Franken und Levantiner.

Weitaus der grösste Theil der mohamedanischen Bevölkerung sind Ackerbauer (Fellahin, von Fellah, Pflüger). Sie und die Kopten sind die Abkömmlinge der alten Aegypter.

Die Europäer und Levantiner (Griechen, Syrier, Italiener, Franzosen, Engländer, Oesterreicher, Deutsche etc.) betreiben meistens Handel, sind Staatsangestellte, Handwerker etc.

Im Jahre 1838 betrug die Zahl der Einwohner des eigentlichen Aegyptens nach Clot Bey's „aperçu général" nur ca. 2 Millionen Einwohner, dieselbe hat sich also seither mehr als verdoppelt.

Der Landbewohner (Fellah) ist mittlerer Grösse, kräftig und muskulös. Seine Hautfarbe ist braun in verschiedenen Schattirungen Derjenige von Oberägypten ist meistens dunkler gefärbt, als der von Unterägypten. Seine Tracht ist sehr einfach, ein weites, blaues oder weisses Hemd (*kamis*) von Madapolam, um die Mitte mit einem Gürtel oder Strick zusammengehalten; eine Filzmütze (*libdeh*) oder ein Tarbusch als Kopfbedeckung bilden seine ganze Sommerkleidung. Im Winter trägt er einen schafwollenen, meist braunen oder schwarzen Mantel (*zabut*) oder auch wohl eine wollene Decke (*huran*). Gewöhnlich geht er baarfuss und trägt nur selten die rothen gespitzten (*zerbun*) oder die breiten gelben Schuhe (*Balgah*). Nur ein Reicher, z. B. ein Dorfschulze (*Schech el Beled*), trägt einen weissen oder rothen Turban. Nur Turbanträger sieht man zu Pferde, welche meist sehr hübsch und malerisch besattelt sind. Die Tracht der Frauen besteht aus einem indigoblauen, baumwollenen Hemd und Schleier. Sie tragen silberne oder auch nur kupferne Armbänder, Ohrringe, Nasenbänder sowie Fussbänder, über den Knöcheln getragen, als Schmuck.

Die Fellahs wohnen in Dörfern zusammen, die fast ausschliesslich am Nil oder an einem Kanal erbaut sind. Sie stehen unter dem Schech el Beled, welcher für die Zahlung der Steuern sorgen muss. Früher war er für die Eintreibung derselben verantwortlich und wenn er den Betrag nicht ab-

liefern konnte, wurde er mit Streichen auf die Fusssohlen gestraft. Gewöhnlich zahlte der Fellah die Steuern erst, wenn er eine entsprechende Tracht Schläge erhalten hatte. Wer seine Steuern bezahlte, ohne vorher die Bastonade erhalten zu haben, wurde in einigen Gegenden für feig und ehrlos gehalten. Heutzutage ist die Bastonade abgeschafft und den Bauern wird ihr Land sequestrirt und verkauft, wenn sie nicht bezahlen.

Man redet dem ägyptischen Bauern nach, er sei geizig, verschmitzt und lügnerisch. Es mag etwas daran wahr sein, allein wenn man bedenkt, dass derselbe seit Jahrtausenden nur dazu da ist, Steuern zu bezahlen, ohne dass er selber auch nur irgend welchen erheblichen Vortheil daraus zöge, so wird man ihn entschuldigen. Auf jeden Fall ist seine Ausdauer und Geduld zu bewundern. Nachdem er das ganze Jahr hindurch gearbeitet hat, bleibt ihm oft kaum genug, um die Abgaben zu bezahlen und oft ist er nicht im Stande, sich Kleider oder ein nöthiges Geräthe anzuschaffen. Die Dörfer sind alle auf erhöhten Stellen, oft Schutthügeln erbaut, wo sie von der Nilüberschwemmung nicht erreicht werden. Es sind aus Lehm gebaute niedere Hütten, gewöhnlich nur eine Stube enthaltend, die oft zugleich als Stall für Ziegen, Hühner und Schafe dient.

Die Bevölkerung der Städte ist sehr verschiedenartig zusammengesetzt; besonders in den grössern Städten, wie in Cairo und Alexandrien herrscht die arabische (also semitische) Rasse vor. Die Kleidung der Städter der mittleren und höhern Klassen besteht aus weiten Beinkleidern aus Wollstoff, darüber liegt ein wollenes Hemd mit Aermeln oder eine Jacke ohne Aermel (*sudeiri*); der Kaftan, ein langes baumwollenes oder seidenes Gewand mit weiten Aermeln, das bis zum Knöchel reicht bildet nach aussen den Abschluss. Ueber dem Kaftan trägt er, wenn er ausgeht, die Gubbeh, meistens aus Tuch von dunkler Farbe. Auf dem Kopfe trägt er eine weisse Schweishaube (*arakijeh*) und darüber den Tarbusch, um welchen gewöhnlich der Turban gewunden ist.

Mildthätigkeit gegen Arme und Bettler ist unter den Landbewohnern üblich, ebenso die Gastfreundschaft, eine schon seit alter Zeit geübte Tugend, ganz besonders bei den Beduinen.

Das Alter wird in Ehren gehalten.

Strenge Rechtlichkeit im Zahlen zeichnete früher den arabischen Kaufmann aus, nach und nach sind aber die Verhältnisse anders geworden und seit einiger Zeit kommen öfters Fälle von betrügerischem Bankerott vor.

Wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, besteht weitaus der grösste Theil der Bewohner Aegyptens aus Ackerbauern, und ich erlaube mir daher, einiges über die Agriculturzustände mitzutheilen.

Der Ackerbau steht in Aegypten mit dem regelmässigen Steigen und Fallen des Nils in enger Beziehung. Der Nil ist die Lebensader des Landes, dessen lebhaftere und schwächere Pulschläge Segen oder Elend zur Folge haben. Nicht nur befruchtet das Wasser durch die vielen Kanäle das Land, sondern es findet auch durch die Seitenwände des Stromes eine reichliche Durchsickerung statt, so dass überall in der Nähe des Stromes Brunnen angelegt werden können, welche zur Zeit des niedern Wasserstandes dazu dienen, das Land zu bewässern.

Der Feldbau zerfällt in zwei Kategorien, den Winter- und Sommerfeldbau. Die Ländereien der ersten Klasse sind solche, die von der Ueberschwemmung erreicht und bewässert werden, die der zweiten Kategorie sind solche, die zu hoch gelegen sind, um von der Ueberschwemmung erreicht zu werden und also künstlich bewässert werden müssen. Auf die Ländereien der ersten Klasse werden, sobald sich die Wasser zurückgezogen haben, Weizen *(triticum turgidum,* arab. *kamch)*, Gerste *(hordeum hexastichon,* arab. *chaïr)*, Linsen (*ervum lens,* arab. *ades)*, Bohnen *(vicia faba,* arab. *ful)*, Lupinen *(lupinus termis,* arab. *tirmis)*, u. s. w. gesäet; man nennt sie die Wintersaat *(schitwi)*. Es findet auf diesem Grunde in der Regel nur eine Saat und Ernte statt. Auf den Ländereien der zweiten Kategorie erzielt man durch künstliche Bewässerung 2—3 Ernten im Jahre. Sie werden oft mit Sorghum *(Durrah sefi)*, Indigo, Baumwolle u. s. w. bepflanzt, nachdem die Wintersaat schon eingeheimst ist. Zur Zeit des Steigens des Nils, welches mit der Sommersonnenwende zusammen fällt, wird dann abermals Mais (*Durrah schami)* gepflanzt und so die drei Ernten gewonnen.

Zum Heben des Wassers sind an vielen Orten Wasserräder oder Schaduf angebracht; in letzter Zeit werden auch vielfach Dampfpumpen dazu verwendet.

In Unter-Aegypten ist der Feldbau mannigfaltiger als in Oberägypten. Im Winter baut man Weizen, Gerste, Bohnen, Mais, Lein, Klee, Wolfsbohnen, Kichererbsen, im Sommer hingegen Reis, Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Mais und Gemüse. Das Klima ist in Unter-Aegypten nur wenig heisser als in Südeuropa und gleicht dem eines grossen Theiles von China. Die niedrigste Temperatur fällt nie unter 3—4 Grad, die höchste ist beiläufig 42 Grad im Schatten, die mittlere ungefähr 21—22 Grad Celsius. Der Feldbau wird hauptsächlich mit Ackern und Bewässern betrieben. In letzter Zeit hat man auch angefangen zu düngen, was um so nothwendiger ist, da die Hauptkultur des Landes, nämlich Baumwolle und Zuckerrohr, das Land zu sehr entkräften, so dass die Bewässerung, bei welcher der im Nilwasser enthaltene Schlamm durch Ablagerung ausgeschieden wird, nicht mehr hinreicht. Es ist in letzter Zeit in Cairo eine Düngerfabrik etablirt worden, welche gute Resultate erzielt.

Die Haupt-Export-Artikel sind Baumwolle und Baumwollsamen und Zucker; vor einigen Jahren wurde in der Nähe von Cairo, in Hawamdieh, eine grosse Zucker-Raffinerie errichtet, welche nach den neuesten Systemen eingerichtet ist und ganz Aegypten und auch Syrien mit Zucker versorgt Ausser dem exportirt man auch Weizen, Bohnen, Gerste, Mais, Datteln, Wolle u. s. w. Die Wolle ist ziemlich grob und wird hauptsächlich zur Fabrikation von Decken verwendet.

Die Landessprache ist das Arabische.

Das Land ist in 13 Mudirien eirgetheilt, nämlich: 1) Unter-Aegypten: Garbie (Tanta), Dahkalie (Mansura), Scharkie (Zagazig), Behera (Damanhur), Mennfie (Schibin), Galinbie (Benha), Gizeh (Gizeh). 2) Mittel-Aegypten: Minieh-Benimagar (Minieh), Benisuef-Fayum. 3) Ober-Aegypten: Assiut (Siut), Girghe (Sohag), Kene-Kosser (Kené), Esné (Esne),

Das ägyptische Finanzwesen ist jetzt geordnet. Die Staatsschuld betrug Ende Dezember 1887 ca. L. E. 105,868,000, also über Fr. 2,751,568,000 Dieselbe belief sich am 31. Dez. 1888 auf 97,161,220 L. E., hat somit um 8,707,640 L. E. zugenommen, haupsächlich in Folge der Revolte Arabis 1882 (einzig die Entschädigung, welche die Regierung für den durch das Bombardement von Alexandrien verursachten Schaden bezahlen musste, betrug über 4,000,000 L. E.) und in Folge des Krieges

im Sudan. Zur Verzinsung dieser Staatsschuld sind jährlich ca. 4,500,000 L. E. erforderlich, der Tribut an die Pforte beträgt 750,000 L. E. Diese, nebst den Ausgaben für Administration, für die Armee (welche gegenwärtig aus ca. 10,000 Mann besteht) etc, werden aus folgenden Einkünften gedeckt: der Grundsteuer, Einkommen- und Marktsteuer (Oktroi), den Zöllen auf Import- und Export-Waaren, Ueberschuss der Einnahmen aus den Eisenbahnen und Telegraphen, Verpachtung der Fischerei, Abgaben für Schiffahrt auf dem Nil und Dattelpalmen u. s. w. In Folge der Entwerthung der Produkte und des schlechten Geschäftsganges im Allgemeinen hat sowohl der Werth der importirten als exportirten Waaren abgenommen.

Es wurden exportirt im Jahre 1883 für L. E. 6,407,800, im Jahre 1887 L. E. 5,516,100, Abnahme L. E. 891,700.

Es wurden importirt im Jahre 1883 für L. E. 11,465,700, im Jahre 1888 für L. E. 10,157,400, Abnahme L. E. 1,308,300. Abnahme zusammen L. E.2,200,000.

Ich sagte, das ägyptische Finanzwesen sei jetzt ein geordnetes, indem nicht nur eine regelmässige Finanzwirthschaft eingeführt ist, sondern dieselbe auch unter der Aufsicht der von den Grossmächten ernannten Controleure steht. Die Steuern werden regelmässig eingetrieben und die Zinsen auf den verschiedenen Anleihen regelmässig ausbezahlt. Die Curse der ägyptischen Papiere stehen somit alle sehr gut, ausgezeichnet sogar im Vergleich zu ihrem Stande vor 6 bis 12 Jahren. Diese Papiere sind grösstentheils in den Händen von europäischen Kapitalisten in England, Frankreich, Deutschland etc. Diesen convenirt der gegenwärtige Stand der Dinge. Einen schwarzen Punkt aber bildet das fortwährende, ja zunehmende Elend des ägyptischen Volkes. Wie allgemein bekannt, hat der Werth der Bodenprodukte und in Folge dessen auch der Werth des Bodens selbst in der letzten Zeit bedeutend abgenommen. Baumwolle, Zucker, Weizen, Bohnen, alles steht tiefer im Preise als in früheren Jahren. Somit hat auch das Einkommen des ägyptischen Bauern bedeutend abgenommen, während die Steuern dieselben geblieben sind, ja sich eher noch vermehrt haben. Die natürliche Folge dieser Zustände ist eine allmälige Verarmung des Landes und es wird wohl früher oder später die Nothwendigkeit eingesehen werden, den Zins auf den verschiedenen Staatsanleihen Aegyptens, der gegenwärtig 3—4%

p. a. beträgt, zu reduziren und die Grundsteuern herabzusetzen und mehr in Proportion mit dem Ertrage des Landes zu bringen.

Die in Aegypten ansässigen Europäer zahlten früher keine direkten Steuern. Seit einigen Jahren ist nun aber die Steuer auf Immobilien eingeführt und man ist im Begriff, eine hohe Personalsteuer, sowie Wechselsteuer etc. einzuführen.

In Bezug auf geistige und wissenschaftliche Ausbildung ist in den Städten einiger Fortschritt bemerkbar, während die Elementarschulen, besonders auf dem Lande, auf der gleichen Stufe stehen wie vor 30 Jahren. Sie beschränken sich auf nothdürftiges Lesenlernen, werden aber nur von wenigen Kindern frequentirt. Dagegen besteht jetzt in Cairo, der Hauptstadt des Landes, eine gute Kunst- und Gewerbeschule, sowie auch eine Medizinal- und eine Rechtsschule, welche gute Resultate liefern. Das Rechtswesen hat, seit Installirung der Tribunale der internationalen Gerichtsreform und des neuen Gerichtshofes für Streitigkeiten zwischen Eingebornen, Fortschritte gemacht.

Auch der Kunstfleiss des Landes scheint sich etwas regen zu wollen; es werden grobe Leinwand, Segeltuch, baumwollene, wollene und seidene Stoffe, feine Matten aus Binsen und in Oberägypten treffliche Geschirre hergestellt. Auch die Schreiner und Dreher machen Fortschritte, unter anderm werden die schönen Modelle der arabischen Kunst wieder nachgeahmt.

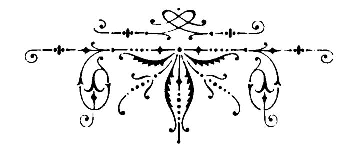
Die Verkehrsmittel sind ziemlich gut, die Eisenbahn-Direktion gibt sich Mühe, Personen und Waaren so schnell als möglich zu befördern, obschon das Material theilweise in schlechtem Zustande ist. Neue Linien werden nur in kleinem Maasse erstellt und die angefangene Eisenbahn in Oberägypten ist noch nicht über Assiut hinaus gerückt. Telegraphen-Stationen sind an allen grössern Ortschaften eingerichtet, das Telephon ist in Cairo und Alexandrien eingeführt und eben ist man im Begriff, diese beiden Städte telephonisch mit einander zu verbinden. Die ägyptische Staatspost zeichnet sich durch ihre Pünktlichkeit aus. Sie expedirte 1887 12,916,000 Gegenstände, wovon 4,742,000 von und nach ausserägyptischen Ländern. Die Einnahmen betrugen L. E. 122,120, die Ausgaben 90,409, somit ergab sich ein Ueberschuss von Einnahmen von 31,710 L. E.

Die Landesmünze ist seit einem Jahre das ägyptische Pfund, eingetheilt in 1000 Theile. Trotzdem wird der alte

Tarif-Piaster im Handel immer noch beibehalten. Es ist ein Piaster gleich $^{10}/_{1000}$ L = 10 Millièmes; somit hat ein L 100 Piaster. Das ägyptische L hat ungefähr den Werth von 26 Fr. Die jetzt kursirenden Münzsorten sind:

1) In Gold:	Das ägyptische L		von 1000	Millièmes.
2) In Silber:	Das 20-Piasterstück		von 200	„
	„ 10	„	„ 100	„
	„ 5	„	„ 50	„
	„ 2	„	„ 20	„
	„ 1	„	„ 10	„
3) In Nickel:	Das $^1/_2$	„	„ 5	„
	„ $^2/_{10}$	„	„ 2	„
	„ $^1/_{10}$	„	„ 1	„
4) In Bronce:	„ $^1/_{20}$	„	„ $^1/_2$	„
	„ $^1/_{40}$	„	„ $^1/_4$	„

Es ist höchlich zu wünschen, dass der ägyptische Sudan sich europäischer Civilisation und dem Handel bald wieder öffne, und dass alsdann der Einfluss der Europäer von guten Folgen für die Eingebornen begleitet sein möge. Was aber Aegypten selbst anbetrifft, so wird es hoffentlich in Europa als nothwendig und im wohlverstandenen Interesse der Betheiligten liegend eingesehen werden, dass dem geplagten Bauern einige Erleichterung geschaffen und der Wohlstand des Landes nicht gänzlich untergraben werde.



Hauptstadt neuen Glanz und eine Entwicklung zu geben, die ihrer Vergangenheit würdig ist und die sie ebenbürtig neben die andern Hauptstädte europäischer Grossstaaten stellt. Dahin gehört vor Allem, dass die Stadt und ihre Umgebung gesund seien, dass man in nächster Nähe der Stadt gesunde Landhäuser und Gärten erstellen und endlich die Gartenerzeugnisse und Lebensmittel bauen und ziehen könne, die zum billigen Leben einer zahlreichen Bevölkerung aus der Nähe bezogen werden müssen.

Zur sanitarischen Entwicklung Roms wurde sofort nach 1870 geschritten. Die Tiberregulirung wurde ins Werk gesetzt, um den Ueberschwemmungen der tiefer liegenden Stadttheile vorzubeugen und dem Wasser ungehinderten Abzug zu schaffen; Cloaken werden gebaut und statt wie bisher in der Stadt selbst in den Tiber geleitet zu werden, längs desselben weit unterhalb der Stadt in denselben geführt; alte, enge Quartiere (Ghetto) wurden zusammengerissen und werden durch neue, luftige Häuser in weiten Strassen ersetzt. Neue Strassenzüge wurden durch mehrere enge Häusercomplexe geführt, gesunde Schulen und Kasernen gebaut, mit einem Worte alles gethan, was nöthig schien, der Sanirung Vorschub zu leisten.

Aber auch bezüglich der Campagna wurde nichts versäumt und wurden sofort technische Commissionen mit dem Studium der Frage der Sanirung und der Vorlage von Projekten betraut. Diesen Akten hat die nachstehende Arbeit einen grossen Theil ihrer Daten entnommen und die Beschreibung der Werke, die den Vorschlägen dieser Commissionen entsprangen, soll den Abschluss dieser Skizze bilden.

Es ist ziemlich schwierig, die Grenzen der Campagna romana festzustellen, indem unter dieser Bezeichnung weder das gegenwärtig noch sehr ausgedehnte Gemeindegebiet der Stadt Rom noch eine ältere historische Begrenzung verstanden ist. Es liegt dieser Bezeichnung ausschliesslich ein geographischer Begriff zu Grunde, indem die Campagna ein weites Becken bildet, das auf drei Seiten von Bergen, auf der vierten Seite vom Meere umschlossen ist, das vom Tiber und dem ihm von der linken Seite oberhalb Rom zufliessenden Aniene in nahezu zwei gleiche Hälften getheilt wird, in dessen Mitte Rom liegt.

Die Berge im Osten bilden die höchsten Punkte der umliegenden Gebirge; sie sind Ausläufer der Apenninen und

werden vom Flüsschen Aniene in zwei Gruppen getrennt, von denen diejenigen auf dem rechten Ufer das Lucianische Gebirge, jene auf seinem linken Ufer die Pränestinischen Berge genannt werden.

Der höchste Punkt des ersten Gebirgsstockes ist der Monte Gennaro 1235 m. über Meer, der höchste Punkt des zweiten Gebirges der Monte Guadagnolo 1218 m. über Meer.

Im Nordosten von Rom erhebt sich der Kegel der Sabatinischen Gebirge und begrenzt das Becken zwischen den Apenninen und dem Meere. Dieses Gebirge ist vulkanischen Ursprungs und liegt auf seinem höchsten Punkte der Kratersee von Bracciano oder Sabatino von 4939 ha. Oberfläche in einer Höhe von 160 m. über Meer, ein See, der im Westen vom Trachitkegel des Monte Virgino, im Norden von demjenigen des Bocca Romana beherrscht wird. Ein ganzes Netz von Bergen und Kratern steht mit diesem Hauptkrater in Verbindung, worunter zwei andere Krater ebenfalls Seen bilden, nämlich die Seen von Montignano und Stracciacappa.

Während die obgenannte Apenninengruppe ihre Wasser alle dem Aniene und Tevere zufliessen lässt, ist dies für diesen Gebirgsstock nur für die östlichen und südlichen Hänge der Fall, wogegen die Westabhänge ihre Wasser direkt dem Meere abgeben.

Wendet man sich nach SW., so ist das Becken durch eine zweite Gruppe vulkanischen Gebirges zwischen den Pränestinischen Apenninen und dem Meere begrenzt, nämlich durch das Gebirge von Latium, welches ebenfalls zahlreiche Kraterbecken aufweist, die auch hier zum Theil mit Wasser gefüllt sind, zum Theil aber allmälig natürlich mit Erde bedeckt, zum Theil abgezapft sind, so dass nur noch drei übrig bleiben.

Der See von Nemi, dessen Wasserfläche durch eine Gallerie auf einer constanten Höhe von 340 m. über Meer gehalten wird und der 281 ha. Oberfläche hat; der See von Albano von 400 ha. Oberfläche und dessen Wasserspiegel die Römer im Jahr 336 n. Ch. Geb. ebenfalls gesenkt haben und der jetzt 306 m. über Meer liegt, und der kleine See von Giulianello, der in natürlicher Auffüllung begriffen ist.

Die Wasser dieses Gebirges, dessen höchster Punkt der Monte Cave ist und an dessen Abhängen die bekannten Orte

Frascati, Albano, Genzano, Rocca di Papa liegen, fliessen zum Theil dem Aniene und Tevere zu, zum Theil direkt dem Meere und begrenzen die Campagna romana von dieser Seite.

Das Becken selbst bietet eine wellige Oberfläche, durch welche sich Tiber und Aniene mit geringem Gefälle schlängeln, sich oberhalb Rom vereinigen und unterhalb in zwei Armen, die zwischen sich die Isola sacra einschliessen, in das Meer ergiessen.

In geognostischer Beziehung gehören die Lucianischen Gebirge der ältesten Erhebung dieser Gegend an, indem sie durch die Lias und Oolithlagerungen der Juraperiode gebildet werden, wogegen die Pränestinischen Berge der Kreide- und der ersten Zeit der Tertiärperiode (Eocän) angehören.

Die von diesem Gebirge gegen das tyrrhenische Meer ausstrahlenden Rücken weisen die Schichtungen der miocänen und pliocänen Zeit auf, so namentlich in nächster Nähe Roms die Hügel auf dem rechten Ufer der Tibers, wie der Monte Mario, Monte Vaticano und Monte Gianicolo mit ihren ausgedehnten Thonlagern, während am Fusse aller dieser Gebirge sich die Ablagerungen der Diluvialperiode mit den Resten colossaler Säugethiere in ausgedehntem Masse bemerkbar machen.

Auf diesen selbst lagern nun die ersten Produkte des Ausflusses oder des Auswurfes unterirdischer Vulkane, die offenbar die Erhebung des Bodens über die Meeresfläche zur Folge hatten und in Conglomeraten von Scories-Steinen und Asche bestehen, welche von den Vulkanen der Sabatinischen Gruppe herrühren. An den Flussufern und den nahestehenden Ebenen lagern hierauf folgend Süsswassergebilde, so namentlich die ungeheuren Travertinobänke in der Ebene des Aniene gegen Tivoli und grosse Sand- und Kiesmassen in der Ebene des Tibers.

Ueber dieses schon culturfähige und nachweisbar stark bewaldete Gebiet ergossen sich nun in drei bis vier deutlich erkennbaren Perioden die Produkte des Ausbruches der Vulkane des Lazio.

Der ersten Periode dieses Ausbruches entspricht die Bildung des ungeheuren Centralkraterbeckens, das dem ganzen Gebirgsstock noch heute als Rahmen dient und aus dem eine

ungeheure Menge von Lava, Steinen und Asche sich über die frühere Lagerung unterseeischer Vulkane und Flussgeschiebe ergoss.

Einer spätern zweiten Periode ist die Erhebung des Monte Cave aus der Mitte des Centralvulkans zuzuschreiben, dessen Auswurf sich nicht unwesentlich von dem der erstern Zeit unterscheidet.

Die dritte Periode entspricht der Oeffnung des Kraters von Albano, aus dem blos Asche ausgeworfen worden zu sein scheint, die mit bedeutenden Regengüssen zusammen gefallen sein muss, so dass Bäche von Kraterkoth sich bildeten, deren Erstarrung die zahlreich übereinanderliegenden Lagen von Peperino zur Folge hatte, die von diesem Krater ausgehen.

Nach allseitiger Annahme blieb dieser Kraterherd dann ruhig und entwickelte sich auf seinem Boden die menschliche Cultur mit Erbauung der Städte Albalonga u. s. w., bis zur Zeit der römischen Könige ein weiterer Ausbruch stattfand, indem der kleine Krater „della Pila“ auf dem Rande des alten Kraters nächst dem Campo di Annibale sich öffnete und zwei Lavaströme ergoss, von denen der eine den Höhenzug bildet, auf dem die Via Appia sich hinzieht (Capo di Bove), während dem der zweite sich gegen Acquacetosa wandte und offenbar als letztes vulkanisches Produkt dieser Gegend angesehen werden muss.

Der Neuzeit gehören die Geschiebablagerungen des Tibers und die Bildung von Dünen am Ufer des tyrrhenischen Meeres an. Diese Geschiebe bestehen selbstverständlich aus den verschiedenen Elementen, die der Fluss auf seinem Laufe durch die obgenannten zahlreichen geologischen Ablagerungen antrifft und beschränkt sich in seinem untern Laufe auf Sand.

Aus diesem, in grossen Zügen entworfenen Bilde der geognostischen Beschaffenheit der Campagna romana folgt, dass dieselbe zunächst aus zwei Haupttheilen besteht, und zwar zuerst aus dem obern Theile, dessen Unterlage fester Fels verschiedener geologischer Perioden bildet, der sich mehr oder weniger hoch über das Meer erhebt und mehr oder weniger mit Humus bedeckt ist und zweitens aus dem Flussthale des Tibers mit seinen Geschieben, das sich beim Zurücktreten der felsigen Thalwandungen allmälig zu einem weiten Alluvionsgebiete erweitert.

In diesem untern alluvionalen Theile mussten sich, entsprechend den Erscheinungen, die im Delta eines stark Geschiebe und Sand führenden Flusses sich stets und überall wiederholen, eine Bodenwelle zunächst an den Ufern des Flusses und eine zweite („Düne") am Ufer des Meeres bilden.

Das dahinterliegende Gebiet weist dagegen eine Depression auf, die zum Theil tiefer liegt, als der Meeresspiegel und in welchem sich die Regenwasser aus den angrenzenden Höhen und dem Alluvionalgebiete selbst ansammeln. Diese Sümpfe, deren Niveau im Frühling dasjenige des Meeres übersteigt, erhalten sich in der Düne einen, je nach der Jahreszeit seichteren oder tieferen Entleerungskanal.

Diese verschiedenen Verhältnisse bedingen naturgemäss die Fruchtbarkeit oder Culturfähigkeit der verschiedenen Theile und Gegenden der Campagna.

Im höherliegenden Theile von wellenförmiger Oberfläche sind die Höhenrücken nur mit einer schwachen Humusschicht bedeckt, weil hier das Regenwasser rasch abfliesst und die löslichen Theile des Bodens und die kleinen Bruchstücke der in Verwitterung begriffenen felsigen Unterlagen in die Thäler abführt. Die Grasnarbe kann hier der Sonnenhitze nicht wiederstehen, stirbt im Sommer ab und lässt dann häufig den nackten Felsen durchschaueu.

In den Thälern sammelt sich dagegen eine starke Humusschicht an und bildet bei verhindertem Wasserabflusse leicht feuchten und moorigen Boden.

Im Tiberdelta ist der sandige Boden mit Schlamm vermischt und entwickelt sich, so lange das Wasserniveau nahe der Oberfläche steht, eine üppige Vegetation, die aber rasch abnimmt, sobald das Sinken des Grundwassers den Boden trocken lässt.

Laut den Angaben der Commission, die mit dem Studium der agricolen Verhältnisse der Campagna betraut war, umfasst:

der höhere Theil der Campagna . .	113,024,50	ha.
das Delta- und Meeresgebiet . .	91,326,50	„
Total des Agro romano (Campagna) .	204,351,—	ha.

und vertheilen sich die Culturen auf demselben wie folgt (laut Tabelle 1871):

1) Besäetes Ackerland und Gärten	95,449,67	ha.
2) Wiesen	12,268,34	„
3) Einfaches Weideland	54,035,82	„
4) Rebland	2,114,93	„
5) Sumpfige Thäler und Seen	1,143,65	„
6) Hochwald und Buschwerk	39,338,59	„
Zusammen	204,351,—	ha.

Dabei muss bemerkt werden, dass der grösste Theil des Ackerlandes (Nr. 1) blos periodisch, d. h. nachdem es mehrere Jahre als Weideland gedient hat, angesäet werden kann; dass unter Waldland (Nr. 6) meist kleines Buschwerk von geringem Ertrage verstanden ist, und dass viel Weideland staudenartig ist. Nun gilt freilich diese Vertheilung der Culturen nicht gleichmässig für das gesammte Gebiet, wie aus der nachstehenden Tabelle hervorgeht, die ausführlichere getrennte Angaben über die Vertheilung des Deltagebietes und obern Gebietes liefert.

		‰		‰
Ackerland gut	9,693,11	317	66,520,75	589
mittelmässig	19,235,81	—	—	—
Wiesen	3,301,25	36	8,967,09	79
Weideland	28,179,76	308	25,855,86	229
Rebland	44,30	1	2,070,63	18
Sumpf und See	888,86	10	254,79	2
Buschland	29,983,21	328	9,355,38	83
	91,326,50	?	113,024,50	—

Dieses ganze Gebiet war vor Einzug der Italiener in Rom in 396 Besitzungen getheilt und dürfte sich die Anzahl der Besitzer seither nur in nächster Nähe Roms vermehrt haben, indem dort Verkäufe einzelner Besitzungen zu Industrie- und Bauzwecken stattfanden, während dem das italienische Gesetz, welches das Majorat gegenüber dem päpstlichen Gesetze nicht anerkennt, bis heute noch keinen wesentlichen Einfluss gehabt haben kann.

Diese Besitzungen vertheilen sich wie folgt:

	Mittel	Total
8 Güter à 7400 bis 3000 ha.	4526	36,207,97
7 „ „ 3000 „ 2000 „	2326	16,280,85
33 „ „ 2000 „ 1000 „	1327	43,803,39

	Mittel	Total
74 Güter à 1000 bis 500 ha.	718	53,149,83
68 „ „ 500 „ 300 „	384	26,102,46
122 „ „ 300 „ 100 „	194	23,711,46
48 „ „ 100 „ 0 „	66	3,174,63
36 „ in der Nähe der Stadt	—	1,920,41
396		204,351,00

und wurden seiner Zeit vom Census wie folgt bewerthet:

	Mittel	Total	pr. ha.
Der höhere und mittlere Theil der Campagna	113,024,50	37,776,482,81	214,24
Das Delta- und Meeresgebiet	91,326,50	19,565,675,05	334,23
	204,351,00	57,342,157,86	280,61

Aus diesen Zusammenstellungen geht vor Allem hervor, dass die Campagna romana gegenwärtig eine ganz reduzirte Produktion besitzt und offenbar auf ihrem Gebiete eine ganz geringe Anzahl Menschen ernährt, und dass sie trotz der bedeutenden Ausdehnung sich im Besitze von nur wenigen Individuen befindet.

Bevor wir über die Folgen dieses auffallenden Sachverhaltes urtheilen, der weit entfernt ist in der Unfruchtbarkeit des Bodens eine hinreichende Erklärung zu finden, scheint es angemessen, die klimatischen Verhältnisse des Agro romano zusammenzustellen.

Aus den langjährigen Erfahrungen des Collegio romano gehen diesbezüglich folgende Resultate hervor:

Jährliche Barometerhöhe	Mittel	757,10	mm.
	Maximum	765,14	„
	Minimum	747,57	„
Temperatur	Mittel	15,60	cent. gr.
(Beobachtungszeiten:	Maximum	24,04	„
7 Uhr, 12 Uhr, 3 Uhr, 9 Uhr)	Minimum	6,49	„
Grenzen:	Maximum	42,00	
	Minimum	8,25	
Feuchtigkeit:	absolut	9,9	
	relatif	57,0	
Regen:	Tage	95,00	
	Quantum	742,56	mm.

Zustand des Himmels:	hell	155 Tage
	bewölkt	122 „
	trübe	88 „
Richtung und Zahl der Winde:	N	288,4
	NE	172,3
	E	144,7
	SE	41,5
	S	274,8
	SO	164,8
	O	169,9
	NO	30,8

Aus der gleichen Beobachtungsquelle geht hervor, dass Juni, Juli, August und September die wärmsten Monate des Jahres sind, deren mittlere Temperatur zwischen den Grenzen von $24^{0},63$ und $20^{0},69$ liegt, während in den Monaten Mai und Oktober die mittlere Temperatur bis $16^{0},94$ fällt. Die Sommermonate sind die ungesundesten und weisen die meisten hellen und wenigsten regnerischen Tage auf.

Die Unterschiede zwischen den Regenmengen sind in den verschiedenen Jahren so ungleich, dass das Mittel ziemlich werthlos ist. In der That geht aus dem Bülletin des Collegio romano hervor, dass im Jahre 1811 die gefallene Regenmenge blos 0,5071 betrug und dagegen im Jahre 18141 ^{m},0152. Wenn man diese Angaben und Beobachtungen mit denjenigen anderer italienischer Städte vergleicht, so zeigt sich, dass Rom auch im Sommer kühlere Nächte hat, als Neapel und Turin und einen im Allgemeinen für Agricultur günstigen Feuchtigkeitszustand der Luft besitzt. Aus der Vergleichung der Analysen einiger Bodenarten, die verschiedenen Orten enthoben wurden, geht im Allgemeinen hervor:

Dass sie Elemente genügender Fruchtbarkeit enthalten, dass aber, mit Ausnahme der Landstrecken dicht längs dem Meeresufer, in den Thälern und dem Alluvionsgebiete der Lehmgehalt eine hervorragende Rolle spielt, ganz abgesehen von den ungeheuren Lehmlagern, die sich in denjenigen Höhenzügen vorfinden, die der miocänen und pliocänen Zeit angehören, d. h. denjenigen längs dem rechten Ufer des Tibers in nächster Nähe von Rom.

Der Kalkgehalt ist im Thal des Tibers und im Alluvisionsgebiete natürlich im Boden stark vertreten, weil der Tiber

von einem Kalkgebirge herfliesst, findet sich dagegen spärlich in all den Erdlagern, die auf vulkanischen Felsarten liegen.

Organische Materien finden sich selbstverständlich stärker im Boden der Thäler, als auf den Höhen vor, dagegen findet sich Phosphorsäure überall in genügender Qualität und ist vor allem hervorzuheben, dass der Schlamm, den der Tiber zu allen Zeiten mit sich führt (der „blonde“ Tiber) und der bei Ueberschwemmungen sich auf das ganze Alluvionsgebiet legt, im höchsten Grade fruchtbar ist.

Quellen treten namentlich auf dem linken Tiberufer auf der Trennungsfläche zwischen den Ueberdeckungen aus den Vulkanen des Lazio und dem Untergrunde in grosser Zahl zu Tage und verlaufen sich in den Wiesen, die am Fusse der Höhenzüge im Tiberthale sich hinziehen.

Zahlreiche Quellen finden sich auch im höhern Theile der Campagna, die im Allgemeinen jedoch wenig Wasser führen.

Auch auf dem rechten Tiberufer fehlt in den Niederungen das Quellwasser nicht und sieht man dasselbe sehr häufig gefasst und lange Brunnen, zum Tränken des Vieh's, mitten in der Campagna erstellt.

Uebrigens durchfliessen zahlreiche Bäche das linke und rechte Ufer und wenden sich dem Tiber zu, die im Sommer nie oder selten ganz austrocknen. Mineralquellen finden sich in der Campagna ebenfalls an mehreren Orten und wurden schon von den alten Römern geschätzt; doch scheinen zahlreiche Quellen, die von den Schriftstellern erwähnt werden, seither verloren gegangen zu sein. So citirt Varro eine Mineralquelle (Acqua Lantola), die am Fusse des Capitols entsprang und mehrere warme Quellen im Thale der Ninfa Egeria, die alle verschwunden sind.

Die Culturen stellen sich wie folgt.

Die Kornernte findet in den höhern Theilen des Agro romano vom 20. Juni bis 5. Juli statt und in dem niedern Theile vom 14. bis 20. Juni.

Die Oliven gedeihen auf der ganzen Oberfläche. Dabei ist interessant zu erwähnen, dass Plinius erzählt, dieselben seien zur Zeit von Tarquinius Priscus weder in Italien, noch in Spanien, noch in Afrika gebaut worden.

Die Orangen gedeihen in offenen Gärten in Rom, die Citronen an Spalieren und würden auch in Ostia und Finmicino

gedeihen, wenn nicht um Mitte Juni die Bevölkerung sich von jenen Stellen zurückziehen würde.

Palmen gedeihen in den Gärten von Rom und ihre Früchte reifen, so dass mit deren Samen neue Pflanzen gezogen werden können, aber die Datteln sind nicht geniessbar.

Man hat oft behauptet, das Klima habe sich seit den Römerzeiten wesentlich verändert und es seien damals strenge Winter vorgekommen, die in den modernen Zeiten, wie der berühmte Pater Secchi, der langjährige Vorsteher des Observatoriums des Collegium romanum behauptet, physikalisch unmöglich wären.

Aber dem scheint denn doch nicht so gewesen zu sein. Wein wurde im Latium schon zu Römerzeiten gebaut und Plinius erzählt bezüglich der Palmen: *Sunt quidem et in Europa, vulgoque Italia, sed steriles. Ferunt in maritimis Hispaniae fractum, verum immitem.*

Man hat das kältere Klima der Römerzeit damit zu beweisen gesucht, dass die Orangen zur Zeit der Römer nicht gebaut wurden, aber der Grund liegt einfach darin, dass dieselben damals ganz unbekannt waren, indem sie aus China stammen und zuerst von den Arabern in Europa eingeführt wurden.

Die Wiesen und das Weideland der Campagna romana sind im Allgemeinen schlecht und vernachlässigt und geht aus Zusammenstellungen erfahrner Landwirthe hervor, dass von den guten Futterkräutern einer natürlichen Wiese, deren man bis 200 zusammenstellt, in den Wiesen der Campagna blos 140 Arten vorkommen, dass dagegen massenhaft Unkräuter und schädliche Pflanzen in denselben sich sehr zahlreich vorfinden.

Wässermatten kommen selten vor, obgleich an Wasser vielerorts, wie schon erwähnt, kein Mangel wäre, doch sind die Gräben nicht unterhalten und ist für Entwässerung nicht gesorgt, so dass die Wässermatten eher einem Sumpfe gleichen.

In Folge dessen wird nur einmal Heu geschnitten und zwar im Anfang des Monats Mai, so dass das Mattland während der übrigen Zeit des Jahres zur Weide dienen muss. Nach Schätzungen sollen die besten Wiesen 3200 kg. per hectar, die gewöhnlichen 2400 kg. und die schlechtesten auf den Höhen 1500 kg. Heu liefern. Dasselbe wird in Stöcken im Freien aufgespeichert. Auf den Wiesen selbst werden die schlechten

Kräuter nicht ausgerottet, namentlich geschieht dies nicht auf den Höhen, obgleich nachgewiesen ist, dass man bei einiger Sorgfalt dort sonst ein feines für Pferde besonders gutes Heu und Gras ziehen könnte.

Dünger wird nie verwendet und beschränkt sich die Düngung des Bodens auf den Koth der weidenden Thiere, der selbstverständlich ungenügend und unregelmässig vertheilt ist. Durch regelmässiges Sammeln und Reifenlassen des Mistes könnte derselbe gleichmässig und zu passender Zeit mit Vortheil verwendet werden.

Kunstdüngung ist durchaus unbekannt.

Nach den grossen jetzt im Verfall liegenden Stallungen, die über die Campagna zerstreut sind und nicht benutzt werden, darf man schliessen, dass in den letzten Jahrhunderten die Wiesen- und Viehzucht zurückgegangen ist, indem früher offenbar das Vieh zu gewissen Jahreszeiten im Stalle gefüttert und auch das Heu dort untergebracht wurde.

Wenn man versucht, sich in den alten römischen Schriftstellern über die damalige Cultur des Agro romano ein Bild zu verschaffen, so stellt sich leider heraus, dass, ob auch zahlreiche Schriftsteller über Agricultur geschrieben haben, dieselben alle der jüngern römischen Zeit angehören, indem der älteste derselben, *Cato*, im Jahre 520 n. G. R. geboren wurde, während *Varro* Zeitgenosse von *Cicero* und *Augustus* war, *Columella* wahrscheinlich unter der Regierung des Kaisers *Tiberius* geboren wurde und endlich *Palladius* im vierten Jahrhundert n. Ch., so dass zwischen *Cato* und ihm ein Unterschied von 6 Jahrhunderten liegt.

Ueberdies behandeln deren Werke nicht speziell die Campagna romana. — *Cato* bebaute ein Gut in Sabinien und war von Tusculum (Frascati). Aus dem Sabinerlande stammt auch *Varro*, der dort nächst Rieti ein Gut bebaute. *Columella* endlich war ein Spanier von Cadix und *Palladius* ist blos ein Compilator. *Plinius*, der ebenfalls über Agricultur geschrieben hat, war ebenfalls blos Compilator, es ist demnach nicht leicht zu beurtheilen, ob seine Quellen die Cultur des Agro romano berühren.

Doch geht aus einzelnen Stellen verschiedener Schriftsteller hervor, dass zur Zeit *Cato's* der Wiesenbau und die künstliche Bewässerung von den Römern ernstlich gepflegt

wurde. Er schreibt im Cap. IX seines Buches *De Re rustica: Prata irrigua si aquam habebis, potissimum facito; si aquam non habebis, sicca quam plurima facito. Hoc est praedium quod ubi vis expedit facere* und *Cicero* in *De Officiis* erzählt, dass *Cato*, darüber befragt, welches das beste Mittel sei, um sich mit der Landwirthschaft schnell zu bereichern, geantwortet habe: „Indem man gute Viehzucht treibt" und befragt, was nachher komme, erwiederte: „Indem man mittelmässig gute Viehzucht treibt", und als der Frager auch das dritte Mittel kennen wollte, ihm die Antwort gab: „Indem man schlechte Viehzucht treibt". Diese dritte Antwort wird von spätern Schriftstellern bestritten.

Es war auch Sitte, im Winter das Weideland zu verpachten, indem der nämliche Schriftsteller im Cap. CXLIX, überschrieben „*Lex pabulo*" die Bedingungen dieser Pachtung entwickelt.

Ueberdies wurden die Wiesen gedüngt und die schlechten Gräser ausgerissen. „*Prata primo vere stercorato luna silenti, quae irrigua non erunt, ubi favonius flare coeperit. Cum prata defendes, depurgato herbasque malas omneis radicibus effodito.*"
Kunstwiesen waren schon bekannt.

Es scheint jedoch nicht, dass die Ochsen gemästet wurden, indem sich diesbezüglich nirgends eine Angabe finden soll, wogegen mehrere Schriftsteller über das Mästen der Hühner, Tauben und des Geflügels im Allgemeinen schreiben.

Mommsen (Römische Geschichte, Cap. XII) schreibt: die vegetabilische Nahrung sei die Grundlage der Mahlzeiten der Römer gewesen und als Fleisch habe blos Schaf- und Schweinefleisch Anerkennung gefunden. Aus Allem scheint immerhin hervorzugehen, dass die Römer die Wiesen besser pflegten, als dies jetzt nächst Rom der Fall ist.

Waldungen in unserem Sinne kommen mit Ausnahme einiger Fichtenwäldchen nächst Castel-Fusano (bei Ostia, Neptuno und Maccarese u. s. w.) keine vor, sondern was hier mit Wald beseichnet wird, ist Buschwerk, das nie gereinigt wird, überhaupt aufwächst, wie Gott will und desshalb oft so dicht steht, dass kein Vieh mehr durchdringen kann, oft aber so dünn, dass man nicht weiss, ob man dasselbe dem Weideland oder dem Buschwerk zutheilen soll.

Der grösste Theil dieses Buschwerkes besteht aus Steineichen, Korkeichen, Eschen u. s. w. und dient namentlich zur Bereitung von Holzkohle für Rom und Neapel.

Derjenige Busch, der längs dem Meere dicht hinter den Dünen wächst, ist sumpfig. Zweifelsohne könnte mit einiger Arbeit und Aufmerksamkeit ein ganz anderes und besseres Resultat aus diesem Waldland gezogen werden.

Aehnlich möchte der Zustand der Wälder schon zur Zeit der Römer gewesen sein, die von Forstcultur nichts verstanden und höchstens den heiligen Hainen einige Sorgfalt angedeihen liessen, die aber nur eine kleine Ausdehnung hatten, indem nach „Brochi's Beschreibung Roms" nicht weniger als 25 derselben auf den sieben Hügeln und andere in der nächsten Umgebung der Stadt zerstreut standen. Jedenfalls verwendeten die alten Römer eine gewaltige Menge Holzkohle, deren man in Pompeji grosse Vorräthe vorfand.

Ueberdies gebrauchten sie zu ihren Häusern viel Holz (obgleich dieselben später im Allgemeinen in Mauerwerk erstellt wurden), indem sonst Rom kaum zum Vergnügen Nero's beinahe vollständig hätte niederbrennen können; doch bezogen sie dasselbe wahrscheinlich aus den Apenninen, so wie dies heute noch für die Bauten in Rom der Fall ist, sowie von den Küsten des adriatischen Meeres.

Der Getreidebau liefert das hauptsächlichste oder gar das ausschliessliche Produkt des Agro romano. Nur sehr wenige Grundstücke sind perennirend bebaut, die Mehrzahl mit folgendem Jahreswechsel: Mais, Korn, Bohnen, Korn.

Der grösste Theil des bebaubaren Bodens ist abwechselnd bebaut und wie das Weideland.

Man nennt es „Terzeria", wenn man ein Jahr säet und darauf den Boden zwei Jahre ruhen lässt, „Quarteria", wenn die Ruhezeit drei Jahre dauert. Diese letztere Eintheilung ist die gebräuchlichste und ist die Folge der Pachtverträge, welche wohl gestatten zu säen, aber verhindern, anders zu säen als nach dieser Vorschrift.

Die Grundbesitzer ziehen vor, auf den magern Höhenzügen möglichst lange Ruhezeiten zwischen den Aufbrüchen eintreten zu lassen, da es hier ziemlich lange dauert, bis sich wieder ein dichter Grasboden gebildet hat.

Nachstehend eine Tabelle mit den Jahreserzeugnissen nach Alexander Piacentini:

Jahr.	Korn.	Mais.	Hafer.	Bohne.	Lupine.
1850—51	17211	803	2747	215	—
1855—56	25333	1183	2803	526	—
1860—61	17216	1225	3303	362	512
1863—64	21706	2364	4875	389	689
1866—67	15061	2258	3559	521	1019
1869—70	20823	2204	3282	500	312

Zum Säen beginnt der Aufbruch des Weidelandes Mitte Januar. Der gebräuchlichste Pflug ist ohne Hörner und bricht den Boden auf, ohne ihn umzulegen. Man bespannt ihn mit vier Stieren und der Pfluglenker stellt sich auf den Sockel, um ihn regelmässig in den Boden einzutreten. Die so erzeugten Furchen sind nicht tief und bleibt zwischen ihnen stets ein leerer Streifen stehen. Um diesen Streifen aufzubrechen und so die Bearbeitung der ganzen Oberfläche zu erzielen, wird folgendermassen vorgegangen. Der erste Aufbruch findet in der Richtung von Nord nach Süd statt, ein zweiter in der Richtung von Nordost nach Südwest und ein dritter nimmt den zweiten wieder auf, der vierte macht sich von Ost nach West, der fünfte wird nur gemacht, wenn die Witterung das Aufkommen des Unkrautes zu sehr fördert und folgt der Richtung des vierten, der sechste und letzte endlich entspricht der Richtung des ersten. Man verwendet auch einen zweiten Pflug, der ein Brett hat, das als Horn dient und die Erde einigermassen umlegt und mit dem man ohne Hinterlassen von freiem Raum den Boden pflügt. Mit diesem Pfluge finden zwei Aufbrüche in senkrechter Richtung zueinander in den Monaten Februar und März statt.

Der Aufbruch ist in diesem Falle nie vollständig, da die gepflügte Erde nie offen überwintert, bevor sie im Frühling besäet wird und es geschieht dies, damit der Boden so lange als thunlich als Weideland benutzt werden kann.

Im bebauten Lande verwendet man auf Anlage von Wasser-Abzugskanälen mehr Sorgfalt, wenn dieselben überhaupt bei mangelnder Neigung des Bodens nöthig scheinen.

Wenn in den Gräben fliessendes Wasser ist, wie dies in Maccarese und überhaupt in der Nähe des Meeres der Fall ist, lässt man dieselben mittelst der Büffel reinigen. Dieselben

steigen in den Graben und werden von den Wächtern genöthigt, sich vorwärts zu bewegen und gleichzeitig zu drehen wie beim Tanze. Der Zweck liegt darin, den Schlamm aufzuwühlen, der sich in dem langsam fliessenden Wasser ablagert, und den Graben rasch füllen würde, und die Pflanzen zu brechen und auszureissen, die sich in demselben angesetzt haben.

Im Jahre 1870 war im ganzen Agro romano kein Landstück drainirt.

Die Hornviehrace der Campagna ist beinahe verwildert und weit von der guten Race entfernt, die laut den Zeichnungen und Sculpturen zur Römerzeit hier gezogen wurde. Sie hat lange Hörner, was zur Ansicht geführt hat, es sei dieselbe nach einer Pestkrankheit, welche die alte Race zerstört hatte, aus Ungarn hier eingeführt worden, doch ist die Form der Hörner von jener der ungarischen Race ganz verschieden und gleicht eher den in Rumänien und am Don lebenden Thieren.

Das Vieh wird das ganze Jahr im Freien gelassen und eignet sich nach Angabe von *Raffaele Pareto* weder zur Mastung noch zur erfolgreichen Milchzucht, so dass der grösste Theil des Mastviehs für die Hauptstadt Rom aus andern Gegenden (*Perugia* und *Marche*) bezogen wird und bezüglich der Milcherzeugung blos auf 4 Liter im Tage gerechnet werden kann obschon die Thiere ein Gewicht von circa 250 k. haben.

Diese Sachlage ist sowohl der Art und Weise der Ernährung im Freien und auf schlechtem Weideland, als der Race zuzuschreiben, indem bekanntlich gute milchliefernde Racen sich durch feine Hörner auszeichnen.

Als Zugthiere leisten die Ochsen der Campagna weniger, als man von ihrem Gewichte erwarten dürfte, indem dieselben blos 8 Stunden statt 10 Stunden, wie anderwärts in Italien gebräuchlich, zur Arbeit verwendet werden können. Im Uebrigen sind denselben als Zugthieren die langen Hörner in jeder Beziehung hinderlich, um so mehr, als sie das Joch am Halse und nicht am Kopfe, wie z. B. in Frankreich, tragen, in welch letzterem Falle ihre Bewegungen an und für sich schon beschränkt würden. Unzweifelhaft sollte und könnte hier eine Verbesserung der Wiesen und Weiden Hand in Hand gehen und für Stallungen gesorgt werden.

Es giebt Leute, die eine Aehnlichkeit der heutigen römischen Pferde mit dem Pferde Mark Aurel's auf dem Capitol heraus gefunden haben und in Folge dessen behaupten, es werde noch der alte unverfälschte Schlag Pferde des Alterthums in der Campagna gezogen. Einem nüchternen Beschauer springt diese Aehnlichkeit nicht in die Augen. Das heutige gewöhnliche römische Pferd ist eher klein und namentlich zum Reiten, dagegen, seines geringen Gewichtes wegen, weniger zum Ziehen und Lasttragen geeignet. Dasselbe ist dagegen nüchtern und fürchtet die Unbill der Witterung wenig, kann ausdauernd arbeiten und erholt sich Nachts auf der Weide. Diese Pferde dienen namentlich im Heere und zu leichten Gespannen, die sie mit grosser Schnelligkeit ziehen.

Daneben zieht man auf der Campagna auch gute zähe und sichere Maulthiere.

Die Schafe, die, aus den anstossenden Provinzen kommend, 8 Monate im Jahr in der Campagna weiden, gehören verschiedenen Racen an und eignen sich alle zur Woll- und Milchzucht, nicht aber zur Mastzucht, was wohl zum grossen Theile dem Umstande zuzuschreiben ist, dass die eingeborne Bevölkerung den Genuss des Schaffleisches in den Sommermonaten für ungesund hält.

Der Betrieb und die Bewirthschaftung der Besitzungen der Campagna wird nur in ganz ausnahmsweisen Fällen von den Besitzern selbst geleitet. Im Allgemeinen werden die Güter an Pächter *(mercanti di campagna)* auf eine Dauer von sechs Jahren verpachtet. Die Pachtverträge bezeichnen diejenigen Felder, die perennirend oder im Triennario oder Quartenario bebaut werden dürfen, legen dagegen dem Pächter keine Verpflichtungen auf, den Boden überhaupt aufzubrechen und zu ackern.

Wenn der Pächter über kein grosses Betriebscapital verfügt, so geht aus dem verhältnissmässig für sein Capital ausgedehnten Pachtgebiet meist sein ganzer Besitz in Herden von Schafen und Ochsen auf und kann er nicht daran denken, sich Ackergeräthe anzuschaffen.

Der reiche *Mercante di Campagna* allein wird in der Lage sein, neben den seinem Gebiete entsprechenden Herden auch an eine intensivere Ausbeutung des Bodens durch Cultivation des-

selben zu denken und gegen eine zu ausgedehnte Cultur seinerseits schützt sich der Grundbesitzer durch die Begrenzung der Pachtzeit und des culturfähigen Gebietes, damit sein Boden bei mangelndem Düngen nicht zu schnell erschöpft werde.

Unter diesen Bedingungen ist der Ertrag des Pachtzinses selbstverständlich per Hektar sehr klein. Wenn man aber bedenkt, dass die Besitzungen sich nur in wenigen Händen befinden, somit sehr gross sind und weder für Bauten noch für deren Unterhalt etc. von Seite der Grundbesitzer eine Ausgabe gemacht werden muss, so erreicht dennoch das Erträgniss in den meisten Fällen eine ganz bedeutende Höhe. Es werden also von Seite des Grundbesitzers Aenderungen und Verbesserungen nur selten ins Werk gesetzt aus Besorgniss, es möchten die Auslagen einen entsprechend höhern Pachtzins nicht erzielen.

Von Seite der Pächter ist angesichts der kurzen Dauer der Pachtverträge nicht zu erwarten, dass sie an etwas anderes denken, als in diesem kurzen Zeitraum mit den geringsten Ausgaben den grössten Ertrag zu erzielen.

Unter diesen Verhältnissen geht selbstverständlich nach und nach Alles rückwärts. Die Gräben allfälliger Bewässerungsanlagen oder allfällige Abzugskanäle verwachsen oder stürzen ein; das Grundwasser hebt sich in Folge dessen und es entstehen feuchte Wiesen. Die guten Futterkräuter werden von Unkraut zurückgedrängt und der Boden, der in der letzten Zeit in Folge der stets sinkenden Getreidepreise immer seltener umgeackert wird, verschlimmert sich zusehends.

Auf dem Fragebogen, der von der schon oben erwähnten offiziellen Commission zur Prüfung der einzuführenden Verbesserung der Campagna, einer Reihe von Pächtern und Landexperten vorgelegt wurde, verlangten Alle, bezüglich der Pachtverträge, deren Verlängerung zum Theil bis auf 18 und 24 Jahre mit jährlicher Kündigungsfrist nach je sechs Jahren, Aufhebung der Begrenzung der Culturen, Einrichtung von Stallungen seitens der Grundbesitzer, um Vieh und Heu für gewisse Monate dort billiger und demnach ausgiebiger ziehen zu können und endlich billige Entschädigung für Verbesserungsarbeiten der Pächter im Falle frühzeitiger Kündigung des Vertrages seitens der Grundbesitzer.

Bezüglich der Bevölkerung der Campagna schreibt der *Mercante di Campagna* Piacentini wie folgt: „Die Verwilderung, hervorgerufen durch die Einsamkeit und Verlassenheit, der geringe Verdienst, die schlechte und knappe Nahrung reiht die wenigen Landleute, die in der Campagna zerstreut leben, in jeder Hinsicht unter die bedauernswürdigsten menschlichen Geschöpfe.“ Zum grössten Theile in Strohhütten oder feuchten Grotten wohnend, finden dieselben nach den langen Mühen des Tages keine andere Nahrung als mit Wasser angemachtes und in heisser Asche gebackenes Maismehl oder Brod mit etwas trockenem Käse und kein anderes Getränk, als Wasser aus faulenden Sümpfen.

Zur Sommerszeit leben blos wenige Eingeborne in der Campagna, in den übrigen Monaten hingegen werden aus den umliegenden Bergen Arbeiter mit ihren Familien hergezogen. Aber auch von ihnen sagt Tittoni, ein anderer *Mercante di Campagna:* „In einem Raume, in dem kaum 10 Personen leben sollten, sind 100 zusammengepfercht, wie in einem Schiffe. Ueberhaupt kleiden sich diese Leute schlecht, essen ungesunde Nahrung, wohnen schlecht, schützen sich nicht gegen die Nebel des Morgens und der Nacht, was alles angesichts der ungesunden Luft bei den Unglücklichen Krankheiten erzeugt und frühen Tod nach sich zieht. Diese herbeigeführten Arbeiter kommen grösstentheils aus den Abruzzen und von Sora und bleiben von Anfang October bis Ende Juni. Sie verdingen sich unter der Leitung von sogenannten Caporalen, welche dafür 6 bis 8% der ausgeführten Arbeit vom *Mercante di Campagna* erhalten, nebst einem Handgeld von 10 Fr. per Arbeiter.

Die Arbeitergruppen unterscheiden sich in ausgewählte und gemischte. Die Erstern bestehen aus kräftigen Männern, die täglich Fr. 1. 25 bis 1. 50 verdienen, die Letztern aus Männern, Frauen und Kindern, deren Taglohn Fr. 0. 90 bis Fr. 1. 10 beträgt. Daneben gibt es Arbeiter, die sich nicht für die ganze Jahreszeit vermiethen, sondern vorziehen, auf den Plätzen in Rom zu warten, bis sie Miether finden, die sie gewöhnlich für eine Woche einstellen. Der Preis dieser Arbeiter wechselt je nach der Nachfrage zwischen Fr. 0. 90 bis Fr. 1. 25 per Tag, ausser den 6 bis 8% für den „Caporale“, der sie vertritt.

Zur Zeit der Heuernte kommen wohl aus den Marken und aus Umbrien noch andere Arbeiter, die im Accord per Hectare alle Arbeiten dieser Ernte ausführen, incl. das Binden des Heues in Bündel zu 339 Kilo jedes. Ausser dem Preise von Lire 4. 86 bis 5. 40 den sie pr. ha. erhalten, liefert ihnen der *Mercante di Campagna* die Nahrung, und zwar per Mann 1,30 ko. Brod, 0,85 ko. Käse und 1,80 Liter gewässerten Wein und etwas Zwiebeln. Von diesen Leuten werden viele fieberkrank, doch haben sich die Verhältnisse wesentlich verbessert, seitdem dieselben täglich Arseniksäure einnehmen.

Tomasso-Crudeli erzählt diesbezüglich folgendes: Im Jahre 1879 begaben sich vierzig Heuer von Casalviani nach Giardino nächst dem See Salpo. Dieselben waren durchwegs starke Leute und wurden trotzdem beinahe alle fieberkrank und vier davon starben nach ihrer Rückkehr in die Heimat.

Im Jahre 1880 kamen statt ihrer achtzig Arbeiter von Milfatta, die in grosser Zahl die Fieber bekamen.

Im Jahre 1881 kamen achtzig Heuer von Casalvieri und erhielten täglich 2 Milligramme Arseniksäure; nur vier derselben wurden fieberkrank und erhoben sich schnell mit etwas Chinin.

Die ständigen Bewohner der Campagna sind die Hirten und jene wenigen Arbeiter, welche die Sommer-Arbeiten verrichten. Sie sind für's ganze Jahr gemiethet und ihre Familien leben ausserhalb der Campagna.

Die Arbeiter, welche die Weinberge und Gemüsegärten in der nächsten Umgebung von Rom besorgen, sind zum Theil Römer, leben mit ihren Familien in Häusern und auf den Besitzungen selbst, ziehen sich aber im Sommer zum Schlafen in die Stadt zurück.

Die Taglöhner sind aus den nächsten Provinzen.

Die Arbeiten in den grossen Steinbrüchen von Travertino, Selce, Tufo und Pozzolana, die in der Campagna zerstreut sind, werden in den Sommermonaten vollständig eingestellt und die Arbeiter kehren in die Heimat (S. Marino) zurück.

Die Segelschifffahrt bis Fiumicino am Delta des Tibers und auf dem Tiber selbst hört im Sommer auf und die Bevölkerung von Fiumicino zerstreut sich nach allen Richtungen, um im October wieder zurückzukehren.

Aus all' dem Vorhergesagten geht hervor, dass die Fruchtbarkeit der Campagna nicht in Zweifel gezogen werden kann, dass aber die sorgfältige Bebauung und Ausnützung derselben fehlt und im Ganzen und Grossen blos ein eigentlicher Raubbau stattfindet.

Bei der Zähigkeit und Thätigkeit, welche den italienischen Bauer auszeichnet, angesichts der Sorgfalt, mit welcher die Weinberge des nahen Latio bebaut sind und der Musterhaftigkeit, welche die Cultur der Terra di Lavoro nächst Capua und Neapel auszeichnet, muss die ganze Schuld dieses Zustandes weniger auf die Bewohner als auf die lokalen Verhältnisse gewälzt werden. Dazu gehört vor Allem die Malaria, die es nicht zulässt, eine Bevölkerung zum regen Betriebe der Höfe und Meiereien (*tenute*) zu ziehen, welche die Campagna bedecken.

Diese Bedingungen unerhörter Art führen schlechterdings zu den im Vorhergehenden beschriebenen Consequenzen in der Cultur und sind geeignet, die Indifferenz soweit zu entwickeln, dass schliesslich eine vollständige Vernachlässigung des Bodens Platz greift, die dann wieder eine Verschlimmerung der hygieinischen Verhältnisse nach sich zieht.

Hören wir, was der Berichterstatter der schon oben erwähnten Commission für die Verbesserung des Agro romano, Raffaele Panto, betreffs der Malaria-Fieber erzählt.

„Es ist allgemein bekannt, dass beinahe im ganzen Gebiete des Agro romano, vom Juni bis September inbegriffen, die Sumpffieber herrschen, dass dies Gebiet vollständig unbewohnt ist und dass die Sumpfluft allmälig abnimmt, wenn man auf die Höhen und Berge steigt. In Rom und andern Städten scheint die Malaria nur in den weniger bevölkerten Quartieren zu bestehen. Der Einfluss der schlechten Luft ist derart, dass es genügt, in den ungesunden Orten während des Sommers blos eine Nacht zu schlafen, um die grösste Gefahr zu laufen, von den Fiebern befallen zu werden. Die Wohnungen am Meeresstrande scheinen gesünder zu sein, als diejenigen im Innern.“

Dem fügt Dr. Tawig, der über das Klima von Rom geschrieben hat, bei:

„*Quoique la saison ordinaire des fièvres soit du mois d'Août à la fin de l'automne, elle paraît aussi à d'autres époques. Au*

primtemps et par un temps doux et pluvieux de l'hiver, elle est assez fréquente. Néanmoins en cette dernière saison les accès ne proviennent pas directement de miasmes, aussi sont-ils en général moins serieux et moins sujets aux rechutes que ceux d'automne. Ce fait a été clairement énoncé par Celse Lib. I Chap. VIII: Autumnalis fere longa est maxime quae coepit hieme appropinquante. Ce passage écrit, il y-a dixhuit siècles, nous montre que les fièvres étaient alors à peu près dans les mêmes conditions que de nos jours."

Die Gegenden um die Sümpfe gehören zu den ungesundesten, aber von den Sümpfen entfernt giebt es solche, so z. B. auf der Ebene zwischen Rom und Tivoli, die hoch liegt und felsigen Untergrund hat, die eben so ungesund sind, wie die Sümpfe von Ostia und Maccarese oder gewisse Punkte am Lago di Bracciano.

Es steht überdies fest, dass der Gesundheitszustand gewisser Gegenden im Laufe der Jahrhunderte Aenderungen erlitten hat, wie aus einer Reihe von Ortschaften hervorgeht, die einst bewohnt und stark bevölkert waren und deren Bevölkerung weggezogen ist, z. B. auf benachbarte Höhen, oder die auch ganz verlassen wurden, wie Ceri und Monterano, oder seit Menschengedenken das Schloss von Galera, das jetzt in Ruinen liegt und dessen Bewohner von ältern Leuten noch gekannt worden sind.

Es gilt dies auch von einzelnen Quartieren in Rom, von dem aber im Allgemeinen gesagt werden darf, dass seit wenigen Jahren der dortige hygieinische Zustand sich in überraschender Weise gebessert hat, und zwar im direkten Verhältnisse zu der fortschreitenden Ueberbauung und Pflasterung der neuen Quartiere.

Im Allgemeinen glaubt Tournou, der über die Malaria schrieb, man dürfe annehmen, dass man in einer Höhe von 120 bis 160 Meter über der Ebene in einer Luft sich befinde, die es gestatte, das ganze Jahr dort ungescheut zu leben, indem z. B. Tivoli, das 180 m. über der Ebene liegt, ein ausgezeichnetes Klima besitze.

Der Abgeordnete Prof. Corrado Tomaso Crudeli, in seiner Abhandlung, die 1883 in den „*Annali di agricultura*" erschien, und über die Palliativmittel zum Schutze der Menschen in Malaria-Ländern handelt, sagt: Es sei zu vermeiden, beim Sonnen-

untergange oder Aufgange im Freien sich aufzuhalten, indem die Erfahrung seit undenklichen Zeiten lehre, dass die Luft namentlich in jenen Momenten mit Miasmen geschwängert sei und stellt anderseits den Erfahrungsgrundsatz auf, dass die Miasmen, die dem Boden entsteigen, im Allgemeinen nicht höher als 4 bis 5 m. sich über denselben erheben, so dass es möglich sei, sich bei Einathmung der oberen Luft leicht von den Fiebern frei zu halten, insofern wenigstens ein Punkt gewählt werde, der nicht etwa mittelst geneigter Ebenen mit dem inficirten Boden in Verbindung stehe, und deshalb gestatte, bei leichten Luftströmungen grosse Mengen jener Miasmen in grössere Höhen zu führen. Zum Beweise der Richtigkeit seiner Behauptung führt er an, dass die Leute in den pontinischen Sümpfen im Sommer ungestraft im Freien schlafen und zwar auf Gestellen, die auf Pfählen von 4 bis 5 m. Höhe ruhen, und dass die nämliche Vorsicht auch an einzelnen ungesunden Orten in Griechenland beobachtet wurde. Er erzählt, dass die Indianer Amerikas, wenn sie in ungesunden Gegenden schlafen, ihre Bettstätten auf hohen Bäumen aufhängen, und dass ihnen dies die Ingenieure beim Bau der Eisenbahn in Panama nachgemacht, die 20 bis 30 Fuss hoch über dem Boden auf Bäumen sich hölzerne Hütten erstellten. Der nämliche Gelehrte gibt am gleichen Orte an, dass man günstige Resultate erzielt habe, indem man Häuser gebaut, die am Abend dicht geschlossen, ihre Luft blos durch Oeffnungen im Dache erneuern konnten und erinnert, dass an der Ausstellung in Wien im Jahre 1873 das Modell eines alten Bauernhauses des Agro romano aufgestellt war, welches ausser den Haupteingängen keine Oeffnung in seiner äussern Wand darbot. Alle Fensteröffnungen gingen dagegen in den ringsum geschlossenen Hof, so dass, wenn die Hausthüre geschlossen war, die nöthige Luft nur den Schichten in der Höhe des Daches entnommen werden konnte. Wenn nun auch die Hauptursache dieser Anlage in Rücksichten auf die Sicherheit gesucht werden muss, so steht dennoch fest, dass damit gleicherweise das Prinzip der Bewohner der pontinischen Sümpfe beobachtet werde.

Tomaso Crudeli erklärt auch: es sei die Widerstandsfähigkeit gegen die Vergiftung durch Miasmen bei den einzelnen Individuen sehr verschieden und vererbe sich, so z. B. zeigen unter der weissen Race die Bewohner der Abbruzzen und der

Umgebung Roms eine weit grössere Widerstandsfähigkeit als Andere, was er dem stetigen Einfluss des Giftes auf diese Bewohner zuschreibt, eine Widerstandsfähigekit, die sich erkläre, wie die Angewöhnung einzelner Bevölkerungen, ungestraft Arsenik zu geniessen.

Er behauptet ebenfalls, es sei irrig, dass die Thiere unbedingt dem Einflusse der Malaria widerstehen, sondern dass auch hier eine Angewöhnung stattfinden müsse und erzählt, dass leicht nachgewiesen werden könne und nachgewiesen wurde, dass fremde Ochsen, die man in eine Malariagegend brachte, dort von den Fiebern decimirt wurden, und dass man sie nur mit schwefelsaurem Chinin schützen und retten konnte, indem man gewöhnlich einem erwachsenen Thiere per Tag 5 Gramm, einem Kalbe 3 gr. verabreichte. Die Rückfälle seien häufig und oft die Sachlage trotz allen Auslagen so schwierig, dass man genöthigt werde, die Thiere in gesunde Luft zu bringen, um sie zu retten.

Die nämlichen Erscheinungen finden auch bei Pferden statt, so, dass fremde Pferde, die man in die Campagna brachte, häufig zuerst von den Wechselfiebern und endlich auch von den Sumpffiebern befallen wurden.

Es ist natürlich die Frage aufgeworfen worden, ob der gleiche Zustand der Campagna schon zu Zeiten der Römer bestanden habe oder nicht und viele Schriftsteller neigen der Ansicht zu, es sei dieselbe vollständig gesund gewesen, indem sie anführen, dass in den jetzt so gefährlichen und ungesunden pontinischen Sümpfen damals 23 Städte bestanden hätten, von denen einige so mächtig gewesen seien, dass sie zur Zeit Coriolans den Römern bewaffneten Widerstand leisten konnten.

Plinius der ältere, der diese Sachlage nicht mit den gefährlichen Sümpfen zusammenreimen kann, die schon zu seiner Zeit bestanden, sucht dieselbe durch ein späteres Sichsenken des Bodens zu erklären, das er als eines der Wunder Italiens bezeichnet.

Andere machen auch geltend, dass damals die Bevölkerung Roms auf vier städtische Sectionen deren einunddreissig agricole enthielt, die zu den Abstimmungen und Wahlen nach Rom kamen.

Es scheint und ist auch möglich, dass die Campagna einst stärker bevölkert war als jetzt, ohne dass damit auch für damals der Bestand der Malaria ausgeschlossen ist.

Dass zur Zeit *Strabo's* ein grosser Theil der Küste und die pontinischen Sümpfe ungesund waren, der Rest dagegen nicht, geben viele neuere Schriftsteller zu.

Andere stützen sich auf zahlreiche Citate aus alten Schriftstellern, um dagegen zu beweisen, dass auch in den ältesten Zeiten Rom's Umgebung ungesund war.

Virgil in der Aeneide spricht von den Sümpfen Laurenti und denjenigen längs dem Flüsschen Numico.

Horaz bezeichnet den Monat Juli als besonders gefährlich für die Fieber.

Adducit febres et testamenta resignet (Ep. VII, l. 1).

Livius schreibt, dass im Jahre 410 n. G. R. die Soldaten sich entschlossen, Capua zu besetzen, um nicht ein ungesundes Lager nächst Rom beziehen zu müssen. Ein altes römisches Sprichwort sagt: „*Antelucanus et nocturnus aer vitandus.*"

Cicero (De Rep. II Cap. 6), indem er Romulus belobt, einen so günstigen Ort zur Gründung der Stadt gewählt zu haben, sagt: *Locum in pestilenti regione salubrem, colles enim sunt qui cum perflantur ipsi, tum et afferunt umbram vallibus.*

Horaz beschreibt die Umgebung Roms im Sommer: „*Quando omnis populus et muliercula pallet.*"

Plutarch im Leben des *Camillus*, indem er die Ursachen aufzählt, welche den Tod der Gallier herbeiführten, als sie das Capitol belagerten, sagt: „Was aber hauptsächlich ihre Leiden verursachte, war die Aenderung in der gewohnten Art des Lebens, indem dieselben von schattenreichen Gegenden, die im Sommer kühle und gesunde Zufluchtsorte bieten, in ein niedriges und im Herbste ungesundes Land zogen."

Tacitus im II. Buch der Geschichten, indem er von den deutschen Soldaten erzählt, die mit *Vitellius* nach Rom kamen, sagt, sie seien in der infamen Luft des Vatikans in grosser Menge umgekommen.

Die Ansichten über die Ursachen der Malaria sind sehr getheilt und besteht bis heute keine beweiskräftige Erklärung derselben. Die Mehrzahl der Schriftsteller, die über dieselbe geschrieben, geht von der dunkeln Ahnung aus, dass die Entwicklung derselben mit den Sümpfen und moorigen Wiesen in Zusammenhang stehen möchte, die sich im Becken des Agro romano so zahlreich vorfinden und dass dieselbe namentlich zur Zeit der grössten Sommerhitze grassire.

Die Verbreitung derselben in der ganzen Campagna wird dann den Winden zugeschrieben, welche die verpestete Luft weiter und bis zum Fusse der umliegenden Gebirge tragen.

Andere Schriftsteller leugnen den Einfluss der Sümpfe und schreiben die Schuld ausschliesslich entweder der grossen Feuchtigkeit der Luft oder dem starken Temperaturwechsel zu. Dahin gehört Folchi, Arzt am Erzgymnasium in Rom. Andere endlich glauben die Ursache in ganz lokalen Gründen, d. h. in der Nähe von sumpfigen Wiesen oder unterirdischem Wasser etc. suchen zu sollen und erwähnen, dass eine Strasse von Rom, die für nicht gesund galt, sofort nach Bepflästerung gesund wurde und ebenso ein Kloster nächst Rom, sofort nach Abzapfung eines kleinen Sees in der Villa Borghese.

In neuester Zeit hat namentlich der schon oben mehrfach erwähnte Corrado Tomasso-Crudeli eine eigene Theorie zur Erklärung der Malaria aufgestellt.

Nach ihm sind deren Keime im Boden der Campagna stark verbreitet und bedürfen blos des gleichzeitigen Zusammentreffens dreier Bedingungen, um sich zu entwickeln:

1) einer Temperatur von circa 20° C.;
2) eines gemässigten Feuchtigkeitsgrades des Bodens;
3) des direkten Contactes des Sauerstoffes der Luft mit denjenigen Schichten des Bodens, die den Keim enthalten.

Sowie eine dieser Bedingungen mangle, sei die Bildung der Malaria unmöglich, wie dies aus zahlreichen Beispielen hervorgehe.

Im Winter bestehe keine Malaria, weil die nöthige Temperatur dazu fehle.

Im Sommer, bei grösster Hitze, sei diese Entwicklung gehemmt, weil dem Boden die nöthige Feuchtigkeit abgehe.

Wenn bei Ueberschwemmungen der Boden über den gefährlichsten Lagern der Malaria mit Wasser bedeckt sei, fehle der Contact mit dem Sauerstoff der Luft und deren Entwicklung werde deshalb unmöglich und das Nämliche sei der Fall, wenn der Boden mit Schlamm bedeckt werde, der diesen Keim nicht enthalte oder wenn sich eine kräftige Grasnarbe bilde und erhalte.

Mir will scheinen, dass alle diese Theorien etwas Wahres enthalten und im Grunde nicht stark von einander abweichen.

Stellen wir aus den oben successive entwickelten Verhältnissen die Eigenthümlichkeiten der Campagna zusammen, so springt vor allem die Thatsache in die Augen, dass im oberen Theile derselben, in Folge der modernen Ergüsse der Vulkane, sich zahlreiche Mulden und Thäler gebildet haben, deren Grundlage aus ziemlich wasserdichtem Gesteine besteht und die keinen natürlichen Abfluss haben, wie er bei sedimentären Gebilden sich vorfinden müsste.

Wir finden also hier eine Ursache zur Bildung von Sümpfen und moorigen Flächen, die ihre Wasser blos durch Verdunstung verlieren können.

Im unteren Theile, dessen Grundlage angeschwemmter wasserdurchlässiger Boden ist, haben sich hinter den Dünen nach einem feststehenden Gesetze ausgedehnte Depressionen und somit grosse Sümpfe gebildet, die mit Brakwasser gefüllt sind, indem einestheils das Meer mit denselben in Verbindung steht, anderseits die Regenwasser der umliegenden Gebiete sich in dieselben entleeren. Daneben sind die Höhenzüge mit einer schwachen Grasnarbe bedeckt, dagegen die Thäler mit vegetabilischen Substanzen, die der Regen von den Höhen herführt, tief aufgefüllt.

Ueberall vermag der Frühling bei mässiger Wärme und vereinzelten Regenschauern eine üppige Vegetation zu entwickeln, die, kaum zur Reife gelangt, abgemäht wird, sodass nunmehr die stärker sengende Sonne auf den bodenarmen Höhen und Plateaus den Nachwuchs dieser Vegetation verhindert und den unbewässerten Boden austrocknet. Währenddem sich nun über demselben eine stark überhitzte Luftschicht bildet, müssen die heftigen Sonnenstrahlen über den sumpfigen Wiesen und den mit Wasserpflanzen bedeckten Sümpfen eine lebhafte Verdunstung des Wassers fördern, die zunächst ein allmäliges Zurückgehen desselben und hierauf eine Fäulniss der in demselben aufgehäuften vegetabilischen Materien zur Folge haben muss. Die hier mit Wasser und schweren Sumpfgasen stark geschwängerte Luft breitet sich nun während des Tages über das ganz geschlossene Becken der Campagna aus, indem die über dem ausgetrockneten Boden erhitzte Luft in die Höhe steigt und allmälig durch die schwere, mit Wasser

und Sumpfgasen geschwängerte Luft der Sümpfe ersetzt wird. Geht Abends die Sonne unter und nimmt die Spannung der Gase schon in Folge dessen und im Weitern mit Rücksicht auf das fühlbar werdende Zuströmen der kühlen Seeluft ab, so condensirt sich das in der Luft suspendirte Wasser und es entstehen jene übelriechenden Nebel, die während der Sommernächte über den Boden der Campagna streichen, häufig Rom durchziehen und die, gewiss ein sichtbares Zeichen der ungesunden Luft, Nachts in dieser Jahreszeit den Stoff zu den Fiebern für alle Diejenigen liefern, die sich unvorsichtiger Weise in Mitte derselben dem Schlafe hingeben. Ob nun die unter Sonnenhitze und Verdunstung aus der Fäulniss vegetabilischer Materien erzeugten gesundheitsschädlichen Produkte, wie man früher annahm, sogenannte Sumpfgase seien, oder ob sie dabei, wie Dr. Balestra und sein College Antonio Salmi behaupten, ein algenartiges Gewächs bildet, dessen Sporenstaub, in der Luft suspendirt und fortgetragen, den thierischen Organismus vergiftet, oder ob endlich die Theorie von Tomasso Crudeli, die oben entwickelt worden, eher der Wahrheit entspricht, mag dahin gestellt bleiben und kann vom Schreiber dieser Zeilen nicht entschieden werden. Sicher bleibt, dass Hitze auf feuchtem, mit vegetabilischen Stoffen geschwängertem Boden, Fäulniss erzeugt; sicher, dass bei den speziellen Verhältnissen der Campagna dieser Fäulnissprozess in grosser Ausdehnung statthaben muss und dass die lokalen Verhältnisse die Verbreitung der gasartigen Produkte dieser Fäulniss im ganzen Becken begünstigen, so dass dieselben auch in den offenen, trockenen, höheren Theilen des Beckens sich vertheilen müssen; sicher endlich, dass Gase oder mikroskopische Produkte der Fäulniss, die sich in der Luft verbreiten, im Allgemeinen gesundheitsschädlich sind. Diese Thatsachen genügen somit, um die Malaria zu erklären, doch ist es wünschbar, dass die Wissenschaft die Natur des Giftstoffes (Bacterien, Sporen, Gas) feststelle, damit ohne Tasten die Erzeugung desselben verhindert oder dessen Zerstörung mit einfachen Mitteln erreicht werden kann. Dagegen scheinen mir Theorien, wie diejenigen von Tomasso Crudeli, einen im Boden der ganzen Campagna vorhandenen Keim der Malaria anzunehmen, dessen Entwicklung von den im Allgemeinen die Fäulniss bedingenden Umständen abhänge, wenig geeignet, um praktischere

Ideen über die Sanirung des Landes zu verbreiten. Wie kann man in der That von Seite der Besitzer und Miether dieses Gebietes auf Opferwilligkeit zählen, um dessen Verhältnisse durch Cultur, Ackerung, Pflanzung, Drainage und Bewässerung zu verbessern, wenn die Gelehrten, die sich mit dem Studium der Sachlage beschäftigen, ihnen sagen: „Was Du auch thun mögest, Dein Boden ist vergiftet und bleibt eine Brutstätte der Malaria.“ In Consequenz der Theorie von Tomasso Crudeli muss in der That jedes Auflockern des Bodens, jedes zeitweilige Zerstören der Grasnarbe zur Bebauung oder zu Bewässerungszwecken eine grössere Oberfläche des giftigen Bodens in intensivere Verbindung mit der Luft bringen und somit die Entwicklung der Malaria vergrössern.

Wir geben zu, dass unsere Erklärung der Ursachen der Malaria zu dieser Consequenz auch führen kann, aber doch nur in ganz speziellen Fällen, d. h. wenn das Auflockern und Bewässern einen stark mit organischen Stoffen geschwängerten Boden beschlägt und bei grosser Hitze stattfindet. Aber nicht aller, sondern der kleinste Theil des Bodens der Campagna befindet sich mit organischen Stoffen in auffälliger Weise vermischt, es kann und soll desshalb im Herbst und Winter dessen Auflockerung statthaben.

Nachdem so die Ursachen der Malaria grundsätzlich im Einklange mit den meisten Schriftstellern, die diese Frage behandelt haben, angedeutet worden sind, frägt es sich: was kann und konnte wohl gemacht werden, um diese Verhältnisse zu verändern? Wie weit auch in der Erklärung der Malaria die Ansichten auseinandergehen, so stimmen dieselben mit ganz untergeordneten Ausnahmen dahin überein, dass für Behebung derselben vor Allem die Sümpfe ausgetrocknet, der Wasserablauf im ganzen Gebiete geordnet und unterhalten werden müsse. Ueber die Mittel, die im Weitern zu ergreifen seien, theilen sich die Ansichten wieder und bleibt hier blos interessant zu erwähnen, dass die Wenigen, die der Ansicht sind, es sei wenig oder besser gar nichts zu machen, „Römer“ sind und sich in der Klasse der Grossgüterbesitzer und der sog. *Mercante di Campagna* finden. Es bleibt in dieser Hinsicht ewig denkwürdig, mit welcher Indolenz und einfältigen

Verachtung gewisse Leute dieser Klasse den Fragebogen beantwortet haben, den ihnen diesbezüglich die Commissäre der Regierung im Jahre 1871—1872 unterbreitet hatten.*

Anstrengungen zur Sanirung der Campagna sind schon lange und zu allen Zeiten von den Päpsten und von reichen, grossen Grundbesitzern gemacht worden.

So erstellte, oder vertiefte wenigstens, der Cardinal von Este den alten Kanal zum Abfluss der schwefeligen Wasser, die in der Ebene von Tivoli grosse Oberflächen von Wiesenland versumpften und den man in neuerer Zeit gestaut hat, um einen Meter Druckhöhe zum Betrieb einer Travertinosägerei zu gewinnen.

Die Familie Borghese regulirte so viel als ihr möglich war den See Sabino nächst der alten volkreichen Stadt Sabi, indem sie mittelst einer unterirdischen Gallerie dessen Wasser in das Flüsschen Osa führte.

Die Familie Chigi entwässerte den See von Baccano durch einen tief eingeschnittenen Abzugskanal, der dessen Wasser in das Thal des Valca führt.

Ein anderer kleiner See, genannt Mario Simon, wurde ebenfalls durch die Familie Borghese entwässert und dessen Wasser durch einen Abzugskanal in den Aniene abgeleitet.

Zahlreich sind im Thal des Tibers und Aniene die entwässerten Wiesen, namentlich, wo es möglich war, deren Wasser in Brunnen zum Tränken des Viehs zu fassen.

Beklagenswerth dagegen bleibt, dass deren Abwasser sich in einiger Entfernung neuerdings verläuft und sumpfige Wiesen bildet.

Diese vereinzelten Anstrengungen sind aber blos von lokalem und geringem Belange im Verhältnisse zur Arbeit, die vorliegt, und es muss anerkannt werden, dass ohne Eingriff der Regierung eine durchschlagende, erfolgreiche Ordnung dieser schlimmen Verhältnisse nicht statt haben kann.

Für die grösseren Arbeiten überschreiten einerseits die Auslagen den direkten Nutzen so bedeutend, dass ein Privatmann, auch wenn er über grosse Mittel verfügt, nicht aufkommen kann. Andererseits beschlagen die nöthigen Arbeiten mehrere, oft zahlreiche Besitzer, die nicht alle über Mittel

---

* **Anmerkung.** So beantwortete der Experte für die Agricultur, Giorgi, die Mehrzahl der Fragen überhaupt gar nicht.

verfügen, um in einem Consortium den ihnen zufallenden Theil der Regulirungsarbeiten zu tragen und endlich fehlt zur Bildung eines solchen zumeist der gute Wille und die einheitliche Anerkennung und Billigung der nöthigen Arbeiten.

Die italienische Regierung musste binnen Kurzem zu dieser Einsicht gelangen und entschied sich nach allseitiger Anhörung der sachverständigen, technischen, agricolen, hygieinischen Commissionen, die nöthigen Arbeiten in zwei Gruppen zu theilen.

Die erste Gruppe umfasst die Entwässerungs-Anlagen für ausgedehnte Sümpfe, die zweite Gruppe die Massnahmen zur Erstellung und Unterhaltung der Abzugskanäle in Gebieten, die bei etwelcher Aufmerksamkeit, ohne theure Werke im culturfähigen Zustande erhalten werden können.

Die erste Gruppe dieser Arbeiten wird von den Ingenieuren des Staates für dessen Rechnung, als im öffentlichen Interesse liegend, ausgeführt. Die zweite Gruppe soll von Consortien der Besitzer ausgeführt werden, die vom Staate zusammengestellt und geleitet sind.

Die Arbeiten der ersten Gruppe beschlagen namentlich die Entwässerung der weiten Sümpfe hinter den Dünen im Deltagebiete des Tibers und die Trockenlegung einiger Seen und Moore im obern Theile der Campagna.

Das Projekt zu diesen Arbeiten ist, von einem sehr ausführlichen Berichte begleitet, datirt vom 15. Juli 1880, durch den damaligen Oberingenieur und späteren Generaldirektor der hydraulischen Arbeiten im Ministerium der öffentlichen Bauten, *Giovanni Amendini* ausgearbeitet.

Ueber die Arbeiten in den Consortien ist wenig bekannt und scheint man dort seine Zeit mit theoretischen Fragen und Discussionen zu verlieren, namentlich seit man die Frage bezüglich Abänderung der Bewirthschaftung aufgeworfen hat.

Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, die Ideen zu entwickeln, die den grossen Arbeiten zu Grunde gelegt worden sind und bezüglich der Bewirthschaftung die verschiedenen oft sehr abweichenden Ansichten competenten Schriftstellern überlassen.

Die hauptsächlichsten Sümpfe im tieferen Theile der Campagna sind:

Auf dem linken Ufer des Tibers der Sumpf von Ostia, auf dem rechten Ufer die Sümpfe von Porto, Camposalino und Maccarese.

In der Isola sacra, die im Delta liegt, der gleichnamige Sumpf.

Der Sumpf von Ostia erhält die Niederschläge einer Oberfläche von rund 9427 Hektaren, deren Höhenlage sich wie folgt vertheilt:

1) Hügel und höhere Weiden über Quote	(5,00)	5640 ha.
2) Gebiet zwischen den Quoten (5,00) und	(0,40)	2623 „
3) Gebiet das tiefer liegt als	(0,40)	684 „
4) Dünen und Meeresstrand		480 „
	Total	9427 ha.

Die Höhe des Wassers im Sumpfe ist veränderlich und steigt im Winter und Frühling bis zu (0,60), ausnahmsweise (0,80) über dem Meeresspiegel, fällt dagegen im Sommer bis 29 cm. unter denselben.

Bei der Höhenquote (+ 0,80) deckt das Wasser eine Fläche von 995 ha., hingegen blos 684 ha. bei der Quote (0,40). —

Die tiefsten Punkte des Sumpfes reichen (0 m. 90) unter den Meeresspiegel. Selbstverständlich steht in den nicht direkt mit Wasser bedeckten Geländen, die an den Sumpf anstossen, das Wasser ganz nahe der Oberfläche und dehnt sich thatsächlich der Sumpf sehr weit aus.

Der Sumpf von Porto, Camposalino und Maccarese erhält die Niederschläge einer Oberfläche von 10,790 ha., deren Höhenlage sich wie folgt vertheilt:

Ueber der Quote (5,00) liegen:	3060 ha.
Zwischen Quote (5,00) und (0,40):	5870 „
Unter der Quote (0,40):	890 „
Dünen und Meeresstrand betragen:	970 „
Total	10,790 ha.

Die Höhenverhältnisse des Wasserspiegels würden sich ähnlich denen des Sumpfes von Ostia verhalten, wenn nicht bei Zurücktreten des Wassers im Sommer durch die Besitzer, das über Quote (0,40) liegende Weideland, auf dem diesseits namentlich Büffel gezogen werden, mittelst des Baches Arrone überrieselt würde. Immerhin deckt im Winter das Wasser (bei 0,80) eine Oberfläche von rund 1970 Hektaren.

Der Sumpf der Isola sacra erhält die Niederschläge von 1316 Hektaren, von denen blos eine geringe Oberfläche unter dem Meeresspiegel liegt, so dass hier eine Erhöhung des Bodens

verhältnissmässig leicht durch ein Ueberfliessen der Wasser des Tibers, der sehr stark Schlamm führt, somit durch zeitweise Colmatation erzielt werden kann.

Für die grossen Sümpfe von Ostia und Maccarese liegen die Verhältnisse nicht so einfach und sind verschiedene Systeme der Entsumpfung eingehend erwogen worden.

An eine Abzapfung des Wassers konnte bei der Tieflage der Sümpfe, die unter den Meeresspiegel reicht, nicht gedacht werden.

Dagegen konnten die natürliche Colmatation durch den nahen und Schlamm führenden Tiber, die künstliche Auffüllung mit Abgrabungen in höhern Gebieten oder ein gemischtes System dieser beiden Lösungen in Betracht kommen und wenn diese nicht möglich sein sollten, das Ausschöpfen mittelst Pumpwerken.

Die Colmatation oder Auffüllung, oder beide gemischt, müssten eine natürliche und bleibende Bonification schaffen und derart stattfinden, dass man dem ehemaligen Sumpfgebiete an seiner, dem Auslauf ins Meer zunächst gelegenen Stelle, eine Minimalhöhe über dem Meere gäbe und gegen diesen Punkt landeinwärts den Boden mässig ansteigen liesse, um für die Zukunft einen genügenden Abfluss der Niederschläge zu sichern.

Von diesem Grundsatze ausgehend, müssten selbstverständlich die vom Auslaufe entferntesten Stellen die grösste Höhe erhalten.

Aus den in diesem Sinne angestellten Messungen und Rechnungen, die auf der Annahme einer Minimalhöhe des Bodens von 1,05 und einer Minimalneigung des Bodens von 10 cm. per Kilometer beruhen, ergibt sich, dass zur Anfüllung des Sumpfes von Ostia, d. h. des eigentlichen Sumpflandes von 1736 ha. Ausdehnung, 20,260,077 cm. Erde, sei es in Anschwemmung, sei es in Auffüllung, nöthig wären und für den Sumpf von Porto und Maccarese nahezu das doppelte.

Ueberdies ergeben die Rechnungen, dass der zur Colmatirung auf die nöthige Höhe aus dem Tiber abzuleitende Canal beinahe dicht unterhalb Rom abzweigen müsste und nur bei ganz ausnahmsweisen Hochwassern des Flusses zur Wirkung käme.

Die ganz eingehend durchgeführten Studien der Colmatation eines kleinen Theiles des Sumpfes von Ostia bei Drazone mit

einer Oberfläche von blos 188 Hektaren hat zum Resultate geführt, dass die nöthige Auffüllung von 677,083 Cubikmetern zweiundzwanzig Jahre erfordern würde, so dass die zur Ausfüllung der obigen Sümpfe, nach gleichem Systeme, erforderliche Zeit kaum abzusehen wäre.

Die Auslagen endlich für eine Anschüttung mittelst Abgrabungen der nächsten Höhen führen zu ganz unermesslichen Ziffern.

Unter diesen Verhältnissen hat man in einem gemischten Verfahren Rettung zu finden gehofft und sich gesagt, dass im vorliegenden Falle die hygieinischen Rücksichten ausschliesslich massgebend seien, und dass es sich weniger darum handle, Land zu gewinnen, als eine Umgestaltung der Verhältnisse herbeizuführen, die das Bestehen der Sümpfe mit ihren Unzukömmlichkeiten behebe. Man hat deshalb daran gedacht, einen Theil der Sümpfe tiefer zu legen, mit dem Meere mittelst eines Canales zu verbinden und mit dem gewonnenen Aushub das Land zunächst diesen Seen zu erhöhen und dagegen die längs dem Tiber gelegenen Theile durch natürliche Colmatation aufzufüllen. Aber wenn auch in einem tiefern Bassin die Bildung von Wasserpflanzen schwieriger ist und ein Austrocknen und Bloslegen des mit organischen Stoffen überdeckten Bodens nicht statthaben kann, somit der Hygieine Genüge geleistet ist; wenn endlich durch die richtige Wahl des Ortes für die Bildung des Sees, die zum Wasserabflusse nöthige Ueberhöhung des anzuschüttenden Bodens und damit die Anschüttung wesentlich beschränkt werden kann, so musste man aus andern Gründen dennoch auch dies Projekt fallen lassen.

Es bleibt nämlich hauptsächlich zweifelhaft, ob der See und sein Verbindungscanal mit dem Meere sich in der nöthigen Tiefe werden erhalten lassen, oder ob der Wellenschlag den Canal nicht jeden Augenblick mit Sand verlegen werde. Ueberdies blieben die Kosten noch auf einer Höhe, die für den einzigen Sumpf von Ostia auf circa 11 Millionen geschätzt wurden.

Als auch dies System fallen gelassen werden musste, blieb nichts mehr übrig, als auf die Ausschöpfung zurückzugreifen, obgleich dieselbe weit davon entfernt ist, gleicher Weise wie die oben betrachteten Lösungen, wenn dieselben ausführbar gewesen wären, dem Uebel für immer abzuhelfen. Man ent-

schied sich trotzdem für dieselbe, weil deren Kosten bedeutend niedriger sind, als diejenigen der andern Lösungen; weil die zur Durchführung nöthige Zeit verhältnissmässig kurz ist und weil in letzter Zeit anderwärts das System mit Erfolg angewendet wurde und in der That die heutige Maschinentechnik eine Vollendung erreicht hat, die es gestattet, mit aller Sicherheit auf einen regelmässigen Betrieb der Pumpen zu zählen.

Die Anlage ist in ihren Grundzügen höchst einfach und besteht darin, dass man die jetzt bestehenden Abflusskanäle der Sümpfe durch einen Damm von denselben trennt und hinter dem Damme über das ganze Gebiet, das dem Sumpfe seine Niederschläge zuleite, ein Netz von Kanälen verschiedenen Querschnittes ausführt, die mit einem Minimalgefälle alle Wasser einem grossen Sammelkanale zutragen. Dieser Sammelkanal grenzt dicht an den Trennungsdamm gegen den Abflusskanal und wird an diesem Punkte das Pumpenhaus mit seinen Maschinen erstellt, um die Wasser des Sammelkanals über den Damm, in den höhern Abflusskanal zu heben und somit den Wasserstand im Sammelkanal und seinen Zuflüssen, folglich im ganzen Gebiete des ehemaligen Sumpfes, etwas tiefer zu halten, als die tiefste Stelle des Sumpfes, d. h. den Sumpf trocken zu legen.

Laut den vorliegenden Studien führte die Rechnung zu folgenden Anlagen:

Die Bodenquote der tiefsten Stelle des Sammelskanals von Ostia wurde auf — 2,60 festgestellt, dagegen die Quote des Wasserspiegels auf — 1,80, und da die Quote des Kanals auf + 0,70 angenommen wurde, so ist hier das Wasser um $2^{m.}50$ zu heben.

Da die Maximalregenmenge, die in dieser Gegend in einem Monate gefallen ist, seitdem überhaupt Beobachtungen gemacht wurden, auf den Monat November 1865 fällt und als tägliches Mittel 16,29 mm. ergiebt, so würde mit Rücksicht auf das ganze Niederschlagsgebiet des Sumpfes und nach Abzug der erfahrungsgemässen Verluste durch Versickern und Verdunstung die in einer Sekunde zu hebende Wassermenge auf 2,34 Cubikmeter festgestellt, was bei einer Hubhöhe von $2^{m.}50$ einer Arbeit von 78 Pferdekräften entspricht, und mit Rücksicht auf die entfallenden Verluste zur Aufstellung zweier Maschinen von 150 Pferden führt.

Die Kosten für diese Einrichtung werden berechnet:

1) Für Arbeit, Expropriation etc. . . . Fr. 1,270,000.
2) Jährlich für Betrieb der Maschinen Fr. 32,000 zu 5 % capitalisirt . . . . . . „ 540,000.

Total Fr. 1,910,000.

Vertheilt man diese Auslagen auf den eigentlichen Sumpf, so ergibt sich eine Quote von Fr. 1006. 32 per Hektar, die sich aber wesentlich reduzirt, wenn dieselbe auf das ganze Gebiet vertheilt wird, das von dieser Anlage Nutzen zieht. Die Anlage in Maccarese unterscheidet sich blos in den Einzelnheiten von derjenigen von Ostia.

Der niedere Wasserspiegel wird auf der Quote — 1,90 gehalten, so dass das Wasser um 2m·60 gehoben wird. Die per Secunde zur Zeit der heftigsten Regengüsse zu hebende Wassermenge wurde auf 4,90 cm. festgesetzt, was einer Arbeit von 170 Pferden entspricht, so dass dort drei Maschinen mit einem 4. Reservekessel aufgestellt werden.

Die Arbeiten sind seit drei Jahren im Gange, können aber der Malaria wegen blos in den Monaten Oktober bis Ende Mai betrieben werden und sollten schon im nächsten Jahre die Pumpen in Betrieb kommen.

Ausser den Entsumpfungsarbeiten im niedern Theile der Campagna sind noch eine Reihe ähnlicher Arbeiten für einige Seen und Sümpfe im obern Theile derselben vorgesehen, die ebenfalls zu der Gruppe der Arbeiten gehören, die der Staat ausführen soll. Dieselben sind jedoch von weit geringerem Umfange und von geringerer Bedeutung und deshalb bis heute noch nicht in Angriff genommen worden.

Der Sumpf von Stracciacappa ist einer jener zwei Seen, aus denen der Kaiser Augustus den einzigen Aquaeduct nach Rom geführt hat, der das rechte Ufer der Campagna romana durchzieht und dessen Wasser weniger zum Trinken als vielmehr zur Reinigung und Bewässerung dient. Dieses Wasser mündet auf dem Gianicolo und ist unter dem Namen *Acqua Paula* bekannt. [Nach dem Papste Paul V. (Borghese), der diese Leitung verbessert und verlängert hat.]

Der See hiess im Alterthum Lacus Papirianus, liegt im Osten vom See von Bracciano und gehört zu den kleinern Kraterbecken, die diesen Centralkrater umgeben. Von den hohen,

kahlen, aus vulkanischen Produkten gebildeten Abhängen, die den See umgeben, haben nach und nach die Regenwasser so viel Schutt heruntergeschwemmt, dass der ohnehin nicht tiefe See sich allmälig ausfüllt und heute einen Sumpf von circa 31 Hektaren Oberfläche bildet, der auch in absehbarer Zeit ganz verschwinden dürfte. Der alt römische Abzugskanal, der seine Wasser, vereint mit denjenigen des nahen Sees von Martignano nach Rom führte, ist eingefallen und versandet.

Zur Entsumpfung genügt es, die ehemalige Gallerie, die in vulkanischem Tuffe erstellt ist, wieder zu öffnen, tiefer einzuschneiden und bei dem Austritt statt in den alten Canal von Martignano, in ein Seitenthal zum Abfluss in den Lago Bracciano zu führen.

Die Ausgaben sind auf circa Fr. 50,000 bewerthet, d. h. auf circa Fr. 1250 per trocken gelegten Hektar Land.

Aehnlich liegen die Verhältnisse im nahe am Sumpfe von Stracciacappa gelegenen Thale von Boccano, wo der gleichnamige See liegt. Auch hier besteht ein zum Theil aufgefülltes Kraterbecken, dessen Tiefe nicht über 9 m. betragen konnte, indem sonst seine Wasser einen natürlichen Ueberfall in die Schlucht von Boccanacio fanden, welche ihre Wasser dem Bache Valca zusendet, der ein Zufluss des Crimena bildet, welcher aus dem Thal der Valchetta, circa 10 Kilometer oberhalb Rom in den Tiber mündet.

Auch hier hatte Alexander VII. (Chigi) einen Einschnitt von 1160 Metern zwischen dem See und der Schlucht von Boccanacio gemacht und damit den grössten Theil des Sees trocken gelegt, doch war der Einschnitt zu wenig tief und zu wenig geneigt, so dass 19 Hektaren noch mit Wasser bedeckt bleiben und sogar bei starken Regengüssen der Rückstau des zu engen Abflusses eine Ueberschwemmung von weitern 23 Hektaren zur Folge haben kann.

Auch hier genügt es, diese Verhältnisse durch Ausbildung des alten Abflusses zu verbessern und sind die nöthigen Auslagen zu Fr. 50,000 veranschlagt.

Noch weit unbedeutender sind die vorgesehenen Arbeiten für Trockenlegung des kleinen Sees von Cartiglione (früher von Gabii), der ehemals schon vom Hause Borghese zum Theil entsumpft wurde und der an der praenestinischen Strasse liegt. Diese Ausgaben belaufen sich auf Fr. 16,400 für Entsumpfung

von 75 Hektaren Moorland. Auf Fr. 120,000 sind dagegen die Ausgaben zur Entsumpfung des Sees dei Tartari und der Gegend von Acque Albule vorgesehen, die auf dem Plateau zwischen Rom und Tivoli liegen und deren Austrocknung in Erstellung eines ausgedehnten Netzes von Kanälen besteht, die alle Wasser in den stark eingeschnittenen Aniene abführen sollen.

All diese Massnahmen des Staates reichen aber nicht hin, das Uebel an seiner Wurzel abzuschneiden, sondern die Anstrengungen der Grundbesitzer sollen dieselben Schritt für Schritt begleiten und ergänzen. Das ausgetrocknete Gebiet will und soll nunmehr richtig und rationell bebaut und unterhalten werden.

Vor Allem scheint nothwendig, dass zwischen den Kanälen, welche das Wasser der Niederschläge abführen, von den Grundbesitzern die nöthigen Gräben 3. und 4. Klasse angelegt und unterhalten werden, die diesen Kanälen das Regenwasser schnell zuführen. Nächst dem Rande dieser Kanäle sind fortlaufende Weiden- und Erlenpflanzungen anzulegen, der Sumpfboden ist im Winter umzugraben und mit Futterkräutern anzusäen.

Der früher beklagte und als Entschuldigung angeführte Mangel an Arbeitern kann bei rationeller Verwendung der Palliativmittel, welche die moderne Medizin mit Erfolg gebraucht und bei der durch die Entsumpfung verringerten Gefahr behoben werden.

Zu dem Zwecke sind an Orten, die über gesundes Trinkwasser verfügen, oder denen solches zugeführt werden kann, Arbeiterdörfer zu erstellen, wo in gemauerten Häusern für gesunde Nahrung und menschenwürdige Unterkunft gesorgt ist.

Das System kurzer, beschränkter Pachtverträge, die ein zu den finanziellen Mitteln unverhältnissmässig grosses Pachtgebiet beschlagen, muss dauernden, schrankenlosen Pachtungen kleinerer Complexe Platz machen.

In den entsumpften Gebieten hinter den Dünen, wo die Waldcultur gedeiht, soll ein weiter Streifen ordentlich gebauten Hochwaldes angelegt werden.

Die Ebenen des tiefern Theiles der Campagna eignen sich zur Viehzucht, die aber nach den besten Mustern mit Stallfütterung und der damit verbundenen Düngung, sowie mit guten Racen von Mastvieh durchzuführen ist.

Auf den Höhenrücken des obern Theiles sollte, nach dem Vorgange in der nächsten Nähe Roms, mit Vortheil die Cultur kleiner Obstbäume versucht werden, so von Oliven, Mandeln, Pfirsichen und wohl auch Weinreben. Die dazwischen liegenden Thäler eignen sich zur Anlage von Kunstwiesen und zu Ackerland.

Um dies Alles zu schaffen, bedarf es voraus der Zustimmung der Gutsbesitzer und sollte angesichts der hohen hygieinischen Rücksichten für die nahe Hauptstadt, bei Widerstand dieser Letztern der Staat einschreiten.

Dieses Einschreiten kann und soll auch hier, wie bei allen gemeinnützigen Schöpfungen, in Expropriation des Grund und Bodens liegen mit der Absicht, denselben zu parzelliren und an kleinere, bewährte Pächter zu vergeben.

Dies genügt aber nicht, sondern diesen Pächtern ist die billige Hilfe des Kapitals zu sichern und dazu bedarf es der Bodenkreditinstitute. Diese gedeihen aber inmitten einer von der Bauspekulation besessenen Bevölkerung nicht ohne Staatshilfe.

Man steht somit bezüglich der Campagna nach Behebung und Lösung der technischen Probleme vor den socialen, deren Lösung weit schwieriger ist und weit länger dauert.

Das mag denn auch der Grund sein, wesshalb die Arbeit der zweiten Gruppe, von der wir oben gesprochen, noch nicht sichtbare Früchte trägt und hier scheint das thatkräftige Einschreiten noch zu fehlen.

Ueberall und in allen Verhältnissen ist es weit leichter, im ersten Anlaufe die Summen zusammenzubringen, um die Grundlage eines grossen Werkes zu schaffen, dessen Ausführung dann einer verhältnissmässig kleinen Gruppe von Menschen anvertraut wird, als diesem Gerippe später Fleisch und Blut und Leben zu geben, das nur von der dauernden einsichtsvollen Gesammtarbeit zahlreicher Individualitäten hervorgebracht werden kann.

Man baut Kanäle, Seehäfen, Eisenbahnen mit grossen Opfern an Geld und Zeit und vergisst zu deren Gedeihen gleichzeitig Zufahrtsstrassen, leichte Ein- und Ausladevorrichtungen, passende Haltstellen etc. zu schaffen, um das neue Werkzeug den Bedürfnissen von Handel und Wandel anzupassen.

Die Beharrlichkeit auf dem Wege zum Ziele fehlt im Allgemeinen den Individuen schon, wo es sich um Eigenzwecke

handelt, in noch höherem Grade fehlt sie den politischen Organismen der Neuzeit, bildet aber vollends eine Ausnahme und Seltenheit bei den Einzelnen, wo es sich um Verfolgung eines gemeinnützigen Problems handelt.

Eine solche Individualität fehlt nun eben zur Bonifikation der Campagna romana, obgleich unbedingt ein erreichbares Ziel vorliegt, würdig einen italienischen Patrioten zur höchsten Thatkraft anzuspornen. Es kann in der That nicht bestritten werden, dass die Campagna im Alterthum blühender war, als heute, und die Ursachen der Verschlimmerung sind zahlreich.

Einmal hatte damals der Tiber sein Delta nicht so weit vorgeschoben wie heute. Es beweist uns das die Lage von Ostia und Porto Trajano, die damals nächst der Tibermündung lagen und heute fünf Kilometer davon entfernt im Lande liegen. Die Sümpfe längs des Meeres hatten somit auch blos eine ganz beschränkte Ausdehnung und konnten deshalb nur wenig Schaden bringen.

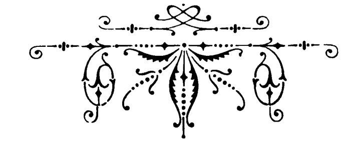
Die ganze Campagna, es beweisen dies alle Schriftsteller, war dichter bevölkert als heute, deshalb die Cultur intensiver.

Was heute fehlt, bestand eben damals zum Theile, d. h. Entwässerungsanlagen, Abzugsgräben, bessere Bewirthschaftung des Bodens. Aber die Invasionen und langjährigen Kriege des Mittelalters haben mit der geistigen Cultur auch die materielle zerstört.

Die Herrschaft der Päpste konnte, wenn auch Männer von Hochsinn darnach strebten, diesem Ruin keinen Einhalt gebieten oder Abhilfe bringen, weil im Grossen und Ganzen die Geistesrichtung des Mittelalters nicht auf Verbesserung der Bodenwirthschaft hinzielte.

Die Entsumpfung der Campagna romana, sowie eine bessere Bewirthschaftung des nationalen Bodens ist eine der dringendsten Aufgaben für die regenerirende Grossmacht Italien, einmal zur Erhöhung ihrer politischen Stellung, sodann aber zur Eindämmung der Auswanderung, die sonst stets und alljährlich erschreckend zunimmt.

Möge Italien der Patriot erstehen, der sein Leben, seine Thatkraft, seinen Einfluss mit Erfolg diesem Ziele widmet.



VIII.

Aegyptische Bauerntöpfereien der Gegenwart

im Ethnologischen Gewerbemuseum in Aarau.

Von Conservator Karl Bührer.

Unser verdientes Ehrenmitglied, Herr Kaufmann Andreas Bircher in Cairo, überraschte dies Jahr die Gesellschaft mit einem prächtigen Geschenk, in Form einer reichhaltigen Sammlung von etwa 300 Nummern ägyptischer Landes- und Industrieprodukte, deren Demonstration dem von ihm während des VII. Schweizerischen Geographentages in Aarau gehaltenen Vortrage über die gegenwärtigen ökonomischen und commerciellen Verhältnisse Aegyptens, einen ganz besondern Reiz verlieh.

Aus all dem mannigfaltigen, mit grosser Umsicht und mit feinem Sachverständniss zusammengestellten Material, welches diese Sammlung nach verschiedenen Richtungen hin bietet, möchte ich mir erlauben, eine Specialität herauszugreifen, und zwar die Erzeugnisse moderner ägyptischer Gefässbildnerei. Ich thue dies mit um so mehr Vergnügen, als ich im Falle bin, sämmtliche in unserm Museum enthaltenen Typen dem verehrten Leser im Bilde vorzuführen.

Betrachten wir die Abbildungen, so fällt uns sofort eine erste zusammengehörige Gruppe von Töpfereien auf, welche die Nummern 1—5 umschliesst. Ihre Heimat ist Keneh, die Provinzialhauptstadt des Mudirieh (Provinz) Kosseir-Keneh, eine bedeutende Ortschaft, und, nach Assiut, die grösste Stadt Oberägyptens. Wir haben hier sogenannte Ula oder eigentlich Kulah vor uns, Gefässe, die zum Aufbewahren des Trinkwassers dienen. Sie sind gefertigt aus einem sehr leichten Thon, welcher durchs Brennen porös wird. Diese Porosität gestattet eine ununterbrochene Verdunstung des Wassers, wodurch demselben eine immerwährende Frische erhalten wird.

Der Thon von Keneh, welcher nicht eisenhaltig ist, erhält im Feuer eine schöne, hellgraue Farbe und zeichnet sich hiedurch sowohl, als durch seine Feinheit, von Rohmaterial anderer Herkunft aus, sodass die Farbe allein genügt, um daran den Ursprung eines Gefässes sofort erkennen zu können.

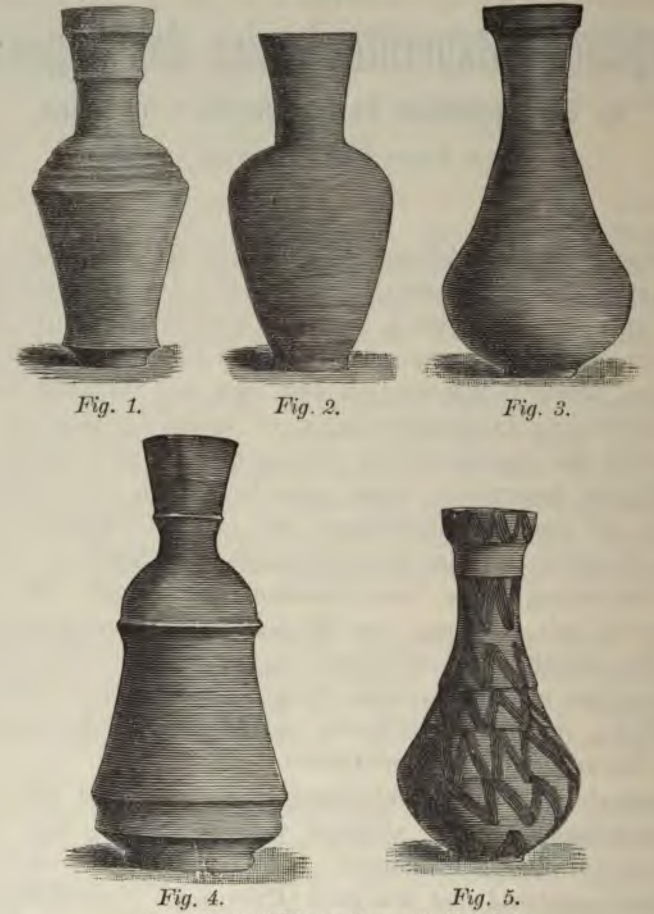


Fig. 1. *Fig. 2.* *Fig. 3.*

Fig. 4. *Fig. 5.*

(*1—5 Poröse Thongefässe von Keneh.*)

In grossen Mengen finden diese billigen Töpferwaaren ihren Weg in jedes ägyptische Haus, allwo sie sich wegen ihrer vorzüglichen Zweckdienlichkeit allgemeiner Beliebtheit erfreuen.

Interessant ist der Versand nach den untern Theilen des Landes. Derselbe vollzieht sich auf leichten Schilfflössen, welche aus — auf einem einfachen Holzgerüst aufgebundenen — Bün-

deln von Schilf und Stengeln von Durrha Sorghum (Hirse) bestehen. Ausgehöhlte grosse Kürbisse oder auch leere Petroleumbüchsen verhindern das Versinken dieser primitiven Fahrzeuge, welche, hochbeladen mit ihrer zerbrechlichen Waare, meist nur von zwei Mann gesteuert, langsam von den trägen Fluthen des Nil nach Cairo getragen werden.

Nachdem die Waare wohl einen oder sogar mehrere Monate unterwegs war, wird sie in einigen grossen Magazinen in Bulak bei Cairo zum Verkauf ausgeboten. Auch in den meisten Töpferläden sind die Gefässe erhältlich und überdies sorgen geschäftige Hausirer mit ihrem anhaltenden Ruf „*Ula Kenaui*" — Ullen von Keneh — für die Bequemlichkeit des kauflustigen Publikums.

Auf's mannigfaltigste gestaltet, zeugen diese einfachen Gebrauchsgefässe von der Geschicklichkeit des orientalichen Töpfers, der sich der Scheibe mit der grössten Gewandtheit zu bedienen weiss.

Schon die wenigen Formen, welche wir besitzen (Abbildungen 1—5) geben ein Bild der Varietät graziöser Profile, welche diese Bauerntöpfereien auszeichnen. Wahrscheinlich ist der Ursprung der ganzen Industrie von Keneh bis ins alte Aegypten zurückzuführen.

Bemalt werden die Ullen von Keneh nie, es sei denn von europäischen Dilettanten, welche dieselben, zur Ausschmückung von Zimmern in ägyptischem Geschmack, mit alten Mustern dekoriren. Sehr gerne würde man den einzigen hie und da angebrachten Schmuck vermissen, den einige flüchtig mit dem Finger oder mit dem Kamm eingekritzten Zickzacklinien, wie sie Abblg. 5 zeigt, bilden sollen.

Noch zu bemerken ist schliesslich, dass ein im Hals der Ullen angebrachtes Sieb etwaige im Wasser befindliche Unreinlichkeiten zurückhält.

Figur 6 gehört zur zweiten Spezialität der ägyptischen Töpfereien, welche unsere Sammlung enthält. Sie stammt aus El-Wedi bei El-Ayat in der Provinz Gizeh, und zwar aus der Ziegelei des Donators, wo die Herstellung derselben jedoch nur nebenbei betrieben wird. Diese Gefässe bestehen aus einem Thon, der weit geringer ist, als derjenige von Keneh, und werden durch's Brennen röthlichgelb. In Cairo werden ähnliche ordinäre Töpfereien gefertigt.

Die Form der Ullen von El-Wedi ist diejenige der porösen Wassergefässe, welche man in Spanien, Südamerika u. s. w. in allen Häusern sieht. Der Bruch ist kugelig, nach unten einen breiten, flachen Boden bildend und oben in einen weiten mässiglangen Hals endigend. Sie werden nie bemalt.

Fig. 6.
Thongefäss von El-Wedi.

Ich glaube an dieser Stelle eines interessanten Stückes erwähnen zu müssen, das der Sammlung Bircher angehört und welches Abbildung 7 darstellt.



Fig. 7.
Alter Aegyptischer Henkelkrug.

Es ist dies ein eigenthümlich geformter grosser schwerer Henkelkrug aus röthlichgelbem Thon, welcher unweit von Cairo aus einem Trümmerhaufen ausgegraben wurde, und dessen Ursprung in die Chalifenzeit zurückversetzt werden dürfte. Fremdartig wirken die mit Tupfenreihen eingefassten lamellen- und warzenartigen Aufsätze, welche den eiförmigen Untertheil dekoriren. Ein dickplumper, langer, tiefangesetzter Henkel verbindet diesen untern Theil mit dem obern Theil des kurzen, mit senkrechten Einschnitten und kleinen Vertiefungen gezierten Halses, welcher von einem dreifingerbreiten Aufsatz gekrönt ist. Ein kurzes, enges, unterhalb des Aufsatzes angebrachtes, schwach aufwärtsgerichtetes Röhrchen dient als Ausgussrinne des Gefässes, das wahrscheinlich zu Abwaschung bei gottesdienstlichen Handlungen verwendet wurde.

Wir gelangen nun zur letzten Gruppe unserer Thonerzeugnisse, und zwar zu derjenigen, welche unsere Leser am meisten fesseln dürfte.

Assiut (As-siut), woher diese reichhaltige Sammlung stammt (Abb. 8—39), ist die Hauptstadt von Oberägypten und zugleich der wichtigste und bedeutendste Platz dieses Landestheiles. Er zählt circa 60,000 Einwohner, ist am Ende der ägyptischen Eisenbahn gelegen und erfreut sich einer blühen

den Industrie. Der vorzügliche, nur hier vorkommende, eisenhaltige Thon, welcher in der Nähe ausgegraben wird, gestattet es den Bewohnern, ein lohnendes Töpfereigewerbe zu betreiben, dessen erste Anfänge ohne Zweifel ebenfalls schon in Altägypten zu suchen sind.

Aehnlich wie in Heimberg, im Berner Oberland, wird in hunderten von Häusern die Töpferscheibe in Thätigkeit gesetzt, um den mannigfaltigen Gegenständen, welche unsere Illustrationen veranschaulichen, Gestalt zu verleihen. Viele Töpfer zeichnen ihre Produkte mittelst kleiner runder Stempel mit ihrem Namen.

In zwei verschiedenen Farben treten uns die keramischen Produkte von Assiut, welche, wie bereits angedeutet, einen bedeutenden Handelsartikel bilden und sowohl in den vornehmen ägyptischen Häusern, als auch bei den im Lande wohnenden Fremden massenhaft in Gebrauch sind, entgegen. Entweder ist es ein schönes, mattglänzendes, saftiges Dunkelbraunroth, oder ein feines, tiefes Schwarz. Letztere Nüance scheint in verdecktem Feuer erstellt zu werden in der Art, dass man die Gefässe im Ofen mit Kuhmist umgiebt. Der Thon wird bei Anwendung dieser Technik durch und durch schwarz, also nicht nur die Oberfläche.

Die Assiuter Thongeschirre werden sowohl im Hause, als in der Kirche verwendet.

Die Räuchergefässe (Abb. 8 — 11) vertreten die letztere Gruppe. Ich unterlasse es, deren Form näher zu beschreiben;



Fig. 8. *Fig 9.* *Fig. 10.* *Fig. 11.*
Räuchergefässe von Assiut.

die Illustrationen, welche die ausführlichste Schilderung ersetzen, mögen für sich selbst sprechen. — Arabisch heissen

diese Räuchergefässe Mabhara. — Man bedient sich der Räuchergefässe von Assiut in ärmeren Moscheen sowohl, wo sie solche als Silber ersetzen müssen, als auch bei Beerdigungen und sonstigen Ceremonien. Diejenigen ohne Deckel (Nr. 8, 9, 10) zeigen eine halbkreisförmige Oeffnung, durch welche man glühende Kohlen und Essenzen einschütten kann. Der Rauch entströmt entweder kleinen, in den Ornamenten angebrachten durchbrochenen Stellen (Fig. 8—10), oder eigenen oben befindlichen Oeffnungen wie bei Fig. 10.

Unter den Profangefässen finden wir vertreten: Blumenvasen, arabisch *Zahrieh*, Abb. 12 u. 13; Wasser- und Liqueurflaschen oder *Ula*, verschiedenster Form, Abb. 14—20; Kaffee- und Theekannen, *Abrik Kahna* und *Abrik Schai*, Abb. 21–24, an welchen besonders der Ausgussschnabel sehr geschickt so gefertigt ist, dass kein Tropfen



Fig. 12. *Gr. Blumenvase v. Assiut.* *Fig. 13.* *Kleine Blumenvase von Assiut* *Fig. 14.* *Fig. 15.* *Ullen von Assiut.*



Fig. 16. *Fig. 17.* *Fig. 18.*
Ullen von Assiut

nachrinnt; Milchtöpfe, *Mahlabet Laban*, Abb. 25 u. 26; Tabaktöpfe, *Elbet duchan*, Abb. 27; Zuckerbüchsen, *Sukarieh*, Abb. 28;



Fig. 19. Fig. 20. Ullen von Assiut.

Fig. 21. Kaffee- und Theekanne von Assiut.

Fig. 22. Fig. 23. Fig. 24. Kaffee- und Theegefässe von Assiut.

Wassergläser, *Cubaiah*, Abb. 29; Kaffeetässchen, *Fingan*, mit eierbecherförmigen Untertassen, *Zarf*, Abb. 30; Leuchter, *Schamadan*, Abb. 31; Schalen, womit man im Bade Wasser schöpft, um sich damit zu begiessen, *Tassa lisum el Ma*, Abb. 32; Fussreiber oder Krokodilsteine, *Hagar timsah*, Abb. 33—38, welche dazu dienen, die nach dem Bade weichgewordenen, schwieligen Fusssohlen wieder abzuglätten. Zu diesem Behufe sind die Fussreiber auf ihrer Unterseite durch Einritzen vor dem Brennen mit einer rauhen Fläche versehen. Die bekannten rothen türkischen Pfeifenköpfe, welche man in Assiut in grossen Mengen herstellt, werde ich bei einem andern Anlass und in anderm Zusammenhang den Lesern der „Fernschau" im Bilde vorführen.

Alle diese Gegenstände, welche sich zum Theil durch ihre edlen und wohlgeformten Profile auszeichnen, sind mit von Hand eingeritzten und geschnitzten Ornamenten verziert, die sich meist in Form eines breiten Bandes um den weitesten Theil derselben legen. Da der noch weiche Thon auch die feinsten Eindrücke aufnimmt und da er sich beim Brennen sozusagen nicht ausdehnt, ist es möglich, dass die feinen, mittelst eines geschnitzten Holzmodellchens eingedrückten Perlenstäbchen den Aufputz der Gefässe so elegant vollenden. Um ein genaueres Studium der Einzelheiten zu erlauben, geben wir Nr. 19 in grösserm Massstab wieder, Abb. 39.



Fig. 25. Fig. 26. Milchtöpfe. Fig. 27. Tabaktopf. Fig. 28. Zuckerbüchse. Alles von Assiut.

Fig. 29. Fig. 30. Fig. 32. Wasserglas, Kaffeetasse u. Wasserschale von Assiut.

Fig. 31. Leuchter von Assiut.

Farbe, Feinheit des Thons, Eleganz der Formen und Originalität der Dekoration vereinigen sich zu einem Ganzen, welches den meisten Gefässen von Assiut den Stempel des Nobeln aufdrückt.

Ich glaube annehmen zu dürfen, dass Form und Ornamente theilweise auf Tradition aus derjenigen Zeit beruhen, als die Kopten in Aegypten durch ihren Zutritt zum Christen-

thum, byzantinischem Einflusse stark ausgesetzt waren, also vom Jahr 200—600 nach Chr. Geb.

Die Töpfereien sind u. A. käuflich in einigen grossen Magazinen in Cairo.

Hiemit wäre soweit mein Thema erschöpft. Es sollte mich freuen, wenn ich damit auch meinen Zweck erreicht hätte. Derselbe war, unsern werthen Lesern — und speciell unsern verehrten Freunden im fernen Ausland — zu zeigen, wie schätzenswerth für ein Ethnologisches Gewerbemuseum der Besitz von wohlangelegten ***Specialsammlungen*** ist, und ferner gleichzeitig anzudeuten, in welcher Art und Weise ungefähr diese Specialsammlung mittels beigefügter Notizen nutzbringend beleuchtet werden könnten.



Fig. 33. Fussreiber.

Je mehr unser Ethnologisches Gewerbemuseum aufblüht, desto mehr zeigt es sich, wie wichtig es ist, jede einzelne Abtheilung desselben nach und nach zu einer *Specialsammlung* auszubilden, in welche wiederum *jede einzelne Gruppe für sich ein abgerundetes Ganzes bildet.*

Lassen wir gerade die soeben geschilderte Sammlung sprechen, so wird Jedermann gerne zugeben, dass ein Besucher unseres Museums sich ein ganz unrichtiges Bild von der modernen ägyptischen Töpferei machen müsste, wenn es bloss je ein oder zwei Muster der verschiedenen Specialitäten enthalten würde. In diesem Falle könnte man den Reichthum an Formen, Ornamenten und Farben ebensowenig erkennen, als es jeder Gruppe möglich wäre, sich ohne Weiteres dem Beschauer als Vertreter einer eigentlichen Industrie aufzudrängen, mit andern Worten, die betreffenden Muster würden zur blossen Curiosität herabsinken, an welcher kaum etwas zu sehen und zu lernen wäre.

Wenn wir uns also erlauben dürften, diejenigen unserer Freunde und Mitglieder im Ausland, die beabsichtigen sollten, unser Ethnologisches Gewerbemuseum durch eine Sendung von Gewerbs- und Industrieprodukten zu bereichern, unsere Wünsche auszudrücken, so würden wir sie ergebenst bitten, jeweilen darnach zu trachten, irgend eine Specialität ihres Landes durch eine Sammlung nach allen Richtungen getreu zu illustriren. Möglichst einlässliche Notizen würden den Werth einer solchen Zusammenstellung noch bedeutend erhöhen.

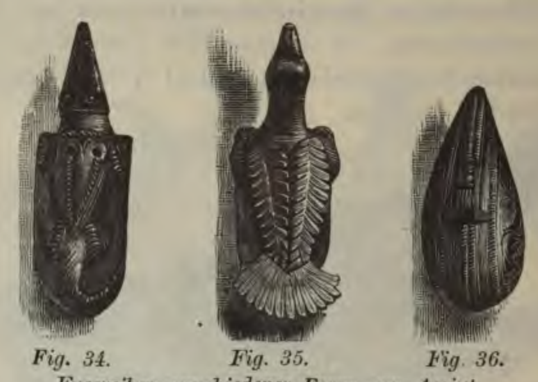


Fig. 34. Fig. 35. Fig. 36.
Fussreiber verschiedener Form, von Assiut.



Fig. 37.
Seitenansicht von Fig. 35.



Fig. 38.
Seitenansicht von Fig. 36.

Auf diese Weise wäre es uns möglich, in verhältnissmässig kurzer Zeit unsere jetzt schon ansehnlichen Sammlungen zu einem Museum zu gestalten, welches thatsächlich, wie im Programm vorgesehen, eine auf wissenschaftlicher Basis begründete, aber in allen Theilen ganz im Besondern für das praktische Leben bedeutungsvolle, vergleichende Darstellung der Gewerbe- und Industriethätigkeit aller Zeiten und Länder umfassen würde.

Als wir unser Sammelprogramm zu einem die Erzeugnisse aller Zeiten und Länder in sich schliessenden stempelten,

geschah dies nicht durch Zufall. Wir thaten es in der Ueberzeugung, dass gerade das Streben nach Universalität den Blick schärfe für das Einzelne, dass der Wunsch, etwas Grosses zu erringen, einen zwinge, alle die kleinen Theile, welche das Grosse bilden, ganz besonders zu würdigen und zu erforschen.



Fig. 39.
Ulle von Assiut.





IX.

Ueber den nordpontischen Flussnamen Pantikapes

und andere mit pant oder panti beginnende Eigennamen.

Von Dr. Hermann Brunnhofer.

Herodot's halbmythischer Strom im Norden des Pontus, der Pantikapes, „ist (nach Cuno Forschungen pag. 240) vielleicht identisch mit dem Hypanis.“ Dieser Hypanis, der heutige Kuban, ist seinerseits wieder bei Strabo im XI. Buche identisch mit dem so gelesenen Flusse *Ἀντικέιτης*, welcher Name nichts anderes ist, als ein verlesenes *Παντικέπης*, in welchem ausserordentlich leicht das *π* als ein mit *τ* verbundenes *ι* gelesen werden konnte, während der Abfall des *Π* am Anfange des Wortes sich ebenso leicht aus einer Verschreibung erklären lässt. Dass neben *Παντικάπης* auch ein *Παντικέπης* oder *Παντικάπαιος* möglich war, schliesse ich aus der Doppelform des orphischen Gottes *Ἡρικέπαιος* oder *Ἡρι-κάπαιος*, dessen zweiter Theil offenbar mit dem zweiten Theil des Flussnamens *Παντικάπης*, resp. des Stadtnamens *Παντι-κάπαιον* identisch ist. Den *Ἡρικάπαιος* selbst möchte ich mit dem *Vr̥ishâ'-kapi*, resp. mit der *Vŕishâ-kapâyi* des Rigveda, in Zusammenhang bringen, dessen zweiter Theil zweifellos mit *kapi*, der Affe, identisch ist, wie denn Rigv. X, 86, 5 der Gott *Vr̥ishâ'kapi* unmittelbar auch *kapi*, Affe, genannt wird. Ohne mich hier schon in eine nähere Untersuchung über den etymologischen und mythologischen Einklang des vedischen Gottes *Vr̥ishâ'kapi* mit dem orphischen *Ἡρικάπαιος*-Dionysos einzulassen, was ich mir für eine andere Gelegenheit verspare, bemerke ich nur, dass, wenn für *Vr̥ishâ'kapi* die Bedeutung *Stieraffe = stiergleich*, keinem Zweifel unterliegt, auch das Etymon von *Παντι-κάπης* bald zu Tage treten wird.

Im Norden des Pontus sassen zur Zeit Herodots bekanntlich Eranier, in Pantikapäum die Sinder, vielleicht vorbrahmanische Inder. Es wird also erlaubt sein müssen, das *panti* in *Παντι-κάπης* aus arischem, resp. urindogermanischem Sprachmaterial zu deuten. Und da bietet sich denn der Name des Pontos selbst zur Vergleichung dar. Der *πόντος*, das Meer, ist, wie lat. *ponti* zeigt, ursprünglich identisch mit dem sanskritischen *panthan, path*, der *Pfad*, der Weg, in der Avestasprache *pantan* mit derselben Bedeutung. Als Flussname vergleicht sich der *Padus*, noch augenfälliger aber der Fluss *Πόντος* in Sintia in Makedonien nach Stephanus Byzant. (ed. Meineke pag. 570). Liegt nun in dem *panti* von *Παντι-κάπης* die hier nachgewiesene ältere Form **panti*, Meer, so bedeutet nach Analogie von *vṛishâ'-kapi* = Stieraffe, stiergleich, der Name *Παντι-κάπης* soviel als Meeraffe = meergleich.

Diesem *Παντι-κάπης* möchte ich in Kürze noch zwei Völkernamen von grosser Tragweite anschliessen. Ich erblicke nämlich in den *Παντί-μαθοι* des Herodot nur **panti-mâdha*, „Meer-Meder", meeranwohnende Meder. Diesen gesellte *Th. Keiper* (Les noms propres Perso-avestiques. Louvain, 1885, pag. 38) die Gleichung bei, die Herodots Volk *Πανθιαλαῖοι* mit den indischen *Pañcâla* verbindet. Die *Pañcâla*, resp. diese *Πανθι-αλαῖοι* ergeben sich mit Hilfe des Sanskrit direkt als **panthi-âlaya*, das Meer zur Wohnung habend, als Meeranwohner, wie Herodots *Σαγαραῦκαι*, im Osten des kaspischen Meeres, offenbar reine *sagarauka* = *skt. sagara* + *oka* = Meeranwohner, sind. Es kann sich naturgemäss sowohl bei den Panthimathern, wie bei den Panthyalayoi = Pañcâla bezüglich des Meeres nur um das kaspische Meer handeln, und zwar nur um das südliche Ende des kaspischen Meeres, aber ob nun um das südwestliche, südliche oder südöstliche Ufer, darüber werde ich an einem andern Orte ausführlichere Untersuchungen anstellen.



X.

Reflexe von Namen der Familie Zarathustras im Çatapatha-Brâhmaṇa.

Von Dr. Herm. Br.

Im Çatapatha-Brâhmaṇa, jenem umfangreichen, an wichtigen Traditionen aus der indischen Urzeit unerschöpflichen Prosabuche, dessen Abfassungszeit wohl nicht unter 1000 Jahre vor Chr. angesetzt werden darf, dessen Legenden und culturhistorische Nachrichten aber vielfach aus einem bedeutend höheren Alterthum herstammen, erscheint in einer Liste alter Königsgeschlechter im Buch XIII, 5, 4, 4 (in Webers Ausg. pag. 994), aus einer Ballade citirt, der König *Para Âtnâra* (Aṭṇârasya pâraḥ pútraḥ) *Kausalyo râjâ* und unmittelbar darauf in Abschnitt 6 auch ein *Âyogavo râjâ*. Auch in der Taittirîya-Saṃhitâ V, 6, 5, 3 wird *Para Âṭṇâra* neben *Kakshîvân Auçijas, Vîtahavyaḥ Çrâyasaḥ, Trasadasyuḥ Paurukutsyaḥ* als *prajâkâmâḥ*, als „kinder- und nachwuchsliebend" erwähnt. In Çankhâyanaṅs Çrautasûtra XVI, 9, 11; 13 heisst *Para Âṭṇâ'raḥ* der König der Videha: *Vaideho râjâ*, was zu der Darstellung des Çatapatha-Brâhmaṇa passt, nach welcher er König der Kosala ist, die mit den Videha eng verbündet waren.

Nun ist der Name *Aṭṇâra* zweifellos aus dem Sanskrit nach jeder Richtung hin unverständlich. Wie aber, wenn aus dem Avesta soviel Licht auf denselben fiele, dass nicht nur *Aṭṇâra* selbst, sondern auch der Zuname *Para*, ja sogar der im Çat.-Br. unmittelbar auf diesen folgende *Âyogavo râjâ* verständlich würde?

Ich erblicke in dem Namen *Aṭṇâra* eine hypokoristische Abkürzung des *Urvatatnara* des Avesta! *Urvataṭnara* war nach dem Vendidad II, 143 der dritte Sohn des Zarathustra und als solcher der Verkünder des Gesetzes im Garten des Yima

(Bundehesh, ed. Justi, cap. XXIX, pag. 39). Er gilt als Stammvater aller Ackerbauer und wird bei der Auferstehung als Helfer des Çoçyosch, des Heilandes der Parsen, auftreten. In Yasht XIII, 127 wird er *apara-zâta,* nachgeboren, genannt.

Nach Justi, Handbuch der Zendsprache, pag. 66, zerlegt sich *urvatatnara* sehr einfach in das particip. praes. *urvatat* und das subst. *nara*. Die Form *urvatañt* kommt vom Verbalstamme *urvat,* welches eine Umstellung von *varet* ist, mit hinzugetretenem *u* als Vorschlag.

Das sonst nicht gebräuchliche *varet, urvat* bedeutet: sich befreunden, übereinkommen, zu Stande bringen, *urvatat-nara* bezeichnet also: den sich zu den Menschen befreundend wendenden, den Menschenbeglückenden, was zu seiner traditionellen Aufgabe als Lehrer des Ackerbaus sich vorzüglich fügt.

Das Hypokoristicon *Atnâra* des Çatapatha-Brâhmaṇa findet sein Analogon in dem *Nare* des Bundehesh. Dieser *Nare* ist ein Sohn des Vivanhâo und einer der unsterblichen Helden. Windischmann in seinen Zoroastrischen Studien, pag. 153, erkennt aber in ihm den *Aoshnara* des Avesta. Aehnliche hypokoristische Abkürzungen sind z. B. im Sanskrit *Datta* für *Devadatta*. Nach Hellanicus (ed. Sturz), pag. 144, Fragm. CXXXIII, einem Scholion zu des Aeschylos Persern, v. 778 hiess *Artaphernes* hypokoristisch *Daphernes* (*Ἀρταφέρνης, τοῦτον Ἑλλάνικος Δαφέρνην καλεῖ*). Im Griechisch-Lateinischen des spät römischen Geschichtschreibers Julius Capitolinus, Gordiani tres, cap. 26, 27, begegnet der Name des römischen Feldherrn *Misitheus* für *Timesitheus* (bei Spiegel, Eran. Alterthumskunde, Bd. III, pag. 249, Anm. 1).

Aehnlich gebildete Hypokoristica sind italienisch *Ghismunda* für *Sigismunda, Masetto* und *Masaccio* für *Thomas, Mina* für *Wilhelmina* u. s. w.

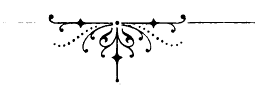
In derselben Weise möchte ich den Zunamen *Para*, den *Atnâra* führt, aus des Urvatatnara Beinamen *aparazâta*, nachgeboren, erklären. Wir haben hier eines der zahlreichen, durch Abwerfung des Anfangs-*A* gewonnenen Hypokoristica. So ist z. B. *Spamithres,* bei Ktesias der Eunuche des Xerxes, mit dessen Hilfe Artabanos den Xerxes in seinem Schlafgemach ermordete, einfach *Aspa-mithres*. Neben *Ἀτροπατηνή* begegnet in der Geographie des Ptolemaeos (VI, 2) *Τροπατηνή* (s. Spiegel, Eranische Alterthumskunde, Bd. I, pag. 125). Aus der persischen

Flussgöttin *Anâhita* wird eine Nymphe *Naïs*, vergl. Pherekydes Fragm. ed. Sturz, pag. 92).

Sollte diese Gleichstellung des *Para Âtnâra* des Çatapatha-Brâhmana mit dem *Urvatatnara aparazâta* des Avesta durchschlagen -- und sie hat Alles für sich — so nehme ich keinen Anstand, in dem mit diesem König *Para Âtnâra* textuell so eng verbundenen König *Âyogavo râjâ* den mit Zarathustra eng befreundeten Minister des Königs Jâmâspa, nämlich den *Hvôgva* oder *Hvôva* zu erblicken. Denn *Âyogava* kann in diesem Zusammenhange unmöglich etwas anderes, als eine indische Assimilation des zendischen *Hvogva* sein, da es sonst, — für einen stolzen Vedenkönig ein unmöglicher Name — den „Sohn einer Dirne“, einer *ayogû* bezeichnen würde.

Nach alledem, was A. Weber in seiner Indischen Literaturgeschichte, seit dreissig Jahren auch in seinen Indischen Studien, insbesondere im Bd. IV in seiner Abhandlung über das Vamça-Brâhmana, in Bezug auf die iranische Herkunft zahlreicher indischer Lehrhäupter geschrieben und durch seine neuern Forschungen „*Ueber die Magavyakti des Krishnadâsa Miçra*“ (Berlin 1879), ferner durch die Abhandlung „*Ueber zwei Parteischriften zu Gunsten der Maga, resp. Çâkadvîpîya Brâhmana*“ (Berlin 1880), dann neuestens in den Abhandlungen der Berliner Akademie „*Ueber den Pârasîprakâça des Krishnadâsa*“ (Berlin 1887) erhärtet hat, ist es kaum noch zweifelhaft, dass, wie Weber in der Magavyakti pag. 460 sagt, „eben wirklich auch direkte Spuren zarathustrischer Einwirkungen auf indischem Boden“ angenommen werden müssen. Eine ganze Reihe ältester Hymnen des Rigveda sind meines Ermessens überhaupt nur dann erst richtig zu verstehen, wenn man sich für deren Interpretation durchaus auf das Hochland von Iran versetzt. In dieser Beziehung gilt für die Vedaforschung Indra's Wahlspruch (Rigv. IV, 18, 2):

báhûni me ákritâ kártvâni.



XI.

Ein altindisches Gebet um Wohlgeruch des Mundes.

Rigveda, IV, 39, 6.

Von Dr. Herm Br.

In einem Hymnus des Vâmadeva, dessen Liedersammlung ich in meiner Abhandlung über Dialektspuren im Rigveda (Kuhns Zeitschr. f. vgl. Sprachforschung, Bd. 21 [1879], pag. 329—377) als die älteste des gesammten Rigveda nachgewiesen habe, spricht der Sänger, ein rinderhütender Nomade, an den Gott Dadhikrâvan, der wahrscheinlich ein Thaugott ist, den Schlusswunsch aus:

*surabhí no múkhâ karat**

„möge er unsere Münde wohlriechend machen"!

Es bedarf wohl keiner weitern Erörterung, dass dem Bedürfniss zu diesem Gebet die landläufige Empfindung von der Widerwärtigkeit üblen Mundgeruchs als bestimmende Ursache zu Grunde liegen muss. Aus der vedischen Zeit haben wir über Dysodie bei den Indern keine weitern Nachrichten, wohl aber über die Dysodie desjenigen eranischen Volkes, in welchem sich die Traditionen der vedischen, d. h. also arischen Nomaden, bis in den hellen Mittag der antiken Geschichte lebendig forterhalten haben, nämlich der Parther.

Von den Parthern berichtet Plinius Hist. Nat., Lib. XI, cap. 53 folgendes: *Hujus quoque tamen reperta poena est: ut neque idipsum, quo vivitur, in vita juvaret. Parthorum populis hoc praecipue, et a juventa, propter indiscretos cibos: namque et vino foetent ora nimio.*

---

* Wiederholt in der Taittirîya-Saṃhitâ (ed. Weber) I, 5, 11, 4 (Bd. I, pag. 72); Vâjasaneyî-Saṃhitâ XXIII, 32 (ed. Weber, pag. 722).

Es war jedoch sicher nicht allein der übermässige Weingenuss, der die Parther in schlechten Geruch brachte, sondern sehr wahrscheinlich der Genuss einer Pflanze, die noch heutzutage gerade in den Gegenden der ehemaligen Wohnsitze der Parther als ein Leckerbissen gilt, der Genuss der Assa foetida. Der Hauptexportplatz für diesen ekeln Handelsartikel ist die Oase von Herat, wo sie die Delicatesse des Landvolks bildet (Ritter, Asien, Bd. VIII, pag. 175, 249). Der englische Reisende Fraser berichtet darüber in seiner Histor. u. beschreibenden Darstellung von Persien (deutsch von J. Sporschil) Thl. 2 (Lpzg., 1836), pag. 214: „*Zu den merkwürdigsten und werthvollsten Produkten der östlichen Theile dieses Landes gehört die Assa-foetida-Pflanze, welche in einigen Theilen von Khorasan, Beludschistan und Afghanistan im Ueberfluss vorkommt. Ihr Stiel ist 2½ Fuss hoch* [nach Ritter, Asien, Bd. VIII, pag. 260 wird sie 8 bis 10 Fuss hoch], *die Blätter gleichen jenen der indischen rothen Rübe und wenn sie reif ist, bringt sie einen blumenkohlähnlichen Kopf von lichtem Strohgelb hervor. Der milchartige Saft, der in der Nähe der Wurzel erhalten wird, gerinnt zu dem wohlbekannten Gummi, von welchem jede Pflanze fast ein Pfund liefert; die Pflanzen selbst werden von den Eingebornen, welche den Stiel dämpfen oder in Butter rösten, als Leckerbissen verspeist. Sie riechen da noch stärker und übler als das Gummi, und nur diejenigen, die daran gewöhnt sind, können den entsetzlichen Gestank ertragen.*“ Daher denn allerdings das flehentliche Gebet der indischen Hirten um die wohlgeruchverleihende Gunst des Thaugottes Dadhikrâvan, daher denn aber auch die praktischen Bemühungen der Parther, über welche Plinius nach Schluss des oben citirten Satzes wörtlich so weiterberichtet: *Sed sibi proceres medentur grano Assyrii mali, cujus est suavitas praecipua, in esculenta addito.* Von dieser Methode der alten Eranier, zur Beseitigung des Uebelgeruchs den Speisen Orangenkerne beizumengen, weiss auch Virgil, wenn er in den Georgica II, 134 singt:

animas et olentia Medi
Ora fovent illo, et senibus medicantur anhelis.



XII.

Ein altindischer Haarwuchsbeförderungszauber.

Von Dr. Herm. Br.

Atharvaveda VI, 137.

यां जमदग्निरखनद्दुहित्रे केशवर्धनीम् ।
तां वीतहव्य आभरदसितस्य गृहेभ्यः ॥ १ ॥
अभीशुना मेया आसन्व्यामेनानुमेयाः ।
केशा नडा इव वर्धन्तां शीर्ष्णस्ते असिताः परि ॥ २ ॥
दृंह मूलमाग्रं यच्छ वि मध्यं यामयौषधे ।
केशा नडा इव वर्धन्तां शीर्ष्णस्ते असिताः परि ॥ ३ ॥

yâṃ Jamádagnir ákhanad duhitré kéçavárdhanîm ।
tâṃ Vîtáhavya ā́bharad Ásitasya grihébhyaḥ ॥ 1 ॥
abhī́çunâ méyâ âsan vyâménânuméyâḥ ।
kéçâ naḍā́ iva vardhantâṃ çîrshṇás te ásitâḥ pári ॥ 2 ॥
dṛṃha mū́lam ā́graṃ yácha vi mádhyaṃ yâmayaushadhe ।
kéçâ naḍā́ iva vardhantâṃ çîrshṇás te ásitâḥ pári ॥ 3 ॥

Uebersetzung.

Das Kraut, das Jamadagni grub, dass seiner Tochter Haar es stärk',
Entführte Vîtahavya den Wohnungen des Asita. 1 ॥

Sie waren wie ein Leitseil lang und kaum ein Klafter mass
sie aus.
Wie Schilfrohr wachse dir das Haar und schwarz rings um
dein Haupt herum. || 2 ||
Die Wurzel stärk', das Ende zieh', die Mitte dehn', o Zauberkraut!
Wie Schilfrohr wachse dir das Haar und schwarz rings um
dein Haupt herum. || 3 ||

Anmerkungen.

Jamadagni und Vîtahavyah sind Weise der indischen Urzeit; Asita, der Schwarze, ist wahrscheinlich der Fürst der Unterwelt. Vgl. auch Grill, Hundert Sprüche des Atharvaveda, (Tübingen 1879), pag. 33 und 67. Vgl. auch Ludwig, Rigveda, Bd. III, pag. 512. Vgl. damit noch den folgenden Atharvaspruch.

Atharvaveda VI, 21.

Drei Erden gibt es auf der Welt und Bhûmi ist die oberste:
Von dieser dreien Decke pflück' ich mir ein Zauberkraut her-
aus. || 1 ||
Du bist die beste Arzenei, der Pflanzen ausgezeichnetste,
Wie der Planeten Herr der Mond, unter den Göttern Varuna 2
An Kräften reich und wirkungsfest, so spendet ihr nach
Herzenslust,
Verleiht des Haares Wurzel Kraft und fördert seines Wachs-
thums Hast. || 3

Vgl. damit Grill, Hundert Sprüche des Atharvaveda, pag. 32 und 64.



XIII.

Die geographische Namensherkunft des Hexenmeisters Pineiss

in Gottfried Kellers Seldwylermärchen: Spiegel, das Kätzchen.

Von Dr. Herm. Br.

In Gottfried Kellers artigem Seldwylermärchen vom Kätzchen Spiegel reizte vor Jahren der mir sonderbar vorkommende Name des Hexenmeisters *Pineiss* meine etymologische Neugierde. Diese gelangte erst nach langen Jahren zu ihrer Befriedigung, als ich eines Tages in Florenz auf einem Ladenschild den Namen *Pineida* las. Erinnerung und Nachforschung zeigten mir, zu welchem Glanze dieser Schriftstellername, der auch in der Form *Pineda*, *Pinedo* auftritt, in der spanischen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts gediehen war. Der Name der berühmten *Pineda* (*pinetum*), des Pinienwaldes bei Ravenna, gewährte die erwünschte Aufklärung, die ihrerseits wieder reiche Analogien erschloss in Namen wie *Avellaneda* von *Avellana* scil. *nux* (vergl. *Hehn*, Culturpflanzen und Hausthiere[4], pag. 321) oder in folgenden, aus dem Diplomatenverzeichniss des Gothaer Almanachs von 1888 geschöpften Namen: *Figueiredo* (ficetum), brasilianischer Staatsmann (Goth. Alm., pag. 595), *Cañnedo* (cannetum), Gouverneur der Provinz Sinaloa in Mexiko (pag. 807), Arias y *Salcedo* (salicetum), bolivianischer Consul in Cobija in Peru (pag. 593). Aus dem dritten Aufzug von Goethes Egmont ist bekannt „der fleissige *Freneda*" (fraxinetum). Diese aus Hainnamen abgeleiteten Familiennamen wären aus der Geschichte massenhaft herbeizuschaffen. Im Rhätoromanischen, wo dieselben häufig deutscher Behandlung ausgesetzt sind, wird aus *Pineida* leicht ein *Pineid*. Tritt dann an dieses das die Familie bezeichnende *s*, so gewinnen wir in *Pineids*, nach Analogie von *Kellers* = die Familie Keller, die Grundlage des etymologischen Verständnisses des Namens *Pineiss*.



Miscellen.

I.

Mittheilungen aus der Praxis.

Von Conservator Karl Bührer.

Die Mottengefahr in den Sammlungen und deren Bekämpfung:

Für den Conservator eines Museums sowohl, wie für den Privatsammler kann nichts entmuthigender wirken, als die Entdeckung, dass seine Schätze der nicht zu stillenden Gefrässigkeit der Motten zum Opfer gefallen seien.

Der Anblick der in den Glasſchränken herumfliegenden kleinen Ungeheuer versinnbildlicht in abschreckender Weise die Vergänglichkeit alles Weltlichen, so dass dem armen Sammler wohl in manchen Fällen der Muth Reissaus nehmen würde, wenn nicht Hilfe geschafft werden könnte.

Die Bemerkung, dass bei weitem die meisten meiner Herren Collegen bezüglich Sicherstellung ihrer Sammlungen vor Mottenfrass noch denselben irrthümlichen Ansichten huldigen, wie ich sie ebenfalls bis zu dem Zeitpunkte besserer Belehrung hegte, veranlasst mich zu dieser kurzen Mittheilung, deren Beachtung ich allen Sammlern nicht genug empfehlen kann.

Alle gewöhnlich angewendeten Präservativen als: Kampher, Tabakblätter, Insektenpulver, Pfeffer, Cedernholz, Sandelholz, Naphthalin taugen nämlich zum gründlichen Unschädlichmachen der Motten nichts, da der starke Geruch, der unter Umständen dem Insekt schädlich sein könnte, bald nachgibt. Ich habe in dieser Beziehung leider die frappantesten Erfahrungen gemacht. Abgesehen davon, dass die oben genannten Stoffe nicht den gewünschten Erfolg bieten, verbreitet namentlich das Naphthalin einen derartig widerwärtigen Geruch, dass dadurch dem Besucher einer damit präparirten Sammlung der Genuss zum allermindesten sehr geschmälert wird.

Alle obgenannten Mängel: Vergänglichkeit der Wirkung und unangenehmer Geruch, haften nachstehendem Verfahren nicht an, es ist

dies die Vergiftung der gefährlichen Objekte, als wollene Stoffe, Stickereien, Feder- und Pelzwerk mit verdünnter Arseniklösung. Ich verdanke nachstehendes Recept und dessen Anwendungsmodus Herrn Oberst Zellweger in Aarau, einem kunsterfahrenen Taxidermen, welchem ich hier meinen herzlichsten Dank für seine gütigen Rathschläge und seine persönliche Hilfe zur gründlichen Beseitigung einer grossen, unseren Sammlungen drohenden Gefahr, mit besonderm Vergnügen ausspreche.

Man kocht 1 ko. weissen Arsenik in glasigen Stücken (Arsenik in Pulver ist weniger zu empfehlen) mit $^1/_2$ ko. kohlensaurem Natron mit ungefähr 2 Liter Wasser etwa 1 Stunde lang über gelindem Feuer. Die so gewonnene, sehr starke Arseniklösung (Arseniksaures Natron) wird alsdann in Flaschen abgefüllt, um später zu weiterer entsprechender Verdünnung benutzt zu werden.

Ein genaues Verhältniss der zum Desinficiren nöthigen verdünnten Lösung lässt sich nicht leicht feststellen. Am besten ist es, wenn man die günstigste Proportion durch den Versuch feststellt. Man tauche zu diesem Behufe eine schwarze Hühnerfeder in die Lösung und lasse sie einige Stunden liegen. Bleibt nach dem Trocknen ein weisser Staub resp. Niederschlag zurück, so muss man den Zusatz von Wasser erhöhen, bis nach nochmaliger Probe kein Niederschlag mehr entsteht.

Nachdem man nun mit einem guten Blasbalg die zu conservirenden Gegenstände recht tüchtig und beidseitig ausgeblasen, bedient man sich eines Zerstaubapparates, am besten mit continuirlichem Blasbalg, um gewissenhaft alle Seiten des Gegenstandes aus einer Entfernung von etwa $^1/_2$ Meter mit einem ganz feinen Staubregen zu überdecken.

Geht man mit dem Apparat zu nahe, so entstehen Tropfen, die zu vermeiden sind.

Sammlungsgegenstände, welche nach solcher Behandlung in geschlossenen Glasschränken aufbewahrt werden, sind sozusagen für alle Zeit vor Mottenfrass sicher.

Werden dieselben aber offen aufgestellt und häufig abgestäubt oder gebürstet, so ist eine gelegentliche Neubespritzung rathsam, da das Arsen, welches sich in krystallinischem Zustande auf den präservirten Objecten niedergeschlagen hat, durch derartige Reinigungsarbeiten ebenfalls zum Theil beseitigt wird.

Trocken angewendeter Arsenik bietet nach unserer Erfahrung keine Garantie.

Wer nicht gerne selbst mit Arsen zu schaffen hat, oder nicht die nöthige Gewohnheit hat, mit solchen Giften umzugehen, wird leicht bei einem Apotheker die nöthige Anleitung oder Hilfeleistung finden.

Die mit den Motten an Gefährlichkeit wetteifernden Federmilben vertilgt Arsenbespritzung mit demselben Erfolg. Ebenso die Borkenkäfer im Holz.

II.
Aelteste Erwähnung menschensprachekundiger Papagaien im Veda.

Diese, sowie die folgenden Miscellen, von Dr. Hermann Brunnhofer.

Sowohl im weissen als im schwarzen Yajurveda begegnet uns die Erwähnung menschensprachekundiger Papagaien. Beide Abtheilungen des Yajurveda sind chronologisch um das Jahr 1000—1200 vor Chr. anzusetzen. Vâjasaneyî-Saṃhitâ (ed. Weber, pag. 744) XXIV, 33 heisst es: Sárasvate çúkaḥ purushavâk „dem Sarasvant (dem männlichen Stellvertreter der Sarasvatî, der Göttin der Beredtsamkeit) ist der menschensprachekundige Papagei heilig" und in der Taittirîya-Saṃhitâ (ed. Weber, Bd. II, pag. 88) V, 5, 12 wird noch hinzugefügt, dass es der weisse (çyetaḥ) Papagai sei.

III.
Die ältesten Spuren primitivster Botanik und Zoologie in Indien.

Die Taittirîya-Saṃhitâ (ed. Weber II, pag. 68) V, 4, 9, 1 kennt folgende Eintheilung der Pflanzen: saptá grâmyâ óshadhayaḥ saptá âraṇyấ. „Es gibt sieben zahme Pflanzen, sieben wilde". Ebenso heisst es in der Taittirîya-Saṃhitâ VI, 1, 8, 1 (Weber II, pag 147): saptá grâmyấḥ paçávaḥ saptá́ 'raṇyấḥ „es giebt sieben zahme Thiere, sieben wilde".

IV.
Altindische Volksverachtung.

Çatapatha-Brâhmana II, 3, 3, 10 (ed. Weber, pag. 168): brâhmaṇó vâ rấjâ vâ çréyân manushyò nv̀eva „ein Brahmane, ein König oder sonst ein besserer Mensch"!

V.

Geburtsstätte des Dichters.

In der Vâjasaneyî-Samhitâ XXVI, 15 (ed. Weber, pag 779) heisst es:

upahvaré girînâ'm samgamé ca nadî'nâm
dhiyâ' vípro ajâyata.

„Am Abhang der Berge und an der Mündung der Flüsse erstand der Dichter durch Denkbetrachtung."

VI.

Sündlosigkeit der Creatur.

Im Çat.-Brâhm. V, 2, 3, 1 (ed. Weber, pag. 440) treffen wir die sehr vorbuddhistische, für die Geschichte der indischen Erlösungslehre ausserordentlich wichtige Behauptung: ákilbishâ prajâh prájâyante „die Geschöpfe kommen ohne Sünde auf die Welt".

VII.

Ueber den Ursprung der Sprache nach altindischer Auffassung.

Der deutsche Sprachphilosoph Wilhelm Geiger hat vor etwa zehn Jahren den grossen Satz ausgesprochen: „Die Sprache hat die Vernunft erschaffen". Dieser vielfach wiederholten Behauptung gegenüber ist die knapp und klar ausgedrückte Ansicht der altindischen Brahmanen beherzigenswerth (Taittirîya-Samhitâ VII, 5, 1, 3, (ed. Weber II, pag. 317): mánah pû'rvo, vâ'g úttarah „Im Anfang war der Geist, dann kam die Sprache." Aehnlich heisst es im Çat^a^patha-Brâhmana X, 2, 6, 7: maná evá puráh máno hí prathamám prânânâm: „Der Geist war früher da, denn der Geist ist das erste der Lebenselemente." Wieder vermittelnd lautet die Stelle Çat.-Br. XII, 3, 3, 6: atho mánah samânam hi vâ'k ca manaçca: „Nun ist der Geist dasselbe was die Sprache."



Recensionen.

Das Verzeichniss der Sprachen und Schriften der Uebersetzungsthätigkeit der Britischen Bibelgesellschaft.

Ev. St. Joh. III, 16
in den meisten der
Sprachen und Dialekte,
in welchen die
Britische und Ausländische Bibelgesellschaft
die Heilige Schrift druckt und verbreitet.
Vermehrte Auflage.
8°.
LONDON,
Britische und Ausländische Bibelgesellschaft
146 Queen Street, E. C.
1885.

Eines der inhaltsvollsten Büchelchen der Welt! Auf etwa 70 Seiten giebt es Nachricht von der weltumfassenden Wirksamkeit der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in London. In 267 Sprachen und Dialekten wird uns ein Bibelspruch aus den ebensovielen Bibelübersetzungen mitgetheilt, welche die Gesellschaft schon veranstaltet hat. Abgesehen von dem nicht messbaren Nutzen, den die Verbreitung der Bibel, als eines der gedanken- und empfindungsreichsten Erbauungsbücher der Welt, in so vielen Sprachen, Dialekten und Schriften schon für die Humanität geleistet hat und noch leisten wird, empfiehlt sich das Broschürchen von rein linguistischem Standpunkte aus allen Sprachforschern, Culturhistorikern und Geographen als die bis jetzt reichste Quelle zur Kenntnissnahme der verschiedensten Schriftgattungen der Welt. Weder Wuttke's noch Faulmanns Geschichte der Schrift kommen an Reichthum der Mittheilung verschiedenartiger Schrifttypen diesem Büchelchen gleich.

Die äusserst merkwürdigen Schriftgattungen der Battas auf Sumatra (pag. 8, Nr. 18), der Koreaner (pag. 17, Nr. 49), die sonderbare Schrift der Cree-Indianer an der Hudsonsbay (pag. 18, Nr. 50), die javanische Schrift (pag. 30, Nr. 105), das Lepcha in Darjeeling am Himâlaya (pag. 37, Nr. 132), dann wieder das Multâni (pag. 46, Nr. 166), das curiose Slavé am Mackenzie Strom (pag. 58, Nr. 226), das Tinne oder Chippewayische Alphabet von der Hudsonsbay (pag 63, Nr. 246), sowie die auf der Grundlage des romanischen Alphabets erfundene Schrift der Feuerländer, das Yahgan, werden auch schriftkundigen Sprachgelehrten kaum anderswo als in diesem ausserordentlich belehrenden Büchelchen begegnen, dessen weiteste Verbreitung wir von ganzem Herzen wünschen.



Spezialwunschliste
der
Mittelschweizerischen
Geographisch-Commerciellen Gesellschaft
in AARAU.

I. Photographisches Museum.

Photographieen
von
Landschaften, Städten, Häfen, Dörfern, Tempeln, Palästen, Hütten, Denkmälern, Kunstwerken, Statuen, Gemälden.
Racen- und Trachtenbilder, letztere wo möglich colorirt.
Vegetations-, Früchte- und Thierbilder.
Schiffe, Fahrzeuge und Maschinen aller Art.
Stereoskopbilder.
Kunstgewerbliche und ethnologische Gegenstände.

Alle Photographien erbitten wir uns, sofern möglich, **unaufgezogen**, da wir für alle Bilder ein einheitliches großes Format eingeführt haben.
Auch Stahl- und Kupferstiche, Licht- und Farbendrucke, Holzschnitte und Lithographieen sind willkommen.

II. Ethnologisches Gewerbemuseum.

a. Rohprodukte.

1. Hölzer.

Bau-, Nutz- und Luxushölzer.
Hölzer, Rohre, Schilfe, die zur Stock- und Schirmfabrikation verwendet werden.
Farbhölzer, Rinden, Korke, Baste.

2. *Faserstoffe.*

Baumwollarten, Flachs, Hanf und Jute.
Seidenarten, Wollarten.
Polsterstoffe, als: Gespinnstfasern, Haare und Federn.
Sparto- und Halfagräser, Kokosfaser.
Binsen- und Stroharten. Roh, verarbeitet und gefärbt.

3. *Rohprodukte zur Papierfabrikation.*

4. *Hörner und Zähne (Elfenbein, Walross etc.).*

5. *Perlmutter und Schildpatt.*

6. *Pelz- und Ledermuster, roh und gefärbt.*

7. *Erze und Nutzmineralien.*

Mineralische Farbstoffe. Cemente. Schieferarten. Meerschaum. Erden. Asbestprodukte.

8. *Gerbstoffe.*

Hölzer, Früchte, Rinden.

9. *Harze und Oele.*

Gummi, Bernstein, Kopal, Asphalt und Erdharze aller Art. Petroleum.

10. *Droguen.*

Officinelle Pflanzen-, Thier- und Mineralstoffe. Gewürze.

11. *Parfümerie- und Schminkstoffe*

der Naturvölker.

12. *Genusspflanzenstoffe.*

Tabak in Blättern, Carotten und Stangen zur Schnupftabakfabrikation. Thee. Kaffee. Cacao. Früchte.

13. *Getreide-, Oel- und Hülsenfrüchte.*

b. Gewerbe, Industrie- und Kunstgewerbe aller Zeiten und Länder.

1. *Töpferei und Gefässbildnerei.*

in Thon, Steingut, Fayence, Porcellan, Glas, Metall, Holz, Rinde, Bast, Kokosschalen, Muscheln, Bambusrohr und Strausseneiern.

1. a. Ofenfabrikation.

Bemalte und modellirte Kacheln, ganze Oefen alter und neuer Fabrikation.

2. Textilprodukte.

Gewebe und Gespinnste aus Jute, Hanf, Lein, Wolle, Baumwolle, Seide u. s. w. Flecht- uud Seilereiwaaren aus Binsen, Garn, Stroh, Holzfasern, Schnüren, Palmblättern, Draht, Stickereien und Strickereien, Spitzen und Näthereien.

3. Papiere und Papiersurrogate.

Phantasiepapiere und Vignetten in Blind-, Schwarz- und Farbendruck.
Künstlerisch ausgestattete
Gratulations-, Visit-, Adress- und Reclamekarten
in Lithographie, Stich und Farbendruck.
Papierservietten mit Vignetten.
Meisterwerke von farbigen Plakaten.

4. Metallarbeiten

in Erz, Eisen, Stahl, Bronce, Kupfer, Messing, Zinn, Zink, Silber und Gold.
Guß- und Schmiedewaaren aller Art, sowohl einfache als ornamentirte Gebrauchs- und Luxusgegenstände.
Schlösser und Schlüssel. Thürbeschläge und Gitterwerk.
Messerschmiedearbeiten.
Gefäße, Schmuck n. s. w. — Uhren.

5. Meisterwerke der Buchbinderkunst.

Bücherbeschläge.

6. Holzwaaren.

Schreinerei, Drechslerei, Schnitzerei, Holzmosaik, Parquetmuster,
Intarsia, Reliefmosaik,
decorative Panneaux in allen Techniken.

7. Lederarbeiten.

Kunstvoll genähtes, gesticktes, durchbrochenes, gepunztes und bemaltes Leder in Form von Möbelüberzügen, Sattelzeug, Taschen, Kleidungsstücken, Tapeten etc.

8. Bäckerei.

Landwirthschaftlich charakterisirende Haus- und Festgebäcke, im Original, in bemaltem Gypsabguß oder Abbildung.

9. Kleinkunst.

Arbeiten in Elfenbein, Schildpatt, Horn, Muscheln, Perlmutter, Metall, Filigran, Holz, Lack, Korallen, Glasperlen, Wachs, Federn, Papier, Karton.

10. Kunst der Natur- und Halbkulturvölker,

in Original und Nachbildung.
Baukunst, Bildnerei, Malerei und vervielfältigende Künste.

11. Vervielfältigende Künste.

Muster aller Reproduktionsverfahren, als Stahl- und Kupferstich, Holzschnitt, Licht- und Farbendruck, Photochromie, Zinkographie, Aetzkunst, Lithographie, Autographie etc., womöglich unter Beifügung der Originalplatten zu den Abdrücken.

12. Hausgeräthe.

Modelle von Häusern, Hütten, Zelten, Möbeln und andern Hausgeräthen.
Gefäße und Geschirre aus Holz, Rinde, Bast, Thierhaut, Knochen, Stein, Thon, Glas, Metall, Porzellan für Wasser, Wein, Oel u. s. w., sowohl in primitiver Rohheit, als gemalt, geritzt, geschnitzt, eingelegt, emaillirt.
Innerer Hausschmuck, Schlösser, Schlüssel, Stuck, Mosaiken, Tapeten, Teppiche, Vorhänge.
Möbel: Tische, Stühle u. s. w. — Hängematten.
Tischgeräthschaften: Messer, Löffel, Gabeln.
Flaschen, Gläser, Becher.
Schnupfdosen, Tabakpfeifen und Rauchutensilien.
Laternen, Leuchter, Ampeln. Feuerzeuge.
Spiegel in Metall und Glas.

13. Fahrzeuge

in Original und Modell.
Schiffe, Barken, Kähne und deren Ausrüstung.
Wagen und Karren. Schlitten und Sänften.
Fahr- und Reitgeschirr: Sättel, Sporren, Peitschen.

14. Bekleidungsgegenstände und Schmuck

aus mineralischen, pflanzlichen und thierischen Stoffen.
Möglichst vollständige Costüme und Uniformen fremder Völker, wofür wir ausgestopfte Puppen in natürlicher Größe anfertigen lassen.
Kopfbekleidung und Kopfputz.
Halsschmuck.
Brustschmuck.
Arm- und Handschmuck: Armbänder, Ringe, Handschuhe.
Beinschmuck.
Künstliche Verunstaltungen.
Fußbekleidung: Schuhe, Stiefeln, Sandalen, Pantoffeln und Strümpfe.
Toilettenartikel: Kämme, Diademe, Schmucknadeln, Knöpfe, Kleiderbesatz. Schirme, Fächer, Taschen. Beutel, Schürzen, Schleppenhalter. Trachtenpuppen.

15. Kriegsrüstungen und Waffen.

Möglichst vollständige Kriegsrüstungen und Kriegsschmuck fremder Völker, vorzugsweise der Naturvölker.
Offensiv- und Defensivwaffen aller Art.
Feldzeichen: Fahnen, Standarten u. s. w.
Kriegerischer Pferdeschmuck.

16. Reise-Utensilien.

Stöcke, Taschen, Körbe u. s. w.

17. Werkzeuge und Maschinen aller Gewerbe und Hantirungen,

in Original und Abbildung,
als: für den häuslichen Gebrauch,
„ „ Ackerbau,
„ „ Gartenbau,
„ „ Bergbau,
zu Jagd und Fischfang,
zum Weben Spinnen, Nähen, Stricken, Sticken,
„ Mahlen, Schleifen u. s. w.

18. Apparate und Instrumente

fremder Völker
für die Schifffahrt, Chirurgie und Rechenkunst.

19. Masse, Gewichte, Münzen und Briefmarken.

Maßstäbe, Kerbhölzer und Meßinstrumente.
Waagen und Gewichte.
Münzen, Medaillen und Papiergeld zur möglichst vollständigen Darstellung aller im gegenwärtigen Handelsverkehr cursirenden Geldsorten.
Nothgeld, Geldsurrogate: Muscheln, Wampongs u. s. w.
Briefmarken, Postkarten, Briefcouverts, Stempelmarken u. s. w.

c. Das Seelenleben der Völker,

insbesondere der Natur- und Halbkulturvölker,
in Schrift und Wort, in Bild und Ton, in Ernst und Scherz.

1. Schriften, Drucke und Bücher, namentlich Bilderbücher, fremder Völker.

Vocabularien, Lieder, Sprüche, Räthsel, Sagen und Märchen schriftloser Naturvölker.
Zeitungen.

2. Schreibmaterialien.

Papiere, Rinden, Baste, Blätter, Häute, roh und präparirt,
Tafeln in Holz, Schiefer, Wachs.
Griffel, Stifte, Federn, Rohre,
Schreibzeuge.

3. Geographische und ethnologische, kunstgewerbliche und technische Literatur

über fremde Völker:
Adressbücher, Reisehandbücher, illustrirte Kataloge von Museen und Ausstellungen
zur Bereicherung unserer Bibliothek, besonders aber auch
schriftliche Mittheilungen zur Aufnahme in unser Jahrbuch.

4. Karten, Reliefs und Globen.

Landkarten, Eisenbahnkarten, Seekarten, Pläne, Atlanten.

5. Cultusgegenstände.

Modelle und Photographien von Opferstätten, Tempeln, Kirchen, Kapellen und heiligen Orten.
Gottesdienstliche Gebrauchs- und Ausschmückungsgegenstände.
Götzenbilder und Fetische.
Heiligenbilder.
Amulete und Rosenkränze.
Trachten, Festgewänder und Auszeichnungen der Priester.

6. Volksfeste und Theater.

Costüme, Masken, Perrücken der Schauspieler und Tänzer.
Laternen, Papierdrachen u. s. w.

7. Strafwerkzeuge

der Natur- und Halbkulturvölker.

8. Musikinstrumente.

Trommeln, Pauken, Becken, Rasseln, Schnurren, Klappern.
Blasinstrumente: Pfeifen, Flöten, Posaunen, Hörner u. s. w.
Saiteninstrumente: Geigen, Guitarren u. s. w.
Klingeln, Schellen, Glocken u. s. w.

9. Spiele und Kinderspielzeug.

Schachspiel, Damenbrett, Dominos, Würfelspiele, Spielkarten u. s. w.
Geduldspiele.
Puppen, Bleisoldaten u. s. w.

10. Geduldsarbeiten aller Art.

Zur gefl. Beachtung.

Gipsabgüsse von plastischen Kunstwerken, Reliefs, Ornamenten und kunstgewerblichen Produkten sind uns sehr willkommen.

Bei der Einsendung von Gegenständen ist es für uns von Wichtigkeit, sofort zu erfahren, ob dieselben in ihrer Heimat bestimmt sind **für den täglichen Gebrauch** oder aber **für Luxus und Festanlässe.**

Rohproduktsendungen erbitten wir uns sowohl in ihrer **Naturform,** wie in ihrer **Handelsform,** d. h. gemahlen, geschlemmt, geraspelt, geschnitten u. s. w. Erze z. B. wünschen wir uns in allen Formen ihres natürlichen Vorkommens, sowie in allen Abstufungen ihrer industriellen Verarbeitung bis zu Blech und Draht; die Baumwolle bis hinauf zu ihrer Verarbeitung als Tuch; den Sand bis zu seiner Verwandlung in Glas u. s. w.

Für Produkte der Textilindustrie bedürfen wir nur Muster.

Für alle Roh- und Industrieprodukte erbitten wir uns nach Möglichkeit die **Angabe der einheimischen, commerciellen und lateinischen Namen.**

Correspondenzen, Anmeldungen von neuen Mitgliedern (Jahresbeitrag Fr. 5) und Angaben von Adressen mittelschweizerischer Reisender, Kaufleute, Missionare im Ausland erbitten wir uns zu richten an den **Präsidenten.**

Realsendungen an das **Ethnologische Gewerbemuseum in Aarau,** das als öffentliche Sammlung Zollfreiheit genießt.

Auf den Frachtbrief beliebe man ausdrücklich zu bemerken:

☞ **Zur Zollbehandlung in Aarau.** ☜

Die Gotthardbahn,

direkteste internationale Verbindungslinie zwischen **England**, dem **nordöstlichen Frankreich**, den **Niederlanden** und dem **westlichen Deutschland** nach **Italien**. Dieselbe übertrifft durch die Pracht der Naturscenerien und die Größe ihrer Kunstbauten jede andere Alpenbahn Europa's. Ihr **Ausgangspunkt** ist **Luzern**. Von da fährt sie, an den freundlichen Ufern des Roth- und Zugersee's entlang, nach Arth-Goldau **(Anschluss der Arth-Rigibahn)**, sodann durch üppiges Obstgelände nach **Schwyz** und **Brunnen** und von hier durch 10 Tunnels am Ufer des Urnersee's hin über **Flüelen** und **Altorf** nach **Erstfeld** (Jochgletscher und Spannörter). Von Erstfeld windet sich die Bahn durch das wild-romantische Reußthal an den Bergabhängen hin über Schluchten und tosende Gießbäche, die nöthige Entwicklung durch 3 Kehrtunnels gewinnend, bis sie in **Göschenen** in das Gotthardmassiv einmündet und dasselbe durch einen 3 Stunden langen Tunnel durchbricht. In Göschenen vorzügliche Restauration; prächtige Excursionen von hier zur Teufelsbrücke nach Andermatt, Furka etc. In **Airolo**, der ersten Ortschaft italienischer Zunge, die durch den Gotthardtunnel in 20 bis 23 Minuten erreicht wird, beginnt die Thalfahrt durch das cascadenreiche Livinenthal über **Faido** (Beginn der südlichen Vegetation) nach **Bellinzona**. In **Giubiasco** theilt sich die Bahn in zwei Linien, wovon die eine über den Monteceneri nach der reizenden Stadt **Lugano** und **Chiasso**, der Endstation der Gotthardbahn in der Richtung nach Mailand, und die andere von **Cadenazzo**, mit Abzweigung nach **Locarno**, nach **Magadino** und **Luino** und von da nach **Genua** und **Turin** führt.

Täglich cursiren ein Expreß- und zwei Schnellzüge.

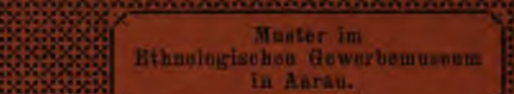
Fahrzeit mit den Expresszügen	Luzern-Mailand	$7\frac{1}{2}$—8	Stunden
" " " gewöhnlichen Schnellzügen	Luzern-Mailand	9—$9\frac{1}{2}$	"
" " " " "	Paris-Mailand	21	"
" " " " "	Berlin-Mailand	33	"

In den Expreß- und Schnellzügen circuliren elegante Wagen mit Aussichtsterrasse. Außerdem verkehren bequeme Schlafwagen, für deren Benutzung ein mäßiger Zuschlag bezahlt wird, und stehen auch prachtvolle Salonwagen zur Verfügung des reisenden Publikums.

Für Hin- und Rückfahrts- und Sonntagsbillete werden erhebliche Preisermässigungen gewährt.



Schönster und kürzester Weg auf den Rigi.



☞ Prämirt in der Collectivausstellung der Städte **Nürnberg-Fürth**, zu **Amsterdam**, höchste Auszeichnung: **Ehrendiplom der Stadt Amsterdam.**
Ausserdem: Amsterdam, Silberne Medaille.

Kunstgewerbliches Atelier

von

Joh. Adelhard

Nürnberg,

Flaschenhofstrasse 18.

SPECIALITÄT:

Holzmosaik, feinere Holzarbeiten, antike Zimmereinrichtungen, Plafonds und Wandtäfelungen

Die Holzmosaikbilder bestehen mit Ausnahme von grün und blau aus Naturhölzern **in 2000—8000 Holztheilen** und aus 30 bis 60 theils inländischen, theils überseeischen Holzarten.

Nach dem einstimmigen Urtheil vieler Kunstverständigen üben die Mosaikbilder durch die angenehmen Naturholzfarben einen besonderen Reiz aus, welcher sich, bei Betrachten der Bilder durch die hohle Hand, wohlthuend steigert. Die Mauertheile bestehen in der That aus einzelnen Holzsteinchen, und wird der Gesammteindruck dadurch erhöht, daß bei den Lichtseiten Langholz, bei dem Schatten Stirnholz verwendet ist. **Durch Benützung von nur Naturhölzern ist dem Bleichen gänzlich vorgebeugt,** und eignen sich daher die Mosaikbilder vorzüglich als Einsatz in Wandtäfelungen und Möbel.

Muster im
Ethnologischen Gewerbemuseum
in Aarau.



BITTER DENNLER



INTERLAKEN

(Berner Oberland. — Schweiz.)

Erste und älteste Fabrik für Schweizer-Bitter, gegründet 1860.

Alpenkräuter-Magenbitter

unterhält die regelmässige Verdauung und ist ein bewährtes Schutzmittel gegen nachtheilige **Einflüsse des Klimas** und raschen **Witterungswechsels**, gegen Epidemien, wie **Cholerine, Cholera, Malaria**, und verhütet oder verkürzt die **Seekrankheit.**

Missions-, Forschungs-, Handels- und Militär-Expeditionen anerkennen übereinstimmend die vorzüglichen Wirkungen des echten Dennler-Magenbitter. Für Auswanderer und Kolonisten ein wahrer Arzt auf Reisen wie im Camp.

Dennler's Eisenbitter

dient als ärztlich approbirtes medizinisches Eisenpräparat zur Linderung und Heilung der **Blutarmut** und der diese begleitenden Leiden, wie **Bleichsucht, allgemeine Abschwächung, Müdigkeit, Mangel an Appetit, blasses Aussehen.**

Ausgezeichnetes Stärkungsmittel im Stadium der **Reconvalescenz** und bei Zeichen beginnender **Altersschwäche.**

Für Familien in tropischen Klimaten, wo sie so viel an Blutarmut zu leiden haben, von heilsamster Wirkung.

Spezialitäten-Neuheit!

Wermuth-Bitter

(Vermouth tonique)

repräsentirt den Wermuth feinster italienischer Marke mit Dennler-Bitter in dem durch den praktischen Consum erprobten und dem Magen zuträglichsten Mischungsverhältniss. Trübt sich in dieser Form weder mit Wasser noch Syphon und ist weit angenehmer zu trinken als bei zufälligem Zusammengiessen von Wermuth und Bitter diverser Sorten. **Neuester schweizer. Consummationsartikel!**

Dulcamaro

(Gesundheits- und Dessertwein)

vereinigt die hygieinischen Eigenschaften des **Dennler-Bitter** mit denjenigen der **Chinarinde** und des reinen **Malagaweines.** Ein vorzüglicher Medicinalwein in schwachem Alkoholgehalt zur Hebung der Kräfte bei Kranken, Reconvalescenten und Gesunden. Vermöge seines angenehmen Geschmackes als Dessertwein einem Sherry, Portwein, Madeira etc. ebenbürtig.

Versandt in Kisten von 12 bis 24 Flaschen ab **Interlaken** und **Zürich.**

46 Ausstellungsmedaillen & höchste Auszeichnungen aller Länder.

Unübertroffener Erfolg in dieser Branche.

Fabrikfilialen in

Zürich, Mailand, Waldshut, Wien, Paris, Warschau, Buenos-Aires.

Bedeutender Export in alle Länder der Erde.

Dépots und Agenturen auf den europäischen und überseeischen Haupthandelsplätzen.



Erstes schweizerisches Muster-Lager für Bau-Artikel in **Zürich** (Rämistraße). **Das ganze Gebiet der Bauindustrie umfassend. Erfolgreichste und billigste Reklame für Aussteller. — Beste Informationsquelle für Producenten und Konsumenten. — Eintritt und Auskunft unentgeltlich. —**

Das **Musterlager**, verbunden mit **Verkaufsstelle**, übernimmt und besorgt für die **Aussteller** den Absatz aller Producte der Bauindustrie im In- und Auslande. **Einzig vollständige Bezugsquelle** für Bauherren, Architecten, Baumeister etc. Berechnungen und Voranschläge gratis. Vertreter auf allen größern Plätzen Europa's.

Administration des Schweizerischen Submissions-Anzeigers.

J. J. BÜHRER, AARAU

Grosses Lager in eleganten und soliden

Wiener-Jonc-Möbeln

Sessel, Schemel, Fauteuils,
Tabourets, Waschtuchhalter,
Kinderspeisesessel, Klavierstühle,
drehbare Bureaufauteuils,
Schankelfauteuils und Canapés.

Fabrikpreise, Zeichnungen und Preiscourants stets zu Diensten.

CHOCOLAT

Le Chocolat **Suchard** se trouve partout



5 Fabriques
Maison fondée 1826

Ph. Suchard

NEUCHATEL (Suisse)


Grossartiges Lager von Antiquitäten
aller Art.
J. WIDMER
ANTIQUAR
WYL
ST. GALLEN.
Grossartiges Lager von Antiquitäten.
aller Art.
Feinste Schweizer-Reisszeuge.
Geodätische und astronomische Instrumente
verfertigen
Kern & Cie. in Aarau (Schweiz)
Nachfolger von J. Kern
Preis-Courant mit Abbildungen gratis.
Wien 1873. Ehrendiplom. 9 Medaillen internationaler Ausstellungen. Paris 1878. Médaille d'or.

EMILE CALAME

ANTIQUAIRE

10 RUE DE GRAND-CHÊNE 10

LAUSANNE

sur le chemin qui conduit au Palais Fédéral et à la promenade de Montbenon.

ACHAT, VENTE ET EXPERTISE POUR GRAVURE.

„Axenstein"

am Vierwaldstättersee.

Grand Hôtel & Pension.
Klimatischer Kurort ersten Ranges.
Grosser Waldpark.





Von dem Redaktor der „Fernschau" sind bis jetzt als besondere Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Γάλα, Lac, der gräco-italische Name der Milch. Eine Monographie zur Empfindungsgeschichte der indogermanischen Völker. Groß 8°. Aarau, Sauerländer, 1872. Fr. 2. 50

Ueber den Geist der indischen Lyrik, mit Originalübersetzungen aus der Hymnensammlung des Rigveda, den Spruchdichtern und Hâla's Anthologie volksthümlicher Liebeslieder. Groß 8°. Leipzig, Schulze, 1882. Mk. 1. —

Giordano Bruno's Weltanschauung und Verhängniss. Aus den Quellen dargestellt. Groß 8°. Leipzig, Fues, 1882. Mk. 8. —

Der Indienfahrer Anquetil Duperron. Vortrag. Groß 8°. Basel, Schwabe, 1883. Fr. 1. —

Ueber den Ursitz der Indogermanen. Vortrag. Groß 8°. Basel, Schwabe, 1884. Fr. 1. —

Der Wetterprophet. Lustspiel in drei Akten von Alfred Werder. 56 Seiten 8°. Aarau, Sauerländer's Verlag, 1884. Fr. 1. 40

Fach-Katalog der aargauischen Kantonsbibliothek. Im Auftrag der h. Regierung entworfen und ausgeführt. *Erster Band:* Archäologie und Kunstwissenschaft, Geschichte, Geographie und Ethnologie. (XXX und 1001 Seiten.) Groß 8°. Aarau, Albrecht, 1881. — *Zweiter Band.* Erster Theil: Religionswissenschaft u. Mythologie, Rechtswissenschaft, Staatswissenschaften, Haushaltungskunst, Landwirthschaft, Forstwissenschaft nebst Jagd und Fischerei, Bergbau und Salinen, Technologie, Kriegswissenschaft, Nautik u. Aeronautik, Mathematik, Astronomie, Naturwissenschaften nebst Medicin, Philosophie und Pädagogik. (XXXII und 1042 Seiten.) Zweiter Theil: Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und Philologie. (XXII und 1043—1519 Seiten.) Groß 8°. Aarau, Keller, 1887. Beide Bände (3 Thle.) zusammen Fr. 15. —



Adressbücher kleinerer Städte entbehren zum großen Theil auch eines Branchen-Verzeichnisses, und ist der Reisende dann erst recht gezwungen, sich die Kundschaft unter den Tausenden von Namen herauszusuchen; der «Leuchs» dagegen gibt unparteiische Auskunft, indem die Adressen aller Industrie-, Handel- und Gewerbetreibenden auf allen Plätzen nach Branchen genau zusammengestellt sind, so dass der Reisende die Gewissheit hat, dass er keinen Kunden resp. keine Adresse seiner Branche am Platze übersieht. Die Ersparniß des Reisenden an Zeit ersetzt die Kosten reichlich.

4) Der **Leuchs** ist ein *Agenten-Nachweis* für diejenigen, welche nicht reisen lassen, aber ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend vertreten sein wollen.

5) Der **Leuchs** ist ein *vollständiges Orts-Register;* beim Versand von Briefen und Waaren sehr wichtig; der Leuchs sagt, ob der qu. Platz Eisenbahn-, Post-, Telegraphenstation, event. welches die nächstgelegene Eisenbahn-, Post- und Telegraphenstation ist.

6) Der **Leuchs** dient in gewissem Umfang zur ***Auskunft über Creditverhältnisse und Leistungsfähigkeit*** von Firmen. — Fehlt eine Adresse, so kann man annehmen, dass die Firma ganz neu ist, d. h. dass sie bei der letzten Aufnahme noch nicht existirte oder sehr unbedeutend ist. — Bei vielen Firmen finden sich nähere Angaben, die als Anhaltspunkte dienen. Will man am Platze Erkundigungen einziehen, so findet man dafür die Adresse eines Bank- oder Speditionshauses oder sonstiger respectabler Firmen.

7) Der **Leuchs** ist endlich auch ein **Hilfsbuch** für den *nothleidenden Credit.* Durch Bezeichnung des Amts- und Landgerichtsbezirks, zu welchem ein Ort gehört und durch Anführung der Adressen von Rechtsanwälten und Notaren bezw. von Firmen, Bankhäusern etc. bietet er Adressen, an die man unter Umständen sich wenden kann.

Wer den Leuchs recht ausnutzt, sei es durch daraus entnommene genaue Instruction des Reisenden, sei es durch Versendung von brieflichen Offerten, wird sich eine **lohnende Kundschaft** erziehen und mit Sicherheit in weiteste Fernen arbeiten können, wenn er — da unsere heutigen Creditverhältnisse schnell wechselnde geworden sind — sich über die **zeitigen** Verhältnisse der einzelnen Besteller nebenher immer genau informirt. Unseren Subscribenten diene zur Nachricht, dass das grösste und anerkannt tüchtigste Auskunftsbüreau Deutschlands das *Institut von W. Schimmelpfeng* in BERLIN W. ist; dasfelbe besteht seit 1872 und ist durch vertragsmässige Vereinbarung mit angesehenen kaufmännischen Vereinen und industriellen Verbänden (z. B. Centralverband der Deutschen Industriellen etc.) empfohlen.

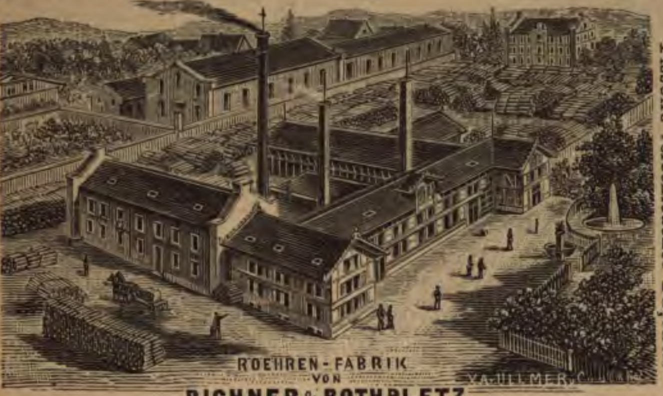
Ueber den Werth der Leuchs'schen Adressbücher liegen zahlreiche Recensionen wie der Kölnischen Zeitung 11. Juli 1885, Basler Nachrichten, Frankfurter Journal etc. vor; hier folgt nur eine. Die „Weser-Zeitung" schreibt am 24. Mai 1884:

Leuchs Adressbücher der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder, ist ein ebenso umfassendes als brauchbares Werk. Dieses Adressbuch ist das erste der Art in Deutschland und fand eine sehr freundliche Aufnahme, so dass die Herausgeb er zur Veranstaltung neuer verbesserter und vermehrter Auflagen ermuthigt wurden, die sich bis heute ununterbrochen folgten. Während die erste Ausgabe nur 2 Bände und 67 Bogen stark war und nur in 12,000 Exemplaren aufgelegt wurde, umfasst die **jetzige Auflage 35 Bände** bei einer Bogenzahl von mehr als 1000 und einer Auflage von 350,000 Exemplaren. **Siebenzig** Jahre unausgesetzter Arbeit, ein grosses Capital von Aufwand an Fleiss, Zeit, Mühe und Geld! 130 Redacteure und Agenten haben seit 70 Jahren ganz Europa durchreist und die Adressen aufgenommen. Wie wichtig heute die Kenntniss von richtigen Adressen für den Fabrikanten, Kaufmann, überhaupt jeden Geschäftsmann ist, beweist die grosse Nachfrage und Abnahme, deren sich speciell die Leuchs'schen Adressbücher in Folge ihrer gediegenen praktischen und übersichtlichen Ausarbeitung zu erfreuen haben. Vollständig ist ein Adressbuch nie und kann nie vollständig sein, denn jede Stunde bringt neue Veränderungen. Was aber an Vollkommenheit und Zuverlässigkeit ein Werk leisten kann, das bringt die genannte Firma, vermöge ihrer siebzigjährigen Praxis und ihrer zahlreichen Verbindungen zu Stande. Die verschiedenen Bände zeigen überall das Streben nach steter Vervollkommnung. In den uns vorliegenden Bänden sind Anlage, Eintheilung und Uebersicht, Druck, Abkürzungen und Zeichen derart besorgt, dass man rasch orientirt wird. Das Unternehmen verdient die Berücksichtigung der Geschäftswelt.

Röhren-Fabrik Rychner



Thon- und Steinzeugröhren für Wasser-, Rauch- u. Abtrittleitungen.



Façonstücke jeder Art
Closet-Apparate
Pissoirs verschiedener Façonen

Lager von

Ia Portland-, Grenoble- und **Roman-Cement. Hydraulischer Kalk. Cement-Bodenplatten**, glatt, gerippt und farbig. **Cement-, Schlacken-** und **Gips-Steine. Rabattenziegel, Grabeinfassungen, Pallisaden** etc.

Muster im Ethnologischen Gewerbemuseum in Aarau.

F. HOMBERG, GRAVEUR

Marktgasse 37 **BERN** Marktgasse 37

Sorgfältige Bedienung. — Billige Peise.

Muster im Ethnologischen Gewerbemuseum in Aarau.

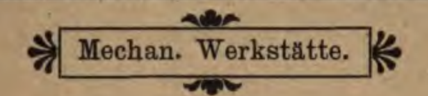
Hôtel Krone in Winterthur

In bester Geschäftslage. Gute Küche. Reelle Weine.

Bestens empfohlen

Hans Weber.




Mechan. Werkstätte.


Mechan. Werkstätte.





GRAND HOTEL NATIONAL

vis-à-vis de la gare centrale,



ÉTABLISSEMENT DE PREMIER RANG

avec le plus grand comfort. 120 chambres et salons. Appartements pour familles. Grand nombre de balcons.

ASCENSEUR HYDRAULIQUE

Grandes salles dans le plus élégant style Mauro-Gothique et Renaissance.

Magnifique Café-Restaurant et Salle de Billards.

50 différents journaux.

Arrangement pour séjour prolongé à prix très modérés. Le voisinage immédiat de la gare épargne l'inconvénient des omnibus.

FERD. MICHEL, Propriétaire.



VILLEROY & BOCH

Fabrikat: in Steingut, Gebrauchsgeschirre; in Majolika, Gebrauchs- und Luxusgeschirre; in Chamotte, Muffeln und Steine.

Spezialität: Majolica-Artikel.

Eigene Malerei. — 320 Arbeiter.

Niederlagen in Ehrenfeld a./Rein; Berlin, C. Kurstraße 43/44; Obertürkheim b. Stuttgart.

Musterlager in Hamburg, Alter Wall 20; in Stuttgart, Exportmusterlager; zur Messe in Leipzig, Katharinenstrasse 12 II. (Europäische Börsenhalle.)

Vertreter in Mailand: Ed. Krumscheid; in Cairo: Gust. Mez; in Athen: Georgii & Harr; in Constantinopel: R. Rosenthal und B. Ehrenstein; in Bucarest: Waldemar Höflich; in Belgrad: C. Loebl.

Besteht seit 1820.
Uebernommen von Villeroy & Boch 1883.

Wurde prämirt in **London** 1851, in **Cannstadt** 1858, in **Rottweil** 1861, in **Wien** 1873, in **Chili** 1875, in **Sidney** 1879 und 1880 und in **Brüssel** 1880 (sämmtliche mit bronzener Medaille), in **Ulm** 1871 mit grosser Verdienst-Medaille und 1881 mit K. Württemb. goldener Fortschrittsmedaille und Ehrendiplom, in **Villingen** 1861 mit silberner Medaille.



Muster im Ethnologischen Gewerbemuseum in Aarau.





„EQUITABLE"

Lebens-Versicherungs-Gesellschaft
der Vereinigten Staaten

in New-York.

Die größte Lebens-Versicherungs-Gesellschaft der Welt.

Sie schließt Lebens-, Kapital- und Renten-Versicherungen zu den günstigsten Bedingungen ab und bietet die größten Sicherheiten, da am

1. Januar ds. Js.

ihre Prämienreserve à 4% . .	Fr. 437,310,550. 15
ihr Extra-Sicherheitsfond à 4% .	Fr. 93,828,921. 60

betrug.

Die Versicherungsbedingungen sind einfach, die Auszahlung der fällig gewordenen Policen erfolgt **sofort** und die **Obligations-Policen** der „Equitable" sind bereits nach 2 Jahren **unanfechtbar.**

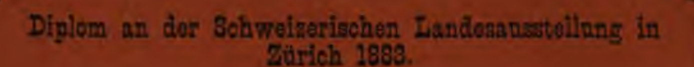
Besonders günstig sind die Leibrenten-Versicherungen der „Equitable", welche bei einem Alter von 45 Jahren 7,23%, bei einem solchen von 60 Jahren 10,25% gewähren.

Dem reichen Mann, dem Kapitalisten empfiehlt sich eine Versicherung bei der „Equitable" als vorzügliche **Kapitalanlage;** er erzielt damit neben der Versicherung des Kapitals eine Verzinsung seiner Fonds, was ihm keine Anlage in Hypotheken oder Papieren gewähren kann.

Nähere Auskunft und Prospekte ertheilt bereitwilligst

J. U. Albin,
Agenturgeschäft in CHUR.


Dampf-Motoren für Klein- und Haus-Industrie. 1/8 — 5 Pf.-Kraft.
A. von Wurstemberger & Co., Sihlstrasse 43.
Otto Wirz, Ingenieur, Maschinenfabrik Aarwangen.
Die Kessel dieser Motoren werden mit gewöhnlichem Petroleum, mittelst der pat. Brenner (System Schweizer & Guignard) geheizt, welche eine intensive Hitze und vollkommene Verbrennung erzeugen. Diese Heizquelle ist ganz regelmässig und regulirbar, und da der Brenner selbst wenig Raum einnimmt, ist es ermöglicht, die Grösse des Kessels auf ein Minimum zu reduziren und den Schornstein zu entbehren — daher billiger Anschaffungspreis und leichte Aufstellung, selbst in Wohn- und Arbeitsräumen, und in obern Stockwerken. — Bequemer, reinlicher und billiger Betrieb. — Vollkommene Sicherheit. — Zu allen Industrien und zur Erzeugung des elektrischen Lichtes verwendbar.



Diplom an der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883.

Heinrich Berchtold

Maschinen-Fabrik und Kesselschmiede

bei Zürich THALWEIL. Schweiz

Erstellung von Dampfheizungen

mittelst Niederdruck und Hochdruck.

Warmwasserheizungen

mit Hochdruck, Mitteldruck und Niederdruck.

Luftheizungen.

Die Heizungen werden fix und fertig erstellt unter Garantie in einzelnen Wohnungen, in ganzen Wohnhäusern, in Villen und Gewächshäusern, in Spitälern, in Schulhäusern, Geschäftslokalitäten, Gefängnissen etc. etc.

Beste Referenzen stehen zu Diensten, zahlreiche Ausführungen zur Besichtigung.

Maschinen für Färbereien,

als:

Waschmaschinen, Lüstrirmaschinen, Quetschmaschinen, Chevillirmaschinen, Hydroextracteure, Dampfmaschinen, Farbholzkocher etc. etc.

Dampfkessel in allen Grössen und Systemen, aus den besten Blechen und unter Zusicherung bester Arbeit, versehen mit solidesten Garnituren.



Musterkollectionen

von

Gewerbe- & Industrieproducten

für das

Ethnolog. Gewerbe-Museum

in Aarau

nimmt jederzeit dankbarst entgegen

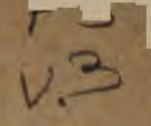
die

Mittelschweizerische

Geographisch-Commercielle Gesellschaft

in Aarau.




Stanford University Libraries
3 6105 014 711 118

V.3

